Otto Magnus von Stackelberg.

Schilderung seines Lebens

und seiner Reisen in Italien und Griechenland.

Nach Tagebüchern und Briefen

dargestellt von

N. von Stackelberg.

Mit einer Vorrede

von

Kuno Fischer,

Geh. Rath und o. Professor an der Universität Heidelberg.

Mit Stackelberg's Bild nach Vogel von Vogelstein.

Heidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

1882.

Edem gewidmet

Heinrichshof.

Weihnachten 1882. von m. Sophie.

Otto Magnus von Stackelberg.



Verlag von C. Winter, Heidelberg. Fr. Bruckmann, München repr.

Otto Magnus von Stackelberg

nach Vogel von Vogelstein.

Ert. A -1223

Otto Magnus von Stackelberg.

Schilderung seines Lebens

und seiner Reisen in Italien und Griechenland.

Nach Tagebüchern und Briefen

dargestellt von

N. von Stackelberg.

Mit einer Vorrede

von

Kuno Fischer,
Geh. Rath und o. Professor an der Universität Heidelberg.

Tartu Riiklik Ülikooli
Raamatukogu
495177

Mit Stackelberg's Bild nach Vogel von Vogelstein.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1882.

Alle Rechte vorbehalten.

Est. A
[illegible]
24275
i 39504444x

Vorrede.

Der Freiherr Otto Magnus von Stackelberg hat durch ſeine Verdienſte um die Ausgrabung des Apollotempels von Phigalia und der etruriſchen Gräber von Corneto, wie durch die beiden darüber veröffentlichten Werke ſeinem Namen im Kreiſe der Kunſt- und Alterthumsforſcher ein unvergängliches Anſehen erworben. Alle Griechenfreunde werden ihm dankbar bleiben, daß er ihnen durch ſein Werk über die Trachten und Gebräuche der Neugriechen das gegenwärtige Volk, durch eine Fülle von ſeiner Hand gezeichneter Bilder das herrliche Land ſelbſt in Orten und Landſchaften künſtleriſch vor Augen geführt hat. Die ſeltene Eigenart ſeiner Perſönlichkeit gewann ihm die Herzen treuer Freunde und die Sympathien aller, die ihn gekannt. Sein Name wird dauern, ſolange es Alterthumsforſcher, Kunſtfreunde und Philhellenen giebt; aber das Bild der Perſon verſchwindet aus dem Gedächtniß der Nach-

lebenden, wenn nicht ein biographiſches Denkmal daſſelbe befeſtigt und erhält.

Unter denen, die ihn gekannt, war einer meiner theuerſten Freunde und Collegen, K. Göttling in Jena. Als dieſer im Frühjahr 1828 zum erſten Mal nach Rom kam, ſtand O. M. von Stackelberg am Ende ſeines letzten römiſchen Aufenthalts, der zwölf Jahre gewährt hatte. Göttling konnte ſich dort ſeines Umgangs erfreuen, in ſeiner Geſellſchaft den Geburtstag der Stadt in der Osteria di Goethe feiern und in ſeiner Begleitung die etruriſchen Alterthümer in Volterra beſuchen. „Dabei kam mir", ſo berichtet er an Goethe, „die Begleitung des Baron von Stackelberg ſehr zu Statten, der die Ausgrabungen in Corneto (Tarquinii) geleitet hat, und dem die Vergleichungen anderer Sammlungen in Chiuſi zu Gebote ſtanden; ich habe von dieſem liebenswürdigen Mann viel gelernt." Ein Jahr ſpäter beſuchte Stackelberg Göttling in Jena, Goethe in Weimar, deſſen Dichtungen er ſeit den Tagen der Jugend geliebt und bewundert hatte. Es gereichte dem Dichter zu herzerfreuendem Genuß, über Kunſt und Alterthum ſich mit dieſem Kenner und Künſtler immer aufs Neue zu unterreden. „Ein ſolcher Beſuch dient mir zur glücklichſten Erholung", ſchrieb er damals an Göttling[1]).

Ich kannte Stackelbergs Werke über den Apollotempel wie über die Trachten der Neugriechen und hatte in den Erzählungen meines Freundes ſeinen Namen oft mit jener Sym-

[1]) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Göttling in den Jahren 1824–1831. (München 1880.) S. 38–40. S. 57 u. 79. (Br. Goethes vom 22. Aug. 1829.)

pathie, die sich dem Zuhörer mittheilt, aussprechen hören, als ich im Oktober 1864 nach Montreux kam und dort unter den Gästen eines Hauses, in das mich ein günstiges Geschick geführt, der Baronin Natalie von Stackelberg begegnete, aus deren lebendigen Schilderungen ich erst das volle Bild jener mir so interessanten Persönlichkeit gewann. Sie war die Tochter seines Bruders und hatte in früher Jugend den Oheim im Hause der Eltern gesehen, als er in noch rüstigem Mannesalter, aber mit gebrochener Lebenskraft aus dem classischen Süden, seiner zweiten Heimath, in sein Vaterland zurückgekehrt war. Sie ist die Verfasserin dieses biographischen Denkmals, das auszuführen Natalie von Stackelberg sich durch das Bedürfniß der Pietät, die Treue der Verehrung und, was noch mehr ist, durch das liebevolle Verständniß für die Geistes- und Gemüthsart des Oheims mit Recht berufen gefühlt hat.

Ein wesentlicher Theil ihrer Arbeit besteht in der Sammlung und Composition des Materials, das aus sehr fragmentarischen und zerstreuten Tagebüchern, Aufzeichnungen und Briefen erst herbeigeschafft werden mußte. Was zu den Zügen des biographischen Bildes nicht nothwendig gehört, ist fortgelassen, das griechische Tagebuch vielfach gekürzt, jedoch der Ausdruck der Selbstdarstellung überall beibehalten worden, damit der Leser keinen Augenblick darüber im Unklaren bleibe, daß er es mit Stackelbergs eigenen Schilderungen und Erlebnissen zu thun hat. Schon im Jahre 1864 hatte Karl Hoheisel eine biographische Skizze in der baltischen Monatsschrift ver-

öffentlicht; seitdem ist vielerlei neues Material in Familienbesitz aufgefunden worden, insbesondere hat Jegor von Sivers durch glücklichen Zufall bei einem Antiquar in Dresden einen sehr ansehnlichen Theil von Stackelbergs handschriftlichem Nachlaß entdeckt und erstanden. Diesem für die Förderung der geistigen Interessen in den baltischen Ländern so verdienstvollen, leider zu früh verstorbenen Manne hat es die Verfasserin zu danken, daß sie das Lebensbild ihres Oheims mit größerer Ausführlichkeit geben konnte. Es wird den Lesern gewiß willkommen sein, daß sie mit dem biographischen Denkmal zugleich ein wohlgelungenes Porträt nach einem Ölbilde erhalten, das O. M. von Stackelberg einige Jahre nach der Rückkehr von seiner zweiten italienischen Reise darstellt. Die Säulen des phigalischen Tempels im Hintergrunde und der Stift in seiner auf die Mappe gestützten Hand lassen uns zugleich den Kunstforscher und den Künstler erkennen.

Als die Verfasserin mir im vorigen Spätherbst ihr vollendetes Werk vorlas, bin ich dem Gange der Erzählung, namentlich den Schilderungen der griechischen Reise mit lebhafter und steigender Theilnahme gefolgt. In Romanen und Dichtungen ist uns häufig geschildert worden, wie Menschen, die durch die Verwandtschaft ihrer Naturen zusammengehören, einander suchen und finden. Es giebt auch zwischen Menschen und Gegenden, Orten, Landschaften eine Art vorherbestimmter Harmonie. Solche Menschen haben zwei Heimathen, eine angeborene und eine wahlverwandte. Der Held dieser Erzählung

war in Ehſtland geboren mit der Sehnſucht nach und der Verwandtſchaft zu Griechenland. Es war keine phantaſtiſche unreife Schwärmerei, ſondern ſeine Natur war durch das Talent des Malers, durch den Sinn für die Schönheit der claſſiſchen Landſchaft und Kunſt, durch alle die Kräfte, die zur Erforſchung der begrabenen Trümmer des Alterthums geweckt ſind, für den Genuß dieſes Landes eingerichtet und ihm gleichſam geweiht. Er hatte die Vorempfindung eines unermeßlichen Glücks, wenn es ihm vergönnt ſei, ſeinem Künſtlerberufe zu leben und das Land zu ſchauen, das für ihn das gelobte und durch die Bedürfniſſe ſeiner Phantaſie das verheißene Land war. Bei ſeiner erſten Wanderung durch die deutſchen Gaue begrüßt er jede anmuthige Landſchaft, freudig athmet er auf ſchon an den Ufern der Fulda; was erſt wird er ſagen, wenn er die Alpenſeeen der Schweiz, den Tiber und Anio, die Geſtade und Vorgebirge des ioniſchen und ägäiſchen Meeres ſieht! Unwillkürlich muß man mit einer ſolchen Erwartung einem ſolchen Wanderer folgen und ſeine erhabenen Befriedigungen mitgenießen, wenn er endlich ſein Ziel erreicht hat und nun Jahre lang dem Genuß, der Betrachtung, der Darſtellung und Erforſchung der helleniſchen Welt in ihrer Vergangenheit und Gegenwart leben darf. War er nicht in Arkadien geboren, ſo hat er doch unter den Trümmern eines arkadiſchen Tempels, eines der herrlichſten des Alterthums, den er entdecken half und der Welt beſchrieben hat, wie ein arkadiſcher Hirte gewohnt und dort einen ſeiner Geburtstage erlebt, der wohl ſein glück-

lichſter war. Nicht ungeſtraft iſt er auf helleniſchem Boden gewandelt; er mußte harte und härteſte Proben beſtehen: nicht blos ſchwere Krankheiten, die ſein Leben wiederholt gefährdet, einmal bis zum Scheintode gebracht und die Kraft deſſelben für immer erſchüttert haben, ſondern auch das Elend eines Gefangenen in der Hand der Seeräuber, wo er einen ſchrecklichen Tod vor Augen ſah und Ungemach aller Art erdulden mußte, deſſen Schilderung auf jeden Leſer die tragiſchen Eindrücke des Mitleids und der Furcht machen wird. Und doch haben die ſchlimmſten Erfahrungen ihm das Glück, in dieſem Lande gelebt zu haben, nicht verleiden können. Es waren vier Jahre tief empfundener Lebenspoeſie. Als er Zante in heller Mondnacht verließ, um den Rückweg in die Heimath anzutreten, waren die Qualen der Krankheit und der eben beſtandenen Gefangenſchaft vergeſſen und nur der Schmerz des Abſchieds lebendig, der aus den Worten ſeines Tagebuchs ſpricht: „Unendlich ſchwer ward es mir, dieſes Land zu verlaſſen, von deſſen tief erkannter und erforſchter Schönheit ich mein ganzes Weſen durchdrungen fühlte. Wie gehoben und befriedigt war dort mein Gemüth beim Anblick der Natur! Wie ſtörte mich der Wechſel im Charakter der Gegend, als Griechenland dem Auge entſchwand. Farblos und matt ſchien mir jede andere Landſchaft. Eine unausſprechliche Sehnſucht zog mich zurück zu dem Lande, das durch den dichteriſchen Geiſt ſeines Volks ſo herrlich belebt iſt. Für mich hat es die Ferne wohl auf ewig entrückt!“ Es war ihm vergönnt, nach zwei Jahren Italien

wiederzuſehen, wo er zwölf Jahre blieb und während dieſer Zeit auch Sicilien kennen lernte. Dann kehrte er für die letzten neun Lebensjahre unter den nördlichen Himmel zurück. „Es iſt nicht leicht, ſich von einem Orte loszureißen, wo man mit allen ſeinen geiſtigen Intereſſen Wurzel gefaßt hat, wo ſelbſt die Sprache des Landes mit ihren wohllautenden Klängen uns geläufiger geworden iſt, als die früh erlernte der Kindheit. Hart iſt Beides, auf immer gehen und nimmer kommen. Wird der trübe Himmel des Nordens mir jemals erträglich werden? Es erfordert viel, um den ſchweren Riß zu verſöhnen, den die Trennung von Kunſt und Natur meinem Herzen bereiten wird.[1])“

Griechenland ſah er nicht wieder, aber er hat wie ein verbannter Hellene ſich dahin zurückgeſehnt. Mit ſeiner ganzen Empfindungsweiſe, ſeiner Gemüths- und Bildungsart war O. M. von Stackelberg ein Sohn unſerer romantiſchen Zeit, nur daß nicht die mittelalterliche und kirchliche Welt, ſondern die claſſiſche mit ihrer Natur und Kunſt die Gegenſtände waren, die ſeine Phantaſie erfüllten, nicht krankhaft, denn ſie haben auch ſein Leben erfüllt. In dem Künſtler und Forſcher ſehen wir den Mann, der in ſeiner Arbeit weniger Aufgaben der Gelehrſamkeit zu löſen, als die Bedürfniſſe ſeiner Phantaſie zu befriedigen ſucht; daher auch ſein Aufenthalt in Griechenland nicht als der reichſte Ort gelehrter Ausbeute, ſondern als der Schauplatz des wünſchenswertheſten, phantaſiegemäßen Lebens ihn anzog und feſſelte. Dieſen Charakter tragen ſeine Reiſe-

[1]) S. Kap. XX. S. 295 fl. XXVIII. S. 419.

ſchilderungen, die darin ein denkwürdiger Ausdruck auch der Zeit ſind, worin er lebte. Das Leben und die Schickſale dieſes Mannes, die Sehnſucht ſeiner Jugend, das Glück der Erfüllung, das aus ſeinen griechiſchen Reiſeſchilderungen hervorleuchtet, die Wehmuth des Abſchieds und der Wunſch nach dem Ende, der in manchen Bekenntniſſen ſeiner letzten von Krankheit und dem trüben Himmel des Nordens verdüſterten Jahre vernehmbar iſt, haben mich oft an jenes ſchöne Gedicht unſeres Hölderlin erinnert, das er „Griechenland“ genannt und in deſſen letzte Worte er ſeine ganze Sehnſucht ergoſſen hat:

Mich verlangt in's beſſ're Land hinüber,
Nach Alkäus und Anakreon,
Und ich ſchlief' im engen Hauſe lieber
Bei den Heiligen in Marathon!
Ach! es ſei die letzte meiner Thränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an.

Heidelberg, 5. December 1881.

Kuno Fiſcher.

Einleitung.

Wir leben in dem Zeitalter der Denkmäler. In Stein und Erz verkörpert man das Andenken jener großen Männer, deren Werke ihr Leben überdauert haben. Das haſtig vorwärts drängende, vom Wechſel ſeiner eigenen großen Schickſale ſtürmiſch bewegte Geſchlecht der Jetztzeit kann die Spuren denkwürdiger Menſchen, deren Gedächtniß ruhigere Zeiten bewahrt haben würden, leicht aus den Augen verlieren und ſie dadurch auch der Nachwelt gänzlich entfremden. —

Dieſe Blätter wollen eine faſt vergeſſene Erſcheinung uns wieder vergegenwärtigen. Nicht in Stein und Erz, ſondern in dem warmen Wort der Liebe und Anerkennung ſollen ſie das Leben eines Mannes darſtellen: „der die ewig wahren Gebilde der klaſſiſchen Kunſt aus dem Schutt der Jahrtauſende wieder an's Licht der Begeiſterung brachte.“ (Gerhard.) Bei der Kunde von Stackelbergs Tode, im Jahre 1837, ſchrieb der berühmte Archäolog Profeſſor Eduard Gerhard, folgende Worte in ſeine „Römiſch-Hyperboräiſche Zeitſchrift“:

„Ein Kind des Nordens, durch mühevolle Wanderluſt heimiſch in Hellas und Rom, hat Stackelberg in Werken, vom

Genius Roms gepflegt, die Kunſt der Griechen neu darzuſtellen und zu erklären vermocht. Früh erblüht, ſchön gereift, raſch gewelkt, der Seinigen Stolz, ſeinen Freunden unvergeßlich, liegt er beſtattet in vaterländiſcher Erde. Gottes ewiges Licht, das er im Wahren und Schönen hienieden ſuchte, möge Jenſeits ihm leuchten! Von den Hyperboräern des Alterthums wird uns berichtet, daß ſie, dem älteſten Opferbrauch ſeiner Feſte gemäß, wenn ſie zur Neige des Lebens gelangt, dem Gott des Geſanges, dem ſie ihre Leier geweiht, von felſiger Höhe in's Meer tauchend ſich opferten! Zur ſchreckbaren Heiligkeit dieſer Sitte mochte wohl ein apolliniſcher Päan ertönen. Unſer hyperboräiſcher Freund, der Apollo-Prophet des Phigaliſchen Tempels, bot wandernd und ſchiffend, nicht ſelten mit gleicher Gefahr und Kaltblütigkeit den Zwecken der Kunſt und der Forſchung ſein Leben dar, ohne viel Ruhm dafür einzuerndten. Hat ſpäterhin dumpf und lautlos die Welle des Todes ihn fortgeriſſen, ſo mag, wenn kein Päan, kein Denkſtein, kein Nachruf bisher ihm wurde, der gegenwärtige Lebensabriß als ein beſcheidenes Todtenopfer ihm gelten!"

Dieſe Worte eines Freundes und Zeitgenoſſen mögen die Aufzeichnungen einleiten, die aus Briefen, Tagebüchern und aus der Erinnerung weniger noch lebender Verwandten und Freunde zuſammengeſtellt ſind.

Erſtes Kapitel.

Familie und Jugendjahre.

Motto:

„Gleich wie Blätter im Wald, ſo ſind die Geſchlechter der Menſchen.
„Blätter verwehet zur Erde der Wind, und andere treibet
„Wieder der grünende Wald, wenn neu auflebet der Frühling!
„So auch der Menſchen Geſchlecht – dieſes wächſt und jenes verſchwindet."

Ilias, Geſ. 6. V. 146.

An dem ſüdlichen Ufer des finniſchen Meerbuſens liegt eine der Oſtſeeprovinzen Rußlands. Nach ihren erſten Anſiedlern trägt ſie den Namen „Ehſtland". Heidniſche Ehſten hatten ſich hier in geſchützter Meeresbucht feſtgeſetzt und gegen die ſtets andringenden Feinde auf felſiger Höhe ein Bollwerk gegründet, das der Chroniſt „Heinrich der Lette" Lindaniſe nennt.

Als Papſt Honorius III. dem Könige Waldemar II. das Recht verliehen, alle von ihm eroberten Länder der Heiden ſeinem Reiche zu vereinen, erſchien der König von Dänemark im Jahre 1219 mit einer zahlreichen Flotte vor der Ehſtenburg. Es galt, die Ehſtniſchen Piraten zu vernichten, deren kühne Raubzüge ſchon die Geſtade des Dänenreichs bedrohten. Eine wohlgerüſtete Schaar däniſcher und deutſcher Krieger befand ſich an Bord der Schiffe. Die Burg ward erobert und zerſtört. Auf ihren Trümmern begannen die Dänen den Bau eines neuen Schloſſes, dem ſie den Namen „Revel" beilegten. Wohl um der vielen Riffe wegen, welche die Bucht um-

geben, denn auf däniſch heißt ein Riff: Revel. Bis auf unſere Tage wird die Stadt Reval von den Ehſten noch „Tallinna“ oder Dänenburg genannt. Das vom Papſt Honorius geweihte heilige Banner, unter dem dieſe Kreuzfahrer fochten, ein weißes Kreuz im rothen Felde, ward von nun an, als Danebrog, das däniſche Reichsbanner und auch das Wappen des neugegründeten Revel. Es beſteht noch als das ſogenannte „kleine Wappen“ der Stadt.

Ein zwiſchen den Dänen und Schwertrittern ausgebrochener Streit über die Vertheilung der eroberten Landestheile, nahm für die Dänen einen ſchlimmen Ausgang. Der Ordensmeiſter Volquin belagerte Revel (1227) und zwang ſie, das Schloß dem Schwertritterorden zu übergeben. Als aber nach deren Niederlage gegen die Lithauer Volquin mit vielen Rittern erſchlagen wurde, kamen Stadt und Schloß Revel abermals unter däniſche Herrſchaft. Mehr als hundert Jahre ſaßen hier däniſche Hauptleute, bis der König von Dänemark (1347) das Gebiet für eine beſtimmte Kaufſumme an den Deutſchen Orden abtrat. In den Händen Deutſcher Ordens-Comthure lag jetzt die Verwaltung zwei Jahrhunderte lang. Dann begaben ſich Revel und die ehſtländiſche Ritterſchaft (1561) unter ſchwediſche Botmäßigkeit, und ſchwediſche Gubernatore bezogen die alte Burg.

Zur See oder zu Land erblickte man ſchon von Ferne einen mächtigen Fels aus der Tiefebene emporſteigen. Mit Mauern, Thürmen, Bollwerken und Baſtionen nach alter Art wohl befeſtigt, durch eine Zugbrücke von der Landſeite abgeſchloſſen, wuchſen hier die Burg, die Häuſer der Ordens-Lehnsmannen und die älteſte Kirche des Landes gleichſam aus dem ſchroffen Abhang hervor. Außerhalb der Burg konnten in den unruhigen kriegsbedrohten Zeiten anfangs keine feſten Anſiedelungen gegründet werden. Jahre waren hingegangen, bevor deutſche und däniſche Kaufleute und Gewerbtreibende ſich unter Volquin, dem Meiſter des Schwert-

ordens, (1228) dem Meere zu im Thale anbauten, und nun allmählich am Fuße der Burg das Fakelwerk und die Stadt Revel entſtanden.

Der Mittelpunkt des Verkehrs lag in dem unregelmäßigen Gewirre der engen krummen Straßen der unteren Stadt. Dort befanden ſich die Speicher der reichen Kaufherrn und die Werkſtätten der Gewerbtreibenden. Seitdem Revel in den Bund der mächtigen Hanſa getreten, blühten Handel und Gewerbe, und der günſtig gelegene Hafen ward nicht leer vom Maſtenwald weithinziehender Schiffe. Noch in gegenwärtiger Zeit erkennen wir den Typus ehemaliger Hanſaſtädte in Revals alterthümlichen Gebäuden, Giebeldächern, ſpitzbogenförmigen Portalen und den hochaufſtrebenden Thürmen. Im Gegenſatz zur unteren Stadt wird das Schloß mit der Kirche und ihrer häuſerreichen Umgebung auch heutigen Tages nur als „der Dom" bezeichnet.

Von den Ruſſen hart bedrängt, begab ſich Reval am 29. September 1710 durch Kapitulation unter Rußlands Oberhoheit. In gleicher Weiſe kapitulirten auch die anderen Städte Altlivlands, ſowie die Ritterſchaften von Ehſtland, Livland und der Inſel Oeſel. Peter der Große hatte damit ſeinem Reiche einen Landesſtaat einverleibt, dem er laut Urkunde: „Gewiſſensfreiheit, deutſche Verwaltung, deutſches Recht und alle bereits vorhandenen Privilegien" beſtätigte.

Jahrhunderte hindurch waren Bürger und Adel an den Küſten der Oſtſee und in den Städten des baltiſchen Landes die Träger deutſcher Sprache, deutſchen Rechts und ſeit der Reformation auch der evangeliſchen Religion geweſen. Mit kampferprobter Treue hielten ſie den Glauben ihrer Väter aufrecht und dienten mit ritterlicher Hingebung von nun an auch ihren neuen Herrſchern.

Unter den vielen Ritterfamilien des niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Adels, die mit dem deutſchen Orden nach Liv- und Ehſtland herüberkamen und ſich in dem eroberten Lande

festsetzten, ist in den alten Urkunden vielfach „derer von Stackelberg" gedacht. Schon im Anfange des 12. Jahrhunderts wird im Hessischen, zwei Stunden von Schlüchtern, eine Burg erwähnt, die an den malerischen Ufern der Kinzig auf steilem Fels erbaut war[1]). Wohl um ihrer Lage willen nannte man sie „die Steckelburg", da im Hessischen „stickel" oder „steckel" hochsteil bedeutet. Dort saß ein Dynastengeschlecht, das sich „von Steckelberg" nannte. Unter den ältesten juridischen Dokumenten finden wir vom Jahre 1146 einen Lehnsbrief Conrad II., des Saliers, an Otto Steckelberg von Waldungen[2]).

Später verschwindet das Geschlecht. Die Burg kömmt in den Besitz des Bisthums Würzburg, wird an einen Grafen von Hanau verpfändet, geräth in die Hände von Raubgesindel, wird wieder erobert, und zuletzt auf Befehl Kaiser Rudolphs gänzlich zerstört[3]). Um die Wende des 15. Jahrhunderts war die Steckelburg als würzburgisches Lehn, ein Gau-erbschaftlicher Gemeinbesitz sämmtlicher Huttenscher Linien[4]). Wie diese sie erworben, darüber liegen keine bestimmten Nachrichten vor. Wir wissen nur, daß Kromin von Hutten, Hanauischer Vogt zu Schwarzenfels, Luckarde von Steckelberg ehelichte. Sie war eine Urahne des Ulrich von Hutten, der seinen Namen in der Weltgeschichte verewigt hat.

Zwei Stunden von Quedlinburg liegen auch im Harz die Ruinen einer Burg, welche ursprünglich im Besitz eines Dynastengeschlechts war, das gleich der Burg den Namen „von Stecklenberg" führte. Wann das Schloß erbaut worden, ist unbekannt. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts erscheint es lehnspflichtig dem Stift Quedlinburg und es werden „Herrn von Stecklenberg" im Jahre 1170 erwähnt. Zu Ende des 13. Jahrhunderts gehört die Burg den Grafen von Hoym und

---

[1]) Landau, Hessische Ritterburgen. S. 194.
[2]) Wielands deutscher Merkur. 1775. Feb.
[3]) Ersch u. Gruber, Encyclopädie. 1835.
[4]) Strauß, Ulrich v. Hutten. 1. Bd., S. 7.

wird 1377 ein Pfandbeſitz der Familie Woldeck von Arneburg. Noch jetzt ſieht man auf mäßiger Höhe den vom Blitz geſpaltenen Thurm und eine von vielen Fenſtern durchbrochene Mauer der alten Stecklenburg.

Die Beziehungen zwiſchen den Familien von Steckelberg in Heſſen, von Stecklenberg im Harz und von Stackelberg in den Oſtſeeprovinzen ſind urkundlich nicht zu beweiſen. Wir möchten aber faſt mit Beſtimmtheit behaupten, daß die jetzt in Schweden und Rußland ſo zahlreich verbreitete Familie Stackelberg von dem Geſchlecht der Stecklenberg im Harz abſtammt. In Deutſchland wird ihrer ſeit dem 14. Jahrhundert gar nicht mehr gedacht. Die letzten dieſes Namens, deren man noch erwähnt, ſind: Heinrich von Steckelberg, Domherr zu Aſchaffenburg (1323) und Ruprecht von Steckelberg, Knappe, welcher 1348 das durch Hermann von Steckelbergs Tod erledigte Mainziſche Burglehn zu Orb empfing[1]).

Zur Zeit der Heermeiſter ſind die Stackelbergs ſchon ein blühendes Geſchlecht in Livland geweſen. Wir finden unter ihnen: Domherrn, biſchöfliche Räthe, Äbtiſſinnen u. ſ. w. Im Wechſel der Zeiten lebten ſie als treue Vaſallen und Unterthanen, erſt unter der Herrſchaft der Brüder des deutſchen Ordens, dann unter Schwedens königlichem Scepter.

Ein Sohn dieſer weit verbreiteten Familie war Carl Adam von Stackelberg (1669 geboren). Er iſt der Stammvater von Otto Magnus von Stackelberg, deſſen Leben wir in den nachfolgenden Blättern darſtellen wollen. Als ſchwediſcher Officier hatte er den nordiſchen Krieg mitgemacht, ward zum General-Feldwachtmeiſter ernannt und am 6. Juni 1714 von Carl XII. von Schweden in den erblichen Freiherrnſtand erhoben, „für ſeine große Tapferkeit und ausgezeichneten Dienſte im nordiſchen Kriege", wie es im Diplome heißt. In dem Ritterhauſe zu Stockholm wurde er 1719 feierlich introducirt, (unter Nr. 127) und bald darauf zum Gouverneur der Inſel

[1]) Wurdtwein, S. 270.

Oeſel ernannt. Allein da die Ruſſen inzwiſchen die Inſel ſchon beſetzt hatten, konnte er ſeinen Poſten nicht mehr antreten. Er nahm (1723) ſeinen Abſchied aus ſchwediſchen Dienſten, begab ſich unter ruſſiſche Botmäßigkeit und zog nach Thomel, ſeinem auf der Inſel Oeſel gelegenen Erbbeſitz. In der ehſtländiſchen Matrikel ward er 1746 mit folgenden begleitenden Worten verzeichnet (unter Nr. 100): „Die Stackelbergiſche Familie beweiſet durch glaubhafte Urkunden, von vielen seculis her, als ein adliges in dieſem Lande ſeßhaftes Geſchlecht florirt zu haben, daher ſelbiges bei Errichtung der Matrikel das Recht derer uralten adeligen Familien unſtreitig mit competiret."

Nach Carl Adams Tode fiel das Erbgut Thomel dem zweitgeborenen Sohne Carl Wilhelm zu, deſſen Nachkommen von nun an, als „aus dem Hauſe Thomel" bezeichnet werden. Otto Chriſtian, ein jüngerer Sohn des Carl Wilhelm, iſt der Vater unſeres Otto Magnus.

In damaliger Zeit war es Sitte, daß die Söhne aus den alten Ritterfamilien der Oſtſeeprovinzen Soldatendienſte in fremden Ländern ſuchten. Als der Herzog Peter von Holſtein Gottorp zum Großfürſten Thronfolger von Rußland erwählt ward, zogen die jungen Edelleute vorzugsweiſe nach Holſtein. Der nachmalige Peter III., ein leidenſchaftlicher Verehrer von Friedrich dem Großen, hatte dort nach preußiſchem Muſter ſeine holſteiniſche Garde gebildet, und zwar vorzugsweiſe aus Holſteinern und baltiſchen Edelleuten. So kam auch Otto Chriſtian von Stackelberg nach Holſtein, führte in Kiel das Kommando eines Dragoner-Regimentes und verheirathete ſich dort mit einer holſteiniſchen Edeldame, Anna Chriſtiane von Stolle, die nach kurzer Ehe kinderlos ſtarb. Zu Peter III. ſcheint Stackelberg in ſehr freundſchaftlicher Beziehung geſtanden zu haben.

Nachdem Catharina II. (1762) den Thron beſtiegen, wurden die holſteiniſchen Regimenter aufgelöſt, die Officiere internirt,

Otto Chriſtian von Stackelberg ward nach Narva verſetzt, wo er ſich in zweiter Ehe mit Anna Catharine, der Tochter des kaiſerlich ruſſiſchen Hofmarſchals von Dücker, vermählte.

Das junge Paar wählte ſich unter ſeinen zahlreichen Beſitzungen das unweit Reval ſchön gelegene Saehna zu bleibendem Wohnſitz. Schon im vergangenen Jahrhundert hatte es der Familie Stackelberg gehört und war erſt vor wenig Jahren an den Kammerherrn und Hofmarſchal Gottſchalk von Dücker verkauft worden. Seine älteſte Tochter Anna erbte das Gut, nachdem ihr kränklicher Bruder auf deſſen Beſitz verzichtet hatte. So gelangte Saehna wieder zurück an die Familie von Stackelberg, der es noch gegenwärtig gehört.

Mit dem anmuthig gelegenen Landſitz erhielt Anna von Dücker ſpäter auch die zu einem Familien-Sideicommiß geſtifteten Kunſtſchätze, welche ihr talentvoller Bruder auf ſeinen vielen Reiſen angekauft hatte. Das Vermächtniß beſtand in Münzen, Gemmen, Kupferſtichen, werthvoller Bibliothek und einer Gemäldeſammlung, die zum größten Theil Bilder der niederländiſchen Schule aus dem 16. und 17. Jahrhundert enthielt. Als wichtigſten Schatz aber bewahrt man in Saehna ein neuerdings erſt zu allgemeiner Kenntniß gelangtes Selbſtportrait Holbein des Jüngern[1]).

In Saehna führte nun Otto Chriſtian von Stackelberg mit ſeiner Gemahlin ein glückliches und geſelliges Leben, dem bald auch der ſchönſte Schmuck, die lieblichen Kinder, nicht fehlten. Liebe zur Kunſt ließ das Ehepaar eine Reiſe nach Italien unternehmen. Begeiſtert durch den Anblick klaſſiſcher Bauten, veranlaßte Stackelberg Architekten und Bildhauer ihm in den kalten Norden zu folgen. Bald nach ſeiner Rückkehr begann (1784) der Bau eines neuen Wohnhauſes, und im Schatten hoher Ahorn- und Lindenbäume entſtand ein ſchönes ſchloßartiges Gebäude in italieniſchem Styl. Das flache Dach

---

[1]) Karl Woermann, Zeitſchrift für bildende Kunſt.

ſchmückten zahlreiche Statuen, die der Künſtler aus dem Sandſtein meißelte, welcher die Unterlage des dortigen Bodens bildet. Doch nur zu bald erwieſen ſich die idealen Kunſtanſchauungen als völlig unpractiſch für die nordiſchen Verhältniſſe. Herbſtſtürme und der Schnee ehſtländiſcher Winter richteten arge Zerſtörung an unter den freiſtehenden Statuen, und man verwies ſie zuletzt in den Schatten der Bäume und Sträucher. Ein dem Klima angemeſſeneres Dach ſchützte fortan das langgedehnte Haus mit ſeinen beiden Thürmen.

Alter Sitte gemäß, vereinigte ſich der Ritteradel Ehſtlands jedes Jahr in den Monaten März, Juni und September für wenige Wochen in Reval. Während der kurzbemeſſenen Zeit entfaltete ſich hier eine raſtloſe Thätigkeit. Laufende Geſchäfte wurden erledigt, der Umſatz von Landesproducten vermittelt, Steuern eingezahlt, Güterkauf und Verkauf abgeſchloſſen. Die vielbeſchäftigten Männer brachten ihre Frauen und Töchter mit, und die ſonſt leer ſtehenden Häuſer auf dem Dom und in der Stadt wurden geöffnet. Mit faſt athemloſer Haſt folgten nun größere und kleinere Feſtlichkeiten, Bälle, Theater, Concerte. Es war ein Leben und Treiben ſo fröhlicher herzlicher Art, wie es eben nur möglich iſt im Kreiſe eng befreundeter und verwandter Familien.

Zu dieſen „Terminzeiten", wie man ſie landesüblich nannte, bezog auch der Freiherr Otto Chriſtian von Stackelberg ſein ſtattliches Haus in Revals Breitſtraße. Eine wahrhaft großartige Gaſtfreundſchaft herrſchte in den ſchönen Räumen, die nie leer wurden von zuſtrömenden Verwandten, Freunden, Künſtlern und Gelehrten. Jedermann rechnete es ſich zur beſonderen Ehre bei den „Saehna'ſchen" bekannt zu ſein, deren geſellige Kreiſe durch die liebenswürdige und kunſtſinnige Hausfrau auf die ſchönſte Art belebt wurden.

Hier in Reval ward am 25. Juli (6. Auguſt) 1787 dem glücklichen Paar das 16. Kind der reich geſegneten Ehe geboren. Es war ein Sohn, der in der Taufe den Namen

Otto Magnus erhielt. Kaum hatte der Knabe das 5. Jahr erreicht, da ſtarb ſein Vater (1792) nach kurzem Krankenlager. Mit einer zum Theil unerzogenen Kinderſchaar ſtand die betrübte Wittwe am Grabe des geliebten Mannes. Baron Meyendorff, der Gatte ihrer älteſten Tochter, ward nun ihr Beiſtand bei der Verwaltung der Güter, ihr Berather bei der Erziehung der Kinder. Hauslehrer und Lehrerinnen erfüllten pflichtgetreu ihren ſchweren Beruf und bildeten nach Kräften das heranwachſende Geſchlecht. Die älteren Söhne der Freifrau von Stackelberg waren nach beendigtem Gymnaſium dem allgemeinen Zuge gefolgt und hatten die Univerſität Göttingen bezogen. In der feurigen Begeiſterung jugendlichen Gefühls ſchloſſen ſie mit einander einen Bund „nur Großes und Gutes zu wollen und zu vollführen". Es war die rationaliſtiſche Zeitrichtung auch in das ländliche Familienleben ihrer Heimath gedrungen, und dem ſtrebenden Sinne der jungen Männer bezeichneten Wort und Begriff der „Tugend" das höchſte geiſtige Gut, welches dem natürlichen Menſchen damals erreichbar dünkte. Während der Univerſitätsferien hatten ſie ſich im ſchönen Waldpark von Saehna mit eigener Hand ein Häuschen gezimmert, mit horaziſchen Inſchriften geſchmückt und verbrachten dort halbe Tage lang im Studium der alten Klaſſiker.

Unter ſolchen Verhältniſſen wuchs Otto Magnus heran, ein hübſcher Knabe mit großen, ausdrucksvollen Augen und lockigem Haar. Sein aufgeweckter Geiſt, ſein liebenswürdiges Weſen machten ihn bald zum Liebling des Hauſes. An der Mutter hing er mit zarter Innigkeit und ſchwärmeriſcher Verehrung. Sie war ihm „gleichſam überall gegenwärtig" und dieſes heilige Gefühl hat er ihr bis an ſein Lebensende treu bewahrt.

Die maleriſche Umgebung ſeiner Heimath, die Kunſtſchätze des elterlichen Hauſes, der mittelaltrige Character Revals, und das eigenthümliche Weſen der abgeſchloſſenen provinzialen Ge-

ſellſchaft, boten ſeiner Naturanlage alle die nothwendigen Bedingungen zu poetiſcher und künſtleriſcher Stimmung. Wenn ſeine Brüder im Reiten, Fechten und Jagen ihre jugendlichen Kräfte übten, ſaß Otto Magnus muſicirend am Flügel oder im Kreiſe der Schweſtern mit Zeichnen und Leſen beſchäftigt. Charlotte, die jüngſte unter ihnen, war ſeine liebſte Jugendfreundin und unzertrennliche Gefährtin bei der Freude an ſchönen Blumen und jeglichem Naturgenuß. Mit ihr durchblätterte er die reichen Sammlungen der Kupferſtiche, blickte in den Sälen der Bildergallerie auf die Werke großer Meiſter, und ſeine für Formenſchönheit empfängliche Seele erhielt hier ſchon unbewußt den erſten Eindruck von dem Zauber der Kunſt, die fortan ſein ganzes Leben beherrſchen ſollte. Studienköpfe und landſchaftliche Zeichnungen aus ſeinen jungen Jahren zeugten von ſo großer Begabung, daß die Mutter den Maler Neus aus Deutſchland kommen ließ, um das vielverſprechende Talent ihres Sohnes auszubilden. Nur zum Schmuck des Lebens ſollte es ihm dienen, denn im Sinn der damals herrſchenden ariſtokratiſchen Vorurtheile, war für ihn, den Jüngſtgeborenen, die diplomatiſche Laufbahn als die einzig paſſende erwählt worden.

Otto Magnus träumte zwar nur von Kunſt und Künſtlerberuf, denn alle ſeine Neigungen führten ihn „dem Idealen" zu, er fügte ſich aber gehorſam dem Wunſche der Mutter und begann die nöthigen Vorbereitungsſtudien.

Zweites Kapitel.

Unterbrochene Studienjahre.

(1801–1806.)

Das Pädagogium zu Halle erfreute ſich in damaliger Zeit eines beſonders guten Rufes im Auslande. Otto Magnus ward im Jahre 1801 durch einen älteren Bruder dorthin begleitet. Sein Fleiß und ſeine Fortſchritte waren ſo bedeutend, daß er ſchon zwei Jahre ſpäter (1803) die Univerſität Göttingen beziehen konnte.

Bisher hatte man nichts dafür gethan, um männliche Selbſtſtändigkeit in ſeinem Character zu entwickeln. Jetzt mußte der 16jährige verwöhnte Jüngling mitten hineintreten unter fremde Menſchen und in ein Leben voll ausgelaſſener ſtürmiſcher Freiheit. Wochen vergingen, Otto Magnus konnte ſich immer noch nicht an die neuen Verhältniſſe gewöhnen. Scheu zog er ſich von aller Gemeinſchaft zurück, ſchweifte einſam umher in Göttingens Umgebung, ſaß in der ſtudienfreien Zeit meiſt dichtend und phantaſirend an ſeinem Klavier oder den Pinſel in der Hand vor der Staffelei.

Da beſuchten ihn ſeine Brüder Carl und Chriſtoph auf einem Ausfluge in die Schweiz. Sie zogen den an Heimweh kränkelnden Otto Magnus mit fort auf Reiſen, und ihr ſelbſt-

ſtändiger lebensvoller Sinn ward ihm die Brücke zu männlicherer Entwickelung. Fröhlichen Herzens unterbrach er die kaum begonnenen Studien und verließ die Georgia Augusta. Die Welt, welche bisher nur in träumenden Gedanken ihm gegenwärtig geweſen, ſollte ſich jetzt in weiten Bildern vor ſeinem Blick entfalten.

Ein ausführliches Tagebuch berichtet uns von ſeinen Reiſe-Eindrücken und Erlebniſſen. Es trägt das griechiſche Motto:

„Ἐν τῷ ἀγαθῷ — καλόν.“

„In dem Guten — das Schöne.“

und beginnt mit den Worten: „Drei war ihre Zahl, und es waren liebende Brüder, die hinauszogen in die Welt.“ Schon die erſte bergige Gegend begeiſtert den Jüngling, deſſen Auge nur an den Horizont der Ebene gewöhnt war. In jugendlicher Überſchwänglichkeit ruft er aus: „Glückliches Volk, das ſolch' ein Arkadien bewohnt, wie die Ufer der Fulda! An ihrem Grün ſitzend, möchte ich Tage verweilen! Es wären glückliche Tage!“

Wahrhaft zündend wirkten in Caſſel die Gemälde und Kunſtwerke auf ſeine Phantaſie. Um den Tag würdig zu beſchließen, ſucht er in einem Buchladen nach Anakreons heiteren Dichtungen. Er findet ſie nicht. „O Kultur einer churfürſtlichen Reſidenz!“ ſeufzt Otto Magnus, „mitten im gebildeten Deutſchland, wo doch jedermann als Ziel ſich die Dichter der Alten wählen will!“

Sie zogen weiter. Mit offenem, verſtändnißvollem Sinn erfaßte Otto Magnus die induſtriellen, ſocialen und politiſchen Verhältniſſe des Landes, das ſie durchſtreiften. Vor allem aber war es die Kunſt, die ſeine Seele tief bewegte. Beim Leſen der Tagebuchblätter iſt man oft ganz überraſcht durch die Selbſtſtändigkeit des Urtheils und die große Sicherheit, mit welcher der Jüngling das wahrhaft Schöne herauszufinden wußte, denkenden Sinnes prüfte und in des Künſtlers Gedanken einzudringen verſuchte.

Je länger die Reiſe dauerte, um ſo ſchöner ward die Welt, die ihn umgab. Als er zu den Trümmern des Schloſſes Hohentwiel emporſtieg und zum erſten Mal die Alpen ſah, „in ihrer ſchneebeglänzten Majeſtät", da brach der jugendliche Wanderer in die Worte aus: „O hätte ich Flügel des Ikarus! Käme ich auch der Sonne zu nahe, — denn Jünglingsgeiſt ſtrebt hoch, in die unabſehbarſten Räume, — ſo hätte ich doch die höchſte Wonne genoſſen und ſtürbe im Himmel."

Nun waren ſie in der Schweiz! Vor ihnen lag das in Weinlaub gehüllte Zürich, mit der grünen Limmat, „in der ſich Himmel und Erde widerſpiegeln". Otto Magnus blickte auf den See, die vielen Kähne die ihn belebten, ſchaute in der Ferne die Schneegebirge des Glarner Gebietes, deren Gipfel von den letzten Strahlen der ſcheidenden Sonne vergoldet wurden. Aus den Fenſtern der Häuſer ſahen muntere Menſchenangeſichter auf ihn herab und wünſchten „Einen fröhlichen guten Abend". Alles athmete Luſt und Ruhe. „Ja! unter Schweizern ſind wir", jubelt er, „den freien Schweizern meinen Gruß:

Heil Dir, und dauernde Freiheit, Du Land der Einfalt und Treue!
Deiner Befreier Geiſt ruh' auf Dir, glückliches Volk!
Bleib durch Genügſamkeit reich, und groß durch Strenge der Sitten.
Rauh ſei, wie Gletſcher Dein Muth, kalt, wenn Gefahr Dich umgiebt.
Würdig Deiner Natur, würdig der Väter und frei!"

In Zürich forſchten die jungen Männer mit beſonderer Vorliebe nach den Erinnerungen berühmter Schweizer. Sie traten in das Haus von Salomon Geßner, deſſen Andenken, als edler Menſch und warmer Patriot, bei ſeinen Landsleuten noch hoch in Ehren ſtand. Hier konnte man den liebenswürdigen Dichter in ſeiner eigentlichſten und bedeutendſten Thätigkeit „als Zeichner und Kupferſtecher" kennen lernen. Die anmuthigſten Dichterideen hatte Geßner in Studien und Compoſitionen eben ſo kühn entworfen wie ſchön ausgeführt. Sein von ihm ſelbſt gemaltes Bildniß entzückte die Beſchauer durch die große Lebendigkeit und geiſtreiche Auffaſſung.

Auch Lavaters Kabinet der Physiognomik ward besucht. Dieser, durch seine „Physiognomischen Fragmente" in den weitesten Kreisen bekannte Züricher Prediger, stellte, wie wir wissen, den Lehrsatz auf: „Die äußere Erscheinung des Menschen läßt mit Bestimmtheit auf seinen Character schließen, und der Ausdruck der Züge ist ein Spiegel seiner Seele." Lichtenberg sagt von ihm: „Er wollte den menschlichen Körper, in dem eine freie Seele wirkt, wie ein Product der Pflanzenwelt beurtheilen." — Lavater selbst scheint später, überzeugt von der Unhaltbarkeit seines Systems den großen Reichthum seiner Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß in unschuldige Kunstliebhaberei verwandelt zu haben. In seinem Kabinet waren eine Menge Handzeichnungen zu sehen, welche die verschiedenen Wandlungen deuteten, die ein Frosch durchzumachen hat, um als Apoll von Belvedere vor uns zu stehen. Von einem Blatt zum andern ist der Unterschied kaum merklich, erreicht aber das erstrebte Resultat und beweist auf höchst ergötzliche Weise den Zusammenhang zwischen dem unschönsten Thiere der Schöpfung mit dem größten menschlichen Ideal. — Unter Glas und Rahmen hingen an der Wand allerlei Zeichnungen: Bildnisse, Karikaturen, Insekten, Vögel und andere Thiere. Sie waren von Lavaters eigener Hand in schwungvoll poetischen Kraftworten mit schriftlichen Bemerkungen versehen. So sagte er z. B. vom Stier: „Dummheit im Auge und der breiten Stirn. Dumm ist jede Natur, die Kraft hat und nicht Kraft kennt."

Geßners Denkmal, das von Pappeln und Thränenweiden beschattet, vom Waldstrom Sihl umrauscht, ein still behagliches Plätzchen ist, ward noch von den jungen Leuten besucht, dann wanderten sie nach Burgdorf, um Pestalozzi kennen zu lernen. Der Name dieses Volks- und Kinderfreundes war über die Grenzen der Schweiz hinaus rühmlich genannt worden. Nach manchen mißglückten Unternehmungen hatte er in Burgdorf eine Erziehungsanstalt gegründet. Hier entstand auf ganz

originale Weise seine später so allgemein gewordene Unterrichts-Methode. Während bis dahin das bloße Anlernen von Kenntnissen als Hauptaufgabe des Unterrichts galt, suchte Pestalozzi des kindlichen Geistes Natur- und Entwickelungsgang kennen zu lernen, um den Lehrstoff in eine ihm verständliche Form zu bringen. Da sich nun jede menschliche Erkenntniß erst durch Anschauung zu Begriffen und Vorstellungen erheben kann, so gründete er seinen Elementarunterricht auf „die Anschauungsmethode" und erzielte die überraschendsten Erfolge. Wie bekannt, lag sowohl für den Schullehrer wie für den Schriftsteller Pestalozzi die Haupttriebfeder des Wirkens in der feurigen Sehnsucht, dem geistig verwahrlosten Volke Hülfe zu bringen. Die selbstvergessene Liebe zog sich wie ein goldener Faden durch sein unruhiges mühereiches Leben. Sie war ihm fast zur Leidenschaft geworden und machte ihn zum Vorbild aller derer, denen der schwere, aber auch schöne Lehrerberuf in die Hand gelegt ist.

Zur Zeit, als die drei Brüder Burgdorf besuchten, herrschte dort ein patriarchalisch gemüthliches Leben, und Pestalozzis Liebesgeist umfaßte noch jedes der ihm anvertrauten Kinder, mit eingehender Treue. Voll Bewunderung sahen sie die Resultate des genialen Unterrichts, „dieses merkwürdigen Mannes mit den rohen Zügen und dem groben Äußern. Er war auffallend häßlich, voll Runzeln, hatte wirres struppiges Haar und stets eine sehr nachlässige Kleidung. Allein man vergaß das alles über dem lebhaften Blick seiner Augen und der geistigen Anmuth in den unschönen Zügen. Er selbst nannte sich einen «Naturmenschen» und hat allerdings der Jugend gegenüber eine wahrhaft urwüchsige Fülle von Liebe und Verständniß offenbart".

Die empfangenen Eindrücke übten besonders auf Christoph von Stackelberg einen tiefen und nachhaltigen Einfluß. Hier senkte sich in seine Seele der erste fruchtbringende Keim zu dem später erwählten pädagogischen Berufe. Fortan war der

leitende Gedanke seines Lebens: „Dem Vaterlande in der Erziehung des werdenden Geschlechtes zu dienen".

Den Winter verbrachten die jungen Leute in Genf. Ernstes Studium scheint nicht der Zweck ihres Aufenthalts gewesen zu sein, denn Otto Magnus berührt die damalige Zeit nur mit einem flüchtigen Wort und das spricht „von Vergnügungen". Schon im Mai 1804 erwachte ihre Wanderlust auf's Neue, und sie zogen den Genfer See entlang. Mit der nouvelle Héloise in der Hand suchte Otto Magnus alle die schattig schönen Plätze auf, die Rousseaus Feder verewigt hat. Entzückender noch als die Schilderung des begeisterten Wortes, erschienen sie ihm hier von Duft und Farbe umgeben.

Auf dem tiefblauen See hätten die Brüder fast ihres Lebens Ende erreicht. Die schöne Straße am savoyischen Ufer ward gerade von den Franzosen angelegt, und die hindernden Felsen durch Pulver gefüllte Minen gesprengt. Ahnungslos ruderten sie am Gestade hin, als plötzlich die drohende Gefahr erkannt wurde. Die Bootsleute schrien den Arbeitern zu, mit dem Zünden zu warten, doch — zu spät! Drei Mal hörten sie mit hochklopfendem Herzen den Donner der gesprengten Minen, drei Mal sahen sie den verderbenbringenden Felsenhagel über sich hinfliegen! — Niemand ward verletzt und nur der Kahn gerieth in heftiges Schwanken. Dankbar fröhlichen Herzens ruderten sie weiter, zu den Poesie durchhauchten Felsen und Baumgruppen der Meillerie.

Christoph von Stackelberg trennte sich von seinen Brüdern, und Otto Magnus ging mit seinem Bruder Carl allein zu den Wundern der Eiswelt nach Chamunix, und dann geflügelten Schrittes durch das Berner Oberland. Sie schauten der Jungfrau Majestät und Reinheit, die erstarrte Natur mit ihren eisklippigen Gletschern, die sich aus den Schneethälern der Höhe, bis an den Fuß der Bergriesen hinabdehnen. Wie sie in Grindelwald vor des Eigers Riesenmasse im duftenden Grase ruhten, freundliche Senner mit naiver Gutmüthigkeit ihnen

ein ländliches Mahl vorſetzten, — da durchdrang ſie ein Gefühl unendlichen Behagens. In dem Lande der Freiheit, im Angeſicht der großartigen Berge, hatte die Gewinnſucht der Schweizer, die herrliche Natur noch nicht zum Zinſen tragenden Kapital gemacht. Weder durch ſtattliche Gaſthäuſer, noch durch die raſtloſe Menge der Touriſten wurden unſere Reiſenden in dem Anblick des begeiſternden Bildes geſtört. —

Über die Scheideck zogen ſie nach Meiringen. Am Reichenbachfall war Otto Magnus ganz überwältigt von der wunderbaren Wildniß, und wir leſen in ſeinem Tagebuch: „Rauſchend tobt der Donner der Lawine an der Felswand nieder, und holpernd erklingt das abgelöſte Klippengerölle. Unter dem Zweiggewebe einer gewaltigen Fichte ruhte ich einen Augenblick auf dem Grün, am Rande des rauſchenden Baches. Vor mir lag das Haslithal mit dem ſaftig grünen Wieſenplan, dem Glockengeläut der weidenden Heerden, den braunen Sennhütten, den Wallungen des Laubes und der Hügel, der machtvollen Aar, dem ſchlängelnden Alpbach, dem Orkus und der Schönheit des Reichenbaches. Das Wetterhorn und ſeine Gefährten ſchaute man noch in der Ferne. Wir ſtiegen zum obern Fall hinauf, doch hätte ich bei ſeinem Anblick faſt die Beſinnung verloren. Das rauſchende Waſſer ſtürzte in voller Entfeſſelung in den ungeheuerlichen Keſſel hinab! Welch' wunderbare Felſengrotte! Kein Thier wagt ſich in dieſe Hölle, kein Vogel ſchwebt über ihr! — Das Grauen der Vernichtung ſah ich vor mir liegen — magiſch und zitternd ward ich zur Tiefe hinabgezogen, und blieb dennoch wie feſtgebannt in ſtaunender Erſtarrung am Abgrund ſtehen! Weder Worte noch Gedanken nur ein Gefühl des Erhabenen durchzitterte unſere Seele! Schweigend ſahen wir uns an, und jeder freute ſich, Funken des Mitgefühls und Bewunderung des Schöpfers im Auge des Anderen widerſpiegeln zu ſehen!"

Die Bilder der gewaltigen Natur ließen Otto Magnus einen demüthigen Blick in ſein Inneres thun. Heißes Streben

nach Feſtigung des Charakters, nach Wahrheit des Weſens flammte in dem Jüngling auf. Unter Geſprächen über die Beſtimmung des Lebens, Entſchlüſſen und Plänen für die Wahl des Berufes wanderten ſie über den Brünig nach Luzern. Überall waren noch die Spuren des verheerenden Krieges ſichtbar, und nur ſelten eine neuerbaute Hütte zu ſehen.

So zogen ſie weiter — über den Gotthard — nach Ober-Italien. Die mit großen Granit-Rollſteinen gepflaſterte alte Gotthardſtraße war ein ſchlechter und mühſamer Weg für Fußgänger. Immer ſchroffer und unwirthlicher wurden die von dunklen Tannen nur ſpärlich überſchatteten, von Moos und Flechten überwucherten Berge. Beim Höherſteigen auf dieſem Chaos koloſſaler Felsbrocken ſchwanden auch die himmelanſtrebenden Bäume und nur Legföhren hingen noch von den Gebirgstrümmern herab. Hier und da tauchten einige Heiligenbilder auf! Es waren die einzigen Zeugen einer Welt, in der Menſchen lebten, welche der ſichtbaren Zeichen bedurften, um zu ihrem Gott von Noth und Leid zu reden. Als aber die Brüder um eine Felsecke bogen, hemmten ſie unwillkürlich ihren Schritt, denn ein Bild voll wilder Romantik lag ausgebreitet vor ihnen. — Zwiſchen hohen Steinwänden ſich hervordrängend ſtürzte die gänzlich in Schaum aufgelöſte Reuß von Fels zu Fels in unzähligen Kaskaden hier zur Tiefe hinab. Der ſcharfe Luftzug trug die Waſſerwolken hoch empor, und der Sonne brechende Strahlen ſchufen das herrlichſte Farbenſpiel in den verſtäubenden Tropfen. Und über dieſen toſenden Sturzwellen wölbte ſich in kühnem Bogen und ſchwindelnder Höhe die berühmte „Teufelsbrücke". Sie ſtanden auf blutgetränktem Boden. Auch in dieſe gebirgige Einöde waren die Schrecken des Krieges gedrungen. Suworows kühner Zug über den unwegſamen St. Gotthard, die von den Franzoſen geſprengte, von den Ruſſen mit Balken, dem Lederzeug der Mannſchaft und den Schärpen der Officiere wieder hergeſtellte Brücke, die Kämpfe der heldenmüthigen

Schaar, alle diese Begebenheiten standen noch in jedermanns lebendiger Erinnerung. Kaum vier Jahre waren darüber hingegangen. Für die großen Züge der Weltgeschichte nur eine kurze Spanne Zeit.

Ganz versunken in den Anblick der grausig schönen Natur weilten die beiden Wanderer noch lange an dieser Stätte. Ihr patriotisches Gefühl war mächtig erregt. Mit Stolz und Schmerz gedachten sie der vielen Männer und Jünglinge die hier, fern von der geliebten Heimath, den Heldentod gefunden. Es war ihnen als hingen unzählige Thränen an den tropfenden Felsen, als hörten sie im Rauschen des Falles das angstvolle Seufzen der Sterbenden. Still und ernst durchschritten sie das Dunkel des Urner-Loches und athmeten tief auf, als sie aus dem Felsenthor tretend in das Paradies des Urseler Thales blickten. Von hohen Gebirgswänden rings umschlossen, war das sonnige baumlose Mattenland von der ruhig dahinfließenden Reuß durchströmt und zeigte in der Ferne das malerisch gelegene Dörfchen Andermatt.

An felsigen Abgründen entlang, ging's nun munter zum Hospiz hinauf, dann den Gotthard hinunter, über Airolo und Bellinzona an den Lago maggiore. — Jetzt waren sie im heitern Italien, der neugeborenen Republik von Cisalpinien. Ganz berauscht von der Herrlichkeit ihn umgebender Gotteswelt, rief Otto Magnus aus: „Köstlich ist's zu wandern durch das gesegnete Land und im Schatten der Maulbeerbäume zu gehen, die von wilden Reben umschlungen durch Traubengewinde aneinander gekettet sind! Köstlich zu stehen auf klassischem Boden — und im Dichterlande zu denken!"

In Como trennten sich die Brüder, und Otto Magnus reiste allein weiter nach Mailand. Hier sah er den Dom, dieses durchsichtige Marmorgebirge, prachtvoll bei Tage, feenhaft bei Mondenschein, und stand vor Lionarods Meisterwerk im Refectorium des Dominikaner Klosters bei St. Maria delle Grazie. Über einer jetzt vermauerten Thür war das un-

bestimmt schwebende Bild in seinem letzten Verblassen noch sichtbar, einem Geiste vergleichbar, der sich schon von den irdischen Banden loslöst. Das Herz des Jünglings durchzuckte tiefer Abscheu gegen die muthwilligen Franzosen, welche das Kunstwerk so barbarisch mißachtet und zerstört hatten.

Nach kurzem Aufenthalt ging er über den Splügen zurück in die Schweiz. Sein Weg führte ihn durch die Schlucht der Via mala, wo der machtvoll strebende Rhein sich zwischen weit auseinander klaffenden Felswänden in enger Behausung hindurch drängt und der leichte Brückenbogen über der unendlichen Tiefe schwebt. An den Rheinthälern hin, eilte Otto Magnus durch das Appenzeller Land, erreichte den Bodensee, bald auch Stuttgart und Mannheim.

Ursprünglich wollte er hier eine Zeitlang verweilen und sich ganz dem Studium der schönen Gemäldegallerie widmen. Allein die Folgen des Krieges vereitelten seinen Plan. Die Häuser der Stadt waren zum Theil eingestürzt, die Kunstwerke geplündert und zerstreut, die Allee, welche nach Schwetzingen führte, unter den wuchtigen Schlägen der Axt gefallen. Es war ein schwermüthiger Anblick, der nicht zum Bleiben lockte.

Rasch entschlossen wählte Otto Magnus jetzt Dresden zum Endziel seiner Reise. Des Jünglings künstlerische Anlagen hatten sich auf diesem ersten Ausfluge in die Welt so reich und schön entfaltet, daß der Gedanke an die Kunst ihn vollkommen beherrschte. Nun konnte er sich das Leben nicht mehr anders denken als in ihrem Dienste. Bis zum Frühjahr 1805 stieg er täglich die Stufen der Freitreppe am alten Stallhofgebäude hinauf, saß stundenlang in der Gemäldegallerie an der Staffelei und copirte die Bilder der großen Meister.

Seine Mutter war sehr ungehalten über den veränderten Lebensplan. Sie rief ihn zurück in die Heimath und bestand darauf, daß er in Moskau die Universität beziehe. Schweren Herzens folgte Otto Magnus dieses Mal ihrem Befehle, verließ Dresden und ging nach Moskau. Allein die Collegia

genügten ihm nicht, die niedrige Stufe wiſſenſchaftlicher Entwickelung, die geiſtige Beſchränkung machten ihm den Aufenthalt bald unerträglich. Jetzt erſt begriff er in ihrem vollen Umfange den Werth einer deutſchen Univerſität und ſehnte ſich zurück nach der Georgia Auguſta, die er ſo leichten Herzens verlaſſen hatte. — Endlich gab auch die Mutter ſeinen dringenden Bitten nach. Vergnügt kehrte Otto Magnus der alten Saarenſtadt den Rücken und reiſte im Sommer 1806 über Lübeck nach Göttingen, um dort die vielfach unterbrochenen Studien wieder fortzuſetzen.

Drittes Kapitel.

Studienjahre in Göttingen.

(1806 – 1808.)

Im Anfange dieſes Jahrhunderts pflegten die Söhne des baltiſchen Nordens vorzugsweiſe in Jena oder Göttingen ſich die geiſtige Bildung zu ſuchen. Dorpat war erſt 1802 als Univerſität wieder hergeſtellt, Moskau dem Adel der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen der Sprache wegen unbequem. Darum wanderten jährlich ganze Schaaren von Jünglingen hinaus um die Kraft des in ihnen lebenden deutſchen Geiſtes auch an deutſcher Bildungsſtätte zu entwickeln.

Ehſt-, Liv- und Kurländer hatten zu jener Zeit ihre beſonderen Verbindungen in Göttingen und im ſogen. „ruſſiſchen Club“ ihren Sammelpunkt. In Stackelbergs Tagebuch finden wir viele bekannte Namen der damals in Göttingen ſtudierenden Jünglinge aus den baltiſchen Provinzen. Er ſpricht von Baranoff, Sivers, Stempel, Behr, Wrangell, Mirbach, Wilpert, Bidder, Budberg, Koskull u. ſ. w. Obgleich mit ihnen allen bald in anregendem Verkehr, hatte ſich Otto Magnus doch nur den beiden Letztgenannten näher angeſchloſſen. Er war und blieb eine ſenſitive Natur, leicht verletzt und zurückgeſchreckt durch die eigenthümlichen Formen, welche vor allen andern beſonders das deutſche Studentenleben auszeichnen.

Natürlich fehlte es auch nicht an Zeiten, wo unter den Studierenden, wie Stackelberg schreibt, „alles in Wüthen und Brausen gerieth, wo man über fünf Landsmannschaften gegenseitige Bannflüche ausſprach und das alte Sauſtrecht zeitweilig hergeſtellt ſchien. Johannes von Müller, der berühmte Schweizer Hiſtoriker, den Napoleon zum königl. weſtphäliſchen Miniſter-Staatsſecretär in Caſſel ernannt hatte, mußte herbeigerufen werden, um mit ſeinem gewichtigen Wort den Streit zu ſchlichten, welchen der akademiſche Senat nicht zur Ruhe ſprechen konnte."

So viel thunlich, entzog Stackelberg ſich dem lärmenden Treiben und ſuchte durch ſeine Liebe zur Kunſt auch in den Freunden edlere Beſtrebungen zu wecken. Mit immer ſteigendem Heißhunger nach Wiſſen und Erkenntniß wurden von ihm juriſtiſche, ſtaatswiſſenſchaftliche und philoſophiſche Vorleſungen gehört. Fiorillo trug Archäologie und Kunſtgeſchichte vor, Heeren Geſchichte, Dieſſen verhalf zu gründlicher philologiſcher Bildung. Mit ihm laſen die Jünglinge den Homer, den Pindar und die beſten der neueren Dichter. Stackelbergs Sprachtalent war ſo bedeutend, daß er in ſpäteren Jahren mit Leichtigkeit ſowohl deutſch, ruſſiſch, franzöſiſch, wie auch engliſch, italieniſch und neugriechiſch ſchreiben und ſprechen konnte. Latein und altgriechiſch wurden ſelbſtverſtändlich von Jugend auf geübt.

Bei dem Profeſſor Reuß hatte er Wohnung gefunden und ſich dort höchſt behaglich ſeinen wiſſenſchaftlichen Ruheſitz zu unregelmäßiger Regelmäßigkeit geordnet. Über ſeinem Pult hing ein Chriſtuskopf von Annibale Caracci, den er nach einer Kopie von Graff in Dresden gemalt. An geeigneter Stelle ſah man die Staffelei mit Pinſel und Palette, an der Wand das ihm unentbehrlich gewordene Fortepiano. Hier verbrachte er die glücklichſten Stunden und ſein zur Schwärmerei hinneigendes Gemüth fand in muſikaliſchen Phantaſien eine tönende Sprache. Er lebte in ſchöner Gemeinſchaft mit gleichgeſtimmten Jünglingen, die ſich der gegenſeitigen Ent-

wickelung freuten, nach Fortſchritt ſtrebten und den klaſſiſchen Studien durch Kunſt und Poeſie neues Leben einhauchten. Stackelbergs liebenswürdiges Weſen, ſein bedeutendes muſikaliſches Talent machten ihn bald zu einem gern geſehenen Gaſt mancher Profeſſorenhäuſer. Er verkehrte viel bei Schlözer, Heeren, Dieſſen, Sartorius u. A.

Während die Napoleoniſchen Wirren ganz Europa in Brand ſteckten, wurden in Göttingen wie zur tiefſten Friedenszeit Collegia geleſen und gehört. Der Ernſt der Zeit ſtörte auch nicht das fröhliche Treiben mit all' dem tollen Übermuth und den unvermeidlichen Liebesabentheuern. Göttingen ward zwar nicht unmittelbar durch die Schrecken des Krieges berührt; allein hunderte von Wagen mit verwundeten Franzoſen, die ſich als Herrn der Welt geberdeten, zogen durch die Stadt. Dann kamen gefangene Deutſche, die irgend einem entfernten Ziele entgegengeſchleppt wurden, verwundete Ruſſen, die von den Göttinger Landsleuten verpflegt und reich beſchenkt weiter zogen. Auch Spanier ſah man durchmarſchiren, die von den neugierigen Einwohnern als beſonders intereſſante Erſcheinungen angeſtaunt wurden. „Man ſagt, ſie ſollen Hannover beſetzen", ſchreibt Stackelberg an ſeine Mutter. „Der moderne deutſche Geiſt bewährt ſich! Dieſe tapferen Hannoveraner eilen mit freudiger Zuverſicht ſchon der vierten fremden Nation entgegen! Und was können ſie Gutes von ihnen erwarten? Bringen ſie nicht alle nur Verwüſtung und Eroberung des Vaterlandes?"

„In der Hamburger Zeitung", heißt es weiter, „werden die Feierlichkeiten geprieſen, welche in Leipzig am Neujahrstage Napoleon zu Ehren durch illuminirte Inſchriften ihren Ausdruck fanden. So las man z. B. über dem anatomiſchen Saal in prachtvoller Beleuchtung die Worte:

«Auch die Todten rufen: Lebe!»

Zur höchſten Glückſeligkeit wünſchen ſie ihm das zeitliche Leben! Sie hätten ihn zu den ewigen Freudenthälern rufen ſollen, dann konnten wir alle miteinſtimmen, wenn die Todten

den Ruf erſchallen ließen: «Gehe!» — Welchen Zauber übt doch über die nüchternſten Gemüther ein ſo energiſcher Mann wie Napoleon! Allein auch er iſt nur ein Sterblicher! Je höher er ſteigt, um ſo leichter kann er fallen! Hoffnungsvoll blicken die ernſten Patrioten auf Rußland und fragen ſich, ob nicht von Oſten her dem Eroberer ein Ziel geſetzt wird? Nur ſpärlich dringen die politiſchen Nachrichten bis nach Göttingen, denn außer in England und unſerm Vaterlande ſtehen ſämmtliche Zeitungsſchreiber unter ſtrengſter Controle."

Durch den Frieden von Tilſit war Jerome Bonaparte zum Herrſcher des neugeſchaffenen Königreichs Weſtphalen ernannt. Mit großem Pomp wurde ihm am 1. Januar 1808 in Caſſel gehuldigt, und Stackelberg giebt davon folgende Beſchreibung:

„Krönungen ſind heut' zu Tage nichts Ungewöhnliches mehr, und ich will von dem feierlichen Einzuge des Königs von Weſtphalen erzählen. Beim erſten Morgengrauen war ich mit einigen Freunden auch nach Caſſel gefahren, und obgleich die Feierlichkeiten erſt um zwei Uhr Mittags beginnen ſollten, fanden wir den Friedrichsplatz ſchon dicht beſetzt von einer Kopf an Kopf gedrängten Menſchenwoge. Nur mit großer Mühe gelang es uns, für vier Louisd'or einen Platz zu erhalten.

„König Hieronymus, glorreichen Andenkens, hielt noch auf der Napoleons Höhe. — Endlich ſetzte der Zug ſich in Bewegung. Im achtſpännigen vergoldeten Wagen ſaß das königliche Paar. Die muthigen Roſſe, lauter Füchſe, waren prachtvoll gezäumt, und hatten durch ihre antik geſtutzten Mähnen ein ſchönes ſtolzes Anſehn. Zahlreiche Pagen ritten zu beiden Seiten. Die rothen goldgeſtickten Jacken glänzten im Sonnenſchein. In langer Wagenreihe folgte der Hofſtaat. Auf halbem Wege, bei einem aus Tannenzweigen gefertigten Triumphbogen wurden die Majeſtäten von zwölf ſtämmigen hoch zu Roß ſitzenden Bauernburſchen begrüßt. Nach einigen

huldvoll an sie gerichteten Dankesworten setzte der Zug seinen Weg weiter fort. Vor Cassels Hauptthor war eine besonders schöne Ehrenpforte errichtet. Dort überreichte der Magistrat dem künftigen Herrscher die Schlüssel der Stadt, und auf roth sammetnem, goldgesticktem Kissen auch ein in weißen Atlas gebundenes Carmen. Unter Trompetengeschmetter und dem Donner der Kanonen hielt der König seinen Einzug in die reichgeschmückte Stadt. Schöne Jungfrauen streuten Blumen vor der Königin her, als sie das Schloß betrat. Abends leuchtete ganz Cassel in hellem Lichterglanz und der Enthusiasmus der Bürger prangte in allerlei huldigenden Inschriften. So hatte ein armes Schneiderlein in Ermangelung bessern Materials auf groben Papierbogen einen mächtigen Adler mit Tinte gezeichnet und darunter die ihn charakterisirenden Worte gesetzt:

«Unter diesen Flügeln
Ist gut bügeln!»

„Die Königin aber stand noch lange am Fenster und schaute über die Fulda hin. — Wollte sie ihren Lauf bis nach Schwaben verfolgen, wo ihrer Kindheit Wiege stand? Gedachte sie vergangener Zeiten?

„Ein großartiges Feuerwerk, Kanonenschüsse, Leuchtkugeln und nicht enden wollende Jubelrufe schlossen den glanzvollen Tag."

An anderer Stelle lesen wir in Stackelbergs Aufzeichnungen: „Als leichter Frost dem Thauwetter folgte, wurden Schlittenfahrten in Scene gesetzt. Für einen Russen ein elendes Vergnügen! Hinter garstigen Schlitten stehen blaugefrorene Musensöhne in steifer Husaren-Uniform, die brennende Pfeife im Munde. Sie gleiten über holprige Steine, die nur mit dünner Eisdecke überzogen sind, stoßen an die Ecken der Straßen und schütteln sich vor Frost und Kälte. Ich sitze indeß am brennenden Ofen und denke an die Lieben daheim, die mein Herz so gern erfliegen möchte!"

Als aber der Frühling die Erstarrung der Natur löste, da zog auch Stackelberg hinaus in die blühende Welt. Ihm war der Wanderstab leicht in der Hand, er war wie zum Reisen geboren. Das Ränzel auf dem Rücken, liebe Freunde zur Seite, unternahm er in glücklicher Jugendlust nähere und fernere Ausflüge. — Pyrmont, das so lieblich im Schatten uralter Ulmen liegt, ward besucht, und in der Pilgerfahrt zum Teutoburger Wald dem patriotischen Sinn ein Genüge gethan.

„Wir waren lange und mühsam gewandert", schreibt Stackelberg, „da endlich öffnete sich uns die weite Aussicht auf das Nebelthal von Paderborn. Vor uns lag eine waldbegrenzte Haide — das Schlachtfeld, auf dem Hermann die Legionen des Varus niederstreckte. Weißes Gestein schimmerte in der Ferne! Man könnte es für Todtengebeine halten. — Vom Berge aus sah ich das trockene Bett eines Bächleins, welches der Sage nach aus Römerblut entstanden ist, und noch jetzt der rothe oder Blutbach heißt. Von einem andern Bach der Gegend sagt man, daß er nur zur Friedenszeit Wasser enthalte. Seit drei Jahren ist er bereits trocken. Dürftige Bäume wachsen an der Stätte, wo Hermann mit seinen Schaaren aus dichtem Eichwald hervor dem Feinde entgegenstürzte. Thalwärts gehend sahen wir in dem halbvermoderten Stamm einer Eiche noch den letzten Zeugen der Vergangenheit. Drei Menschen konnten seinen mächtigen Umfang kaum umspannen.

„Auch zur Ruine des Hannstein schritten wir eines frühen Morgens, sahen über jähem Abhang die aufgethürmte Burg der Herrn von Berlepsch mit ihren wohlerhaltenen krummen Gängen, gewölbten Thüren und ließen uns erzählen, daß sie zur Löwenburg in Cassel das Urbild gewesen. Oben auf dem Hannstein war schon eine Schaar Göttinger Studenten in fröhlichem Jubel versammelt. In der Wirthsstube ward es dumpf und eng — «hinaus in den Schloßhof!» erklang der einstimmige Ruf. Aus sechs Stäben und dem darüber ge-

ſpannten Tiſchtuch hatte man raſch ein Zelt aufgebaut und die Tafel zur Abendmahlzeit darunter gedeckt. Dunkle Schatten warfen die Mauern der alten Burg, Raketen ſtiegen vom Schloßthurm empor, und ihr Feuerſtreif fiel als Siebengeſtirn auf die Erde zurück. Luſtig, wie die Gegenwart, ſtand das Gezelt mitten unter dem Schutt der Verwüſtung. In maleriſchen Gruppen lagerten die Muſenſöhne und horchten auf die weithin ſchallende Stimme des Gaſtwirths, der uns aus der Hannſteiner Chronik von den Ritter- und Raubzügen der früheren Inſaſſen vorlas.

„Auf friſcher Streu ſollte man der Nachtruhe pflegen, allein die Hitze war unleidlich, mich floh der Schlaf. Leiſe ſchlich ich mich mit Baranoff hinaus in die laue Sommernacht und wir kletterten an der Ruine empor. Alles war ſtill und dunkel das Thal in Nebel gehüllt. Wir ſtolperten über verſunkene Burgverließe, wo einſt die Gefangenen ſeufzten. Uns war, als hörten wir die Räuber der alten Ritterzeit noch ängſtlich und ſchaurig athmen. Doch kaum hatte die Sonne ihren Segen ausgeſtreut, da verklärte ſich das Bild der ſchönen Burg. Das ſteinerne Thor war mit lieblichem Laubgitter umhüllt, Epheu und blaue Blumen ſchmückten verfallenes Gemäuer. Jetzt traten wir in den weiten Hof und forſchten nach Inſchriften und Bildern. Da ſah man die drei Stockwerke der Zimmer, die ſchöne Ausſicht durch gewölbte Fenſterbogen, ſah Weihbecken, ſteinerne Bänke u. a. m. So ſicher und feſt ſtand alles da, als könnte es nimmermehr zerſtört werden. Im Vollgefühl der eigenen Kraft ſchien der ſtolze Rittergeiſt die gewaltigen Maſſen zu ewiger Ruhe emporgetragen zu haben. Von der höchſten Zinne des Thurmes blickten wir hinaus in's weite Land, und hinab auf das düſtere Eckchen, wo die eichene Bohlenthür noch unter grünem Gewinde ſichtbar war und man das vergitterte Fenſter eines Gefängniſſes entdeckte. «Dort mußten die böſen Hexen für ihre Unthaten büßen» ſagten uns die Landleute.

„Mir war alles wie von Geiſterhauch belebt! Goethes Lieder hörte ich von den Mauern widerhallen und friſches warmes Leben zog durch meine Bruſt. Dem Dichter allein lebt die Schöpfung! Von den Sternen herab, aus den Quellen, Blumen und Bäumen wehen ihn die Geiſter an. Wie laue Winde ziehen ſie an dem Wanderer vorüber und leiten ihn durch's Leben. Er lieſt in den Sternen, und die geheimſte Schrift der Natur liegt vor ihm aufgeſchlagen. Wohl mir, daß ich ein Jüngling bin und ſolche Wonne der Poeſie erfaſſen kann."

Mehr als ein Jahr war vergangen. — Was des Knaben Gemüth ahnungsvoll erſehnt, das ſtand jetzt mit überzeugender Gewalt vor des Jünglings Seele. Otto Magnus erkannte immer mehr, daß er nur in der Kunſt die volle Befriedigung finden würde, nach der ein thatkräftiger Menſch in ſeinem Berufe ſtrebt. Jede andere Lebensaufgabe dünkte ihm fortan unleidlich. Je tiefer er in das Studium der Antike drang, um ſo weiter entfernte er ſich von der ihm vorgezeichneten diplomatiſchen Laufbahn. Was er an poſitivem Wiſſen gewann, diente ihm nur zum Material für den Aufbau ſeines künſtleriſchen Weſens.

In der Zeit dieſes Zwieſpalts ſchrieb er an ſeine Mutter: „Zwei Göttinnen ſtreiten ſich in meiner Bruſt! Sie wecken in mir Zuverſicht — Zweifel — Hoffnung — ſie weiſen mir bald die guten, bald die ſchlechten Seiten der Entſcheidung". Die Kunſt trug den Sieg davon, und Otto Magnus beſtürmte nun die geliebte Mutter mit dringenden Bitten, ſie möchte nicht mehr gegen ſeine heißen Wünſche ankämpfen und ihm die freie Wahl des Berufs gewähren.

Endlich gab auch die Freifrau von Stackelberg ihre Einwilligung zu dem veränderten Lebensplan des Lieblings. Wunderlich genug aber war es ihr, daß ein Sprößling des alten Geſchlechts, ſo freudig mit den angeſtammten Standesvorurtheilen brach und ihm alle die glänzenden Vorrechte zu denen er berechtigt war, völlig werthlos erſchienen.

Mit dem Schluß des Winterſemeſters verließ Otto Magnus die Univerſität und reiſte nach Dresden. Das Ziel ſeines Lebens hatte jetzt eine feſte Geſtalt gewonnen und alle Bilder der Zukunft, die ſeine rege Phantaſie erſchuf, leuchteten im Licht einer wärmeren Sonne. Bevor er aber weiterzog in's verheißungsvolle Land Italien, ſollten Auge und Hand noch an Dresdens reichen Schätzen geübt werden. Ein halbes Jahr malte er in der Gallerie und zeichnete nach der Antike, die Kohle in der halb erſtarrten Hand, die Begeiſterung im Herzen. Hier traf er mit Heinrich Tölken zuſammen, dem ſpäter viel genannten Archäologen. In ſchöner Übereinſtimmung ihrer künſtleriſchen Ideale beſchloſſen ſie, gemeinſam und zu Fuß nach Rom zu wandern.

Viertes Kapitel.

Fußreiſe nach Rom.

(1808.)

Auf nach Rom! das war der frohe Jubelruf, mit dem die beiden Jünglinge in ſpäter Nachmittagsſtunde des 29. Auguſt 1808 Dresden verließen. Arm in Arm eilten ſie rüſtigen Schrittes dahin. Tiefer ſenkten ſich die Schatten des Tages und hell ſchien der Mond, als ſie Tharand erreichten. Hören wir Einiges aus Stackelbergs Tagebuch, das er den Catalog ſeiner Leiden und Freuden nennt. Da heißt es: „Als zögen wir den Sonnenwagen und alle Muſen darin, ſo flog ich mit Heinrich über Berg und Thal. Auch er iſt voll Jugendluſt, wie ich ſelbſt es bin! Allein und ohne ein volles begeiſtertes Herz ſollte niemand auf Reiſen gehn! Denn wo der Menſch ſich nicht zum Menſchen findet, ſcheint einſam die Natur — und ohne Liebe gleicht ſie dem Farrenkraut, iſt blüthenloſes Leben!“

In Bayreuth ward längere Raſt gehalten. Hier lebte ſchon ſeit einigen Jahren der vielgefeierte Jean Paul. Seitdem die Gattin Caroline das Haus führte und liebliche Kinder ihm erblühten, hatten ſich auch ſeine äußeren Verhältniſſe harmo-

niſch geordnet. Natur und Umgebung des kleinen Städtchens waren wie geſchaffen zum Ruheſitz eines dichtenden Mannes, der in allen ſeinen Schöpfungen die humoriſtiſchen, idylliſchen und ſchmerzlich ſehnſüchtigen Stimmungen widerſpiegeln ließ.

Unſere Jünglinge hatten ſich zeitgemäß für ſeine Werke begeiſtert. Ihnen war es ein überaus wichtiges Ereigniß, als ſie durch das Erlanger Thor ſchritten und das von dem Dichter bewohnte Haus betraten. Eine Magd eilte ſchnell die Treppe hinan, um den Beſuch zu melden. Alsbald öffnete ſich eine kleine Thür, Jean Paul erſchien auf der Schwelle und hieß ſie mit freundlichem Gruß willkommen. Anfangs waren die jungen Männer überraſcht durch ſeine äußere Erſcheinung. Ihre Phantaſie hatte ſich von ihm ein Bild geſchaffen, das der Wirklichkeit nicht entſprach. Vor ihnen ſtand ein unterſetzter Mann, mit rundem behaglichem Geſicht, hohem haarloſem Scheitel, wenigen braunen Locken im Nacken. — Die vollen Lippen aber umſpielte ein feines Lächeln, und das blaue, ſchön gerundete Auge leuchtete von Geiſt und Poeſie.

Stackelberg nannte ihre Namen, das Ziel der weiten Reiſe, ſprach von Verehrung, Begeiſterung und wagte ſchüchtern die vielverbrauchte Frage: „Wir ſtören Sie doch nicht?“ „Es wäre ſchlimm, wenn Sie mich nicht ſtörten“, war die lakoniſche Antwort. „Aber treten Sie nur getroſt ein und ſchauen Sie ſich mein Studierſtübchen an. Da liegt alles durcheinander, wie jetzt in dem ſonnigen Italien, wohin Sie auf der Wanderſchaft ſind.“

Mit klopfendem Herzen betraten die beiden Freunde das dichteriſche Heiligthum. Hier ſtand vor einem einfachen, mit weißer Leinwand überzogenen Sopha der große eichene Schreibtiſch, darauf eine Menge friſch beſchriebener, ſtark ausgeſtrichener Papiere. Am Fenſter nebenan hing ein luftiger Käfig, in dem der Kanarienvogel ſein Jubellied in die Welt hinausſchmetterte. Unter dem Tiſche ſah man eine Flaſche mit Waſſer, ein Weinglas, und auf den Repoſitorien rings umher lag alles

voll unordentlich hingeworfener Manuſcripte. An der Wand lehnte ein mächtiger Stock aus Roſenholz — Jean Pauls treuer Begleiter, wenn er den Kopf voll dichteriſcher Ideen der Eremitage zuſchritt.

Er nahm den Jünglingen die Hüte aus der Hand, nöthigte ſie zum Sitzen und begann alsbald ein lebhaftes Geſpräch über die gegenwärtigen Verhältniſſe, die Begebenheiten der Politik und werdenden Weltgeſchichte. Dabei ging der Dichter immer mit verſchränkten Armen und flatterndem Klausrock im Zimmer umher. Geräuſchvoll trat er auf Nußſchalen, verſtreute Vogelſamen und griff mitten im Sprechen wiederholt nach ſeinem Eichhörnchen, das mit tauſend luſtig behenden Sprüngen ihm fortwährend auf Kopf und Schulter hüpfte.

„Haben Sie meinen Titan geleſen?“ wandte er ſich fragend an Stackelberg. „Wenn Sie nach Iſchia kommen, ſo laſſen Sie mich doch wiſſen, ob es da wirklich ſo ganz anders ausſieht, als ich es beſchrieben. Mehrere Reiſende wollen es behaupten.“ — Beim Abſchied erkundigte er ſich nochmals nach ihren Namen, ſchrieb ſie auf und ſagte: „Wir ſehen uns gewiß wieder — vielleicht nur in einer andern Welt — und dann iſt's auch noch die Frage! Aber, wenn mich auch der Teufel holt, ſo begegnen wir uns doch ſicher im Segfeuer.“

Damit ſchieden Stackelberg und Tölken. Sie hofften Jean Paul noch in der Eremitage zu treffen. Eine Fülle von hiſtoriſchen Erinnerungen knüpfte ſich an dieſen Park und das poetiſch gelegene Rococo-Schlößchen. Die halb zerſtörten Werke der Kunſt, welche einſt mit verſchwenderiſcher Pracht den Lieblingsſitz der Markgrafen von Bayreuth geſchmückt, mahnten an die Vergänglichkeit des Ruhmes und an die Flüchtigkeit aller Dinge auf Erden. Wo vor Zeiten Reichthum, Übermuth und frohes Leben ihr wechſelnd Spiel getrieben, da breiteten hohe Bäume jetzt dunkle Schatten über einſam öde Wildniß. Zu Füßen der Eremitage ſtand 1808 ein kleines Wirthshaus, welches der „guten Rollwenzelin“ gehörte, wie ſie weit

und breit in der Umgegend genannt wurde. Bei ihr hatte Jean Paul ein Zimmer gemiethet, mit ſchöner Ausſicht auf das Thal von Aichach und die im blauen Duft verſchwimmenden Gipfel des Fichtelgebirges. Hier entſtanden die meiſten ſeiner Schriften, und er las das Manuſcript ſogleich der geſpannt aufhorchenden Rollwenzelin vor. Ihr einfach verſtändiges Urtheil und die drolligen Einfälle der Frau wirkten ſtets anregend auf die Phantaſie des Humoriſten. Täglich wanderte er hierher, wo es ſich in freier Natur doppelt ſchön arbeiten ließ. Nur bei trübem oder kaltem Wetter ſaß er daheim an ſeinem Schreibtiſch.

Auf einem mit Birken bepflanzten Platz vor dem Wirthshauſe ſtanden viele Tiſche und Bänke, an denen ſich Nachmittags die ſchöne Welt von Bayreuth zu verſammeln pflegte. Zur beſtimmten Stunde ging Jean Paul freundlich grüßend an ihnen vorüber. Das muntere Eichhörnchen guckte aus ſeiner Taſche hervor. — Dieſes Mal ſpähten die Leute vergebens nach ihm aus — der Dichter kam nicht, und unſere Reiſenden mußten mit getäuſchter Erwartung weiterziehen.

Sie ſahen Wälder und Sümpfe, auch viele Heiligenbilder, kamen nach Regensburg, wanderten in der Ebene durch Landshut und Freiſing. Wurde der Weg ihnen lang, oder die Straße einförmig, ſo riefen ſie einander ermunternd zu: „Unſer Ziel iſt Rom! Wir kämpfen um den ſchönſten Preis, auf den die Sonne niederſchaut.“ Fröhlich ſchritten ſie dann vorwärts, bis am Horizont in bläulicher Ferne die Tyrolerberge erſchienen und München vor ihnen lag.

Im „goldenen Hirſchen“, dem vornehmſten Gaſthof damaliger Zeit kehrten ſie ein. Fußwanderer mögen wohl ſelten hier Einlaß begehrt haben, denn die dicke Frau Wirthin fragte ſogleich nach ihrem Fuhrwerk. Sie zeigten auf ihre Füße. Das war verdächtig! Mit einem unnachahmlichen Blick voll Mißtrauen und Herrſcherwürde überflog die Frau der beiden Reiſenden Geſtalten und rief dann raſch entſchloſſen:

„Die Karte muß ſogleich auf die Polizei! — Numero 9 für die Herren! — Die Karte ſogleich auf die Polizei, ſage ich!“ Sprach's und verſchwand.

Den Herren ward ein elendes Stübchen angewieſen. Athemlos keuchte alsbald der geſchäftige Kellner die Treppe hinauf, brachte die Polizeikarte, und Tölken ſchrieb ſeinen und des Freundes Namen und Charakter hinein. Jedenfalls muß man ſie in den kriegeriſchen Zeiten für Spione gehalten haben, denn ihre Ankunft wurde dem Könige gemeldet. Als ſie am Nachmittage von einem Spaziergange in den Gaſthof zurückkehrten, empfing ſie der Lohndiener mit den devoteſten Bücklingen und Freude glänzendem Angeſicht. „Ihro Gnaden!“ war ſein erſtes Wort, „Ihro Gnaden, Majeſtät der König haben geruht nach Ihnen zu fragen! Der Kammerdiener, mein Freund, war eben hier! Majeſtät der König läßt fragen, ob der Herr Baron von Stackelberg ein alter Mann ſei und auf Krücken ginge? Ich habe geantwortet, es ſeien nur zwei junge Herrn da, die hätten aber wahrſcheinlich mit dem Kronprinzen zuſammen ſtudiert, denn der hat ja auch eine Fußreiſe durch die Schweiz gemacht.“

Damit hatte des Lohndieners Logik die Ehrenerklärung der jungen Leute bekräftigt. „Was ſchaffen Ihro Gnaden?“ erklang es nun von allen Seiten. Allein, Ihro Gnaden hatten nur ihre beſtaubten Reiſekleider, da das vorausgeſandte Gepäck noch nicht angekommen war. Um nun einer etwaigen königlichen Einladung aus dem Wege zu gehen, entſchloſſen ſie ſich gleich am andern Morgen nach Schleißheim aufzubrechen. Mit vornehmer Würde ward für das elende Stübchen die geforderte hohe Zeche gezahlt, und als wären ſie wandernde Prinzen, die ihre Kronen unter dem Arm trugen, wurden ſie mit vielfach unterthänigen Bücklingen hinaus begleitet. Dieſes Fortſtürmen bei gewitterſchwerem Himmel, aufgejagt durch ein Wort des Königs, das über ſo viele Lippen glitt, ward ihnen noch lange Zeit hindurch ein unerſchöpflicher Quell des Scherzes.

Zum Studium der alten Deutschen bot die Schleißheimer Gallerie reiche Ausbeute. Stackelberg sagt: Albrecht Dürers selbst gemaltes Bildniß ist herrlich! — Ein männlich schöner Kopf mit dem Ausdruck heiligen Ernstes in seinen Zügen. Die klare Stirn zeigt von dichtendem Leben. Im Vollgefühl der Kraft, die ihn durchdringt, scheint er versunken in den Schöpfungstraum eines Bildes. — Ein ziemliches Chaos der Anordnung herrschte zwar in der italienischen Abtheilung, Stackelberg fand aber mit künstlerischem Gefühl die schönsten Bilder heraus, und stand lange sinnend vor Guidos, Tintorettos und Palma Vecchios Schöpfungen. Auch sah er in der kleinen Kapelle des Schlosses die 31 Fuß hohe Kreuzigung von Tintoretto, ein meisterhaft gemaltes Bild von entsetzlicher Wahrheit. Die Familie Vüll soll es einst für die Augustinerkirche in München bestellt haben. Man erzählte den jungen Leuten, daß ein reisender Engländer, ganz begeistert von dem schönen und auch *großen* Bilde, ungeheuere Summen dafür geboten habe. Als es ihm verweigert wurde, versprach er die riesige Leinewand ganz mit Guineen zu überdecken, und man berechnete, daß dazu mehr als eine Million Goldstücke gehörten. Dem Könige war das Bild um *keinen* Preis feil und des Engländers Kunst-Enthusiasmus blieb unbefriedigt.

Unsere Reisenden gingen bei strömendem Regen nach München zurück und kehrten vor dem Thor in einem bescheidenen Wirthshause ein, um hier, unbehelligt von besonderer Nachfrage, ihr Reisegepäck abwarten zu können. Stackelberg fand sich bald in die wenig gemüthliche Lage und ging mit den großen nägelbeschlagenen Schuhen so unbefangen in den Gallerien umher wie ein Tyroler, der eben von seinen blauen Bergen herabgestiegen. Endlich kam der ersehnte Tag, wo sie wieder in voller Kleiderpracht erscheinen konnten. Der unfreiwillige Aufenthalt erforderte beschleunigte Abreise, und auf dem Rücken den schwer bepackten Ranzen, zogen sie vergnügt fort aus

München. Auf der Reiſe galten ſie jetzt überall für Italiener, die Waaren feilboten.

Hören wir Stackelbergs ferneren Bericht mit ſeinen eigenen Worten: Es hatte die Nacht geſtürmt und geregnet, und als wir aus der Münchener Ebene allmählich auf Hügel und Berge ſtiegen, lag dichter Nebel über der ganzen Gegend. Einzelne Sonnenſtrahlen brachen durch die Wolken und in tauſend Sternchen erglänzte das thauige Gras. Die Morgenglocken tönten zu uns herüber, auf dem Acker knieten die Landleute mit Weib und Kind zu andächtigem Gebet, die Hüte in den gefaltenen Händen. — Über den Kochelſee trug uns der leichte Kahn, und fröhlich ſtiegen wir den Keſſelberg hinan. Vor uns lag der ſchöne Walchen-See, deſſen einſamen Strand nur eine Fiſcherhütte belebte. Die Berge waren tief beſchneit, immer wilder wurde die Gegend. Durch Mittenwalde kamen wir vorüber an der Feſtung Scharnitz, dem geſprengten Schlüſſel von Tyrol, deſſen zertrümmerte Mauern den Paß ſperrten. Noch kochte den braven Tyrolern das Blut, wenn ſie des Verraths durch Beſtechung gedachten und von den Gräueln der Einnahme erzählten. Weitergehend ſahen wir mitten unter ſtarren Granitfelſen einen grünen Berg aus tiefer Kluft emporſteigen. Wie ein hohläugiger Schädel blickten Burgtrümmer vom Gipfel herab, den ein verfallener Zaun auf halber Höhe umſchlang. Kein Thal war zu entdecken. Geheimnißvoll wuchſen Felſen und Berge wie aus der Unendlichkeit auf. Durch flockige Wolken halb verhüllt, erglänzten ſie in ſilberbeſchneitem Licht. Unbezwingliche Luſt erfaßte mich, für ein Gemälde hier die Grundzüge leicht zu entwerfen, und auf vorragender Klippe ſitzend zeichnete ich das wild romantiſche Bild.

Wenn man den Zirl erſteigt, wird die Gegend lieblicher. Friſche Brünnlein rieſelten von den Höhen und die weite Ausſicht des ſchönen Innthals lag vor uns. Maisfelder und belebte Dörfer drängten ſich um den grünlichen Strom, der

ſonnenbeſchienen und von waldigen Bergen umgeben war. Durch Innsbruck zogen wir — und immer weiter bergan. Ernſtblickende Mönche gingen mit ſtillem Gruß an uns vorüber; die Erde ſchien bis an den Himmel hinauf zu ragen und tief unten brauſte der Waldſtrom. — Von des Brenners Höhe ſahen wir in ein ſüdliches Thal, wo die Eiſack mit ſchäumenden Wellen dem immer blühenden Süden entgegenſtrömte. Italiſche Luft umfächelte uns und tiefblauer Himmel wölbte ſich über den lombardiſchen Fluren. Weingehänge, maleriſch von Baum zu Baum verſtrickt, breite Feigenbäume voll bläulicher Feigen ſchmückten die Ebene. Leiſe flüſterndes Rauſchen ging durch die Blätter des Mais und umſpielte die gelben Fruchtkolben.

Mit ſchwellendem Segel und günſtigem Winde zogen wir über die hellgrünen Fluthen des Garda-Sees. Ringsum am Fuß der Berge lagen Dörfer nachbarlich aneinander gedrängt und von Limonengärten umgeben. Schon entdeckte man am fernen Horizont die geſchwungene Linie der bläulichen Apeninnen, weiße Häuſer blickten durch den ſüdlichen Duft der Ferne, drüber hin ragten Cypreſſen! — Verona war erreicht. Nachdem Kirchen und Denkmäler bewundernd geſchaut, überblickten wir noch vom Amphitheater aus die ganze Stadt. Durch die Mauern des ſtolzen Baues aus Diocletians Zeiten ſchlüpfte ein zahlloſes Heer ſchnellfüßiger Eidechſen, und duftender Lavendel wuchs zwiſchen den Steinen hervor. Doch welche Entheiligung! In der herrlichen Arena, wo ſonſt das Blut der Gladiatoren floß, war eine moderne Schaubühne errichtet! Hier gab man Volkspoſſen, deren Späſſe ſich im Zuſchauerraum wiederholten.

Verona war ſpät von uns verlaſſen worden, und es galt rüſtig zuſchreiten, um in Mantua noch vor Sonnenuntergang einzutreffen. «Sono pellegrini!» rief das arbeitende Volk uns nach. Ja wohl pellegrini! denn wir pilgern zum heiligen Grabe der Schönheit und der Kunſt! Endlich ſtanden wir vor

Mantua, aber das Thor war bereits geſchloſſen. Als nach langem Poltern und Rufen ein franzöſiſcher Officier in ſoldatiſcher Begleitung erſchien, er gab uns den Beſcheid, daß nach Thoresſchluß nur Generalen der Eingang gewährt würde. Da half kein Bitten, kein Flehen, wir mußten 1½ Stunden den eben durchmeſſenen Weg wieder zurückgehen, um ein elendes Wirthshaus zu erreichen. — Schlimmer noch war am folgenden Morgen unſer Einzug in die Feſtung. Von einem Beamten zum andern herumgeſchickt, zuletzt unter militäriſche Escorte geſtellt, durch all' die krummen Wege von Stadt und Feſtung auf die Polizei gebracht, mußten wir dort Rede ſtehen über Namen und Herkunft. Als alles ſich in beſter Ordnung befand, wurden wir allendlich der Freiheit und unſerem Schickſal überlaſſen.

Mantua trägt noch alle Spuren der Zerſtörung. Die Mauern der Stadt ſind wie durchlöchert von den unzähligen Bomben, die hineinfielen. Vor Giulio Romanos Grab in der Kirche St. Barbara gedachten wir in Ehrfurcht des großen Künſtlers, der vom Herzoge Federigo Gonzaga (1524) nach Mantua berufen, ihm als Maler und Baumeiſter diente. Die Fresken im Palazzo del Te, den Giulio mit ſchönen Wölbungen in ſeltſam neuer Form erbaut hat, ſind reich an Kraft und Fülle der Erfindung. Sie geben einen hohen Begriff von des Künſtlers Begabung. Im Muſeum der Akademie fanden wir nur einen Abguß der berühmten Büſte des Virgil. Mit ungeheuchelter Rührung ſagte der Führer: «Il nostro Virgilio non è piu!» Die Büſte ſoll Mantua's Stolz geweſen ſein. Jetzt ſteht auf der Piazza Virgiliana, von Baumgruppen umgeben, das in Bronze gegoſſene Bildniß des Dichters. «Ecco! il busto di nostro Virgilio!» rief im Vollgefühl der Zuſammengehörigkeit ein Mann aus dem Volk uns zu.

Über Guaſtalla weiter nach Modena. Dort wurden wir abermals angehalten und inquirirt. Wild ausſehende Männer in zerriſſenen blauen Mänteln fielen über unſere Ränzel her,

durchſuchten mit Kennermiene Landkarten und Papiere, obſchon ſie nichts vom Geſchreibſel verſtehen konnten. Endlich beruhigten ſie ſich, meinten aus unſern Päſſen geleſen zu haben, daß wir «professori della theologia» ſeien und ließen uns gehen. Nachdem die Modeneſiſche Gallerie (1746) nach Dresden verkauft, iſt von Kunſtwerken nicht viel übrig geblieben. Was öffentlich geweſen, haben die Bürger ſelbſt zerſtört. Nur der berühmte Eimer hing noch im unterſten Gewölbe der Kathedrale hinter eiſernen Thüren. Ich näherte mich ihm, wie einer heiligen Reliquie, und dachte: Wie viel Streit und Blutvergießen um ſolch' armſeligen Dinges willen, und zu welchem Meiſterwerk hat es den Taſſoni begeiſtert![1])

Den 18. September erreichten wir die Apeninnen. Bis Monte Carelli ſtieg die Landſtraße unaufhörlich bergan, dann ſank ſie plötzlich ſchroff in's Thal hinab. Der von todten Felsmaſſen umgebene Gipfel, auf dem wir Fremdlinge ſtanden, war menſchenleer und öde. Kaſtanienwälder zogen an den Abhängen hin und belebten die ſtille Berggegend. Mit prüfendem Blick durchſpäheten wir die unendliche Ausſicht. — Noch einmal wollten wir die deutſchen Berge ſehen, und das

---

[1]) Die Ghirlandina, der hohe Glockenthurm einer der ſchönſten Italiens, erhebt ſich bei den Tribunen des Doms. Dort hängt in feſter Kammer von der Decke herab an ſtarker Kette, die allbekannte von dem Dichter Taſſoni beſungene: «Secchia rapita», ein hölzerner Schöpfeimer. In dem Kriege, welchen die Modeneſen im 13. Jahrhundert gegen die Bologneſer führten, waren etliche Modeneſen in Bologna eingedrungen und hatten den Eimer eines Brunnens als Trophäe nach Modena gebracht. Dieſes Ereigniß und die vergeblichen Anſtrengungen der Bologneſer den Eimer wieder zu erlangen, beſingt Taſſoni in 12 burlesk epiſchen Geſängen. — Dieſe Satyre auf die damaligen Parteikämpfe iſt voll geſunden Witzes und beginnt mit den Worten:

„Den Groll beſingen will ich, und das Übel
Die einſt in ſtolzen Menſchenſeelen angefacht,
Ein unglückſel'ger ſchlechter Waſſerkübel
Den Geminianer von Petronern heimgebracht."

Taſſoni I. 1.

arme besiegte Land unserer Väter, in welchem jetzt frostige Winde wehten. Wir schauten die Schweizeralpen mit ihren glühenden Schneegipfeln, die Tyrolerberge, die sich zu den venetianischen Hügeln herabneigten und das adriatische Meer, ein Lichtstreif im Morgenglanz!

Durch das reich bebaute blühende Arno-Thal kamen die Jünglinge nach Florenz, durchwandelten Kirchen und Paläste, sahen in der Loggia dei Lanzi die herrlichen Bildwerke, welche mit kühngeführtem Meißel große Gedanken vollendet wiedergeben, und betraten mit Ehrfurcht und heiliger Scheu die Tribuna — dieses Heiligthum der Kunst! — Zu längerem Verweilen fehlte ihnen die Gemüthsruhe. Unaufhaltsam eilten sie weiter nach Rom.

Fünftes Kapitel.

Rom.

(1808 – 1810.)

Fast ſechs Wochen hatte die Fußwanderung gedauert. Mit ungetrübter Begeiſterung waren Stackelberg und Tölken über Berg und Thal gezogen. Je näher ſie dem Ziele kamen, umſomehr ſteigerte ſich das Gefühl freudiger Erwartung. Es war ihnen ſehr feierlich zu Muthe, als ſie zum erſten Mal die ſchneegekrönten Linien des Albanergebirges erblickten, als die Kuppel von St. Peter am Horizonte auftauchte, Kirchen und entfernte Häuſermaſſen ſichtbar wurden. — Rom! das längſt Erſehnte, lag jetzt vor ihnen, wie ein Myſterium, auf deſſen Offenbarung ſie harrten.

Ernſt und ereignißvoll war die Zeit, in welcher unſere Reiſenden Rom betraten. — Der Kirchenſtaat war 1798 von Napoleon in eine römiſche Republik verwandelt, der greiſe Pius VI. gefangen nach Frankreich geführt und dort ſchon im nämlichen Jahr in der Citadelle von Valence geſtorben. Das Conclave hatte ſich in aller Stille zu Venedig verſammelt und am 14. März 1800 den Grafen Chiaramonte zum Papſt erwählt. Unter dem Schutz öſterreichiſcher Truppen nahm Pius VII.

Besitz vom Kirchenstaat, und hielt im Juli 1801 seinen feierlichen Einzug in Rom. Den Wohlstand des Landes förderte er mit Geist und Einsicht, gab dem Jesuitenorden neue Macht, verdammte die Philosophie als Urheberin aller Drangsale und strebte nach völliger Wiederherstellung der geistlichen Gewalt.

Gegen den Wunsch der Römer war der Papst mit großer Prachtentfaltung zur Kaiserkrönung nach Paris gezogen. Napoleon hatte ihn nur geladen, um den Glanz des Festes zu erhöhen, — er ließ sich wohl von ihm segnen, aber nicht krönen! Vielfach gekränkt und gedemüthigt kehrte Pius VII. unter dem laut geäußerten Unwillen des Volkes nach Rom zurück. — Von nun an suchte er Napoleons Anordnungen jeden nur möglichen Widerstand entgegen zu setzen. Es war ein ohnmächtiges Beginnen! Die Besetzung von Ancona, die Ernennung des Prinzen Eugen zum Vicekönig von Italien bewiesen nur zu deutlich, daß der Papst wohl noch Herr der Stadt Rom, der Kaiser von Frankreich aber Herr des Kirchenstaates sei. Als Pius VII. nun vollends seine Häfen den Feinden Frankreichs nicht verschloß, Joseph Bonaparte auch nicht als König von Neapel anerkennen wollte, da mußte er es nur zu bald erleben, daß 1808 die alte Römerstadt von französischen Truppen besetzt und das päpstliche Gebiet wie eine eroberte Provinz behandelt ward. Jetzt erklärte der Papst, nur der Gewalt werde er weichen, denn er wolle dereinst gerechtfertigt vor Gott und den Menschen im Grabe liegen. Zu freiwilliger Gefangenschaft verschantzte er sich im Quirinal, feindliche Truppen überfüllten das schöne Rom, stiller ward es im St. Peter und den sonst so bunt belebten Straßen. Aus dem Vatikan, dem Kapitol und den Privatsammlungen hatten die Franzosen gleich nach dem Frieden von Tolentino den größten Theil der Kunstschätze nach Frankreichs Hauptstadt gebracht. Dort war das Louvre in ein förmliches Weltmuseum verwandelt, und keine andere Stadt konnte sich rühmen, so viel Meisterwerke unter einem Dach vereinigt zu haben wie Paris.

So ſtand es um Rom im Herbſt des Jahres 1808. Für einen Mann, der gekommen war, um ruhig und geſammelt ſich hier am Reichthum der Kunſt zu bilden, ſchien der Zeitpunkt ſehr ungünſtig gewählt. Es iſt aber ein eigenes Ding um den Eintritt in Roms Mauern. Sobald man auf den Stätten wandelt, die durch Gedanken und Thaten tauſendjähriger Vergangenheit geweihet ſind, treten die Äußerlichkeiten des Lebens völlig in den Hintergrund, und wenn es auch weltbewegende Thatſachen wären!

In der klaſſiſch gewordenen Kneipe des café greco herrſchte damals noch echtes Künſtlerleben. Die unſcheinbaren Räume dienten zum Sammelplatz aller deutſchen Maler, Bildhauer und Gelehrten, lauter ſchaffensfreudige Künſtlernaturen, die hier voll friſchen Lebensmuthes in ungezwungener, oft ausgelaſſener Laune mit einander verkehrten. Mitten unter dieſe ſtrebſamen Männer trat jetzt Stackelberg der 21jährige Jüngling, — gleich ihnen reich an Gedanken, Hoffnungen und Entwürfen. Hier begegnete er einer Reihe intereſſanter, in der Folgezeit viel genannter Männer, wie den Dichtern Öhlenſchläger, Zacharias Werner, den Brüdern Riepenhauſen, dem Maler Koch, Auguſt Keſtner u. A. m. Vor Allem aber lernte er den großen weltberühmten Thorwaldſen kennen, der Winckelmanns Lehren mit ſchöpferiſcher Kraft verwirklichte, unter Künſtlern und Laien ſchon hochgeehrt daſtand. Sein Adonis hatte einen Sturm von Begeiſterung hervorgerufen und ward einſtimmig für das ſchönſte Werk bildender Kunſt der Neuzeit erkannt. Es iſt auch die einzige Statue, welche Thorwaldſens Meiſterhand begonnen und ſelbſt vollendet hat.

Wohl im café greco mag es geweſen ſein, daß Stackelberg die für ihn ſo bedeutungsvolle Bekanntſchaft des Freiherrn Haller von Hallerſtein machte, der ihm ein treubewährter Freund und wenige Jahre ſpäter auch ſein Lebensretter wurde. Karl Haller von Hallerſtein ſtammte aus einem alten angeſehenen Nürnberger Patriziergeſchlecht. Auch er hatte mit den

Standesvorurtheilen gebrochen, hatte die militärische Laufbahn verlassen und war ein Jünger der Kunst geworden. Nachdem er in Stuttgart und Berlin Architektur studiert, und königlich bairischer Bauinspector in Nürnberg gewesen, wanderte er mit dem Ränzlein auf dem Rücken zu Fuß durch Tyrol und Oberitalien und war im Frühling des Jahres 1808 in Rom eingetroffen. Gar bald hatte sich Stackelberg mit besonderer Vorliebe dem älteren Manne angeschlossen, der ihm hier unter ganz gleichartigen Verhältnissen begegnete, und dessen überaus liebenswürdiges Wesen und großer Wissenstrieb ihn mächtig anzogen. Mit ihm eilte er in die Hallen der Kunst, wo an den Wänden, auf der Leinewand, in den Stein geprägt, vom Laokoon an bis zum lieblichen Madonnenantlitz und den lächelnden Augen des divino bambino — alles ihm entgegenleuchtete, wie in augenblicklicher Erstarrung begriffenes Leben. — In stille Kirchen traten sie ein, deren verwitterte Marmorsäulen einst heidnische Tempel zierten — jetzt das christliche Gotteshaus kräftig trugen, wo die ernsten Marmorgestalten in ergreifender Lebendigkeit, und ebenso ergreifender Ruhe, von einem Menschengeschlecht zum andern, Jahrhunderte überdauerten.

Dann ging's hinaus vor die Thore der Stadt, wo in der Villa Albani, Natur und Kunst sich zu harmonischem Ganzen verwebten, wo das schönste landschaftliche Bild die reichen Sammlungen der Statuen umschloß, die für das Verständniß der hellenisch-römischen Bildnerei, durch Winckelmann so bedeutend geworden. In der Villa Doria Pamphili — um ihres Zaubers willen von den Römern Belrespiro genannt, durchstreiften sie die schönen von Aloe und Akazien umsäumten Wege und weilten am liebsten auf der berühmten Anemonen-Wiese, die vom herrlichen Pinienhain umgeben, zwischen den hohen Stämmen das Albanergebirge durchblicken ließ.

Mit Raphaels Fresken begann Stackelberg das Studium der Kunst. Glücklich und befriedigt fühlte er sich in der Ar-

beit, der er aus innerem Drange von Jugend auf entgegen geſtrebt war. Hier erfuhr er an ſich ſelbſt die Beſtätigung von Winckelmanns Worten: „Ohne Mühe erreicht das nächſte Zeitalter, was alle Lebensthätigkeiten des vorhergehenden in Anſpruch genommen.“ — Angeregt durch den Geiſt, der auf ihn eindrang, entſtand eine ſelbſtſtändige Compoſition, von der Auguſt Keſtner in ſpäterer Zeit an ihren gemeinſchaftlichen Freund Gerhard berichtet: „Es war eine Madonna, welcher zwei Engel das Chriſtuskind entgegenbringen. In Stil und Behandlung der Formen zwar mit Raphaeliſchen Reminiscenzen, — von Erfindung aber ganz fein eigen.“ In Stackelbergs Papieren finden ſich auch folgende Notizen: Ich habe den Traum des Endymion dargeſtellt, wie mir deucht auf die ausdrucksvollſte Art. Mir ſchwebte die ſchöne Poeſie dieſer Mythe vor. Durch viele Darſtellungen die ich geſehen irre geleitet, machte ich Anfangs einen Schäfer aus ihm. Aber Endymion war ein Held und ein Jäger, und dadurch wird die Situation viel intereſſanter. Statt des gewöhnlichen Schäferſtabes ein Speer, — ſtatt der Schaafe, eine Koppel Hunde. In „des Jägers Abendlied von Göthe“ liegt etwas von dem, was ich mir dachte und ausdrücken wollte.

An einer anderen Stelle heißt es: Raphael war niemals durch den Raum geſtört, den ihm die Architektur darbot, es gehörte vielmehr zu der Großheit und Eleganz ſeines Genius, daß er jeden Raum auf das Zierlichſte zu füllen und zu ſchmücken wußte, wie er augenfällig in der Farneſina dargethan hat. Selbſt die herrlichen Bilder der Meſſe von Bolſena, der Befreiung des gefangenen Petrus, des Parnaſſes — wären ohne wunderliche Beſchränkung des Raumes, nicht ſo unſchätzbar geiſtreich zu denken. Ebenſo iſt auch in den Sibyllen die verheimlichte Symmetrie, worauf bei der Compoſition alles ankömmt, auf eine höchſt geniale Weiſe obwaltend. Denn wie in dem Organismus der Natur, ſo ſehen wir auch in der Kunſt, innerhalb der genaueſten Schranke, die größte

Vollkommenheit der Lebensäußerung. Beim Anſchauen dieſer Kunſtwerke fühlte und begriff ich, was man im höchſten Sinne unter der Gegenwart des klaſſiſchen Bodens verſtehen dürfte. Ich nenne es die ſinnlich geiſtige Überzeugung, daß hier das Große war, iſt, und ſein wird! Daß auch das Größte und Herrlichſte vergeht, liegt in der Natur der Zeit und der gegen einander unbedingt wirkenden ſittlichen und phyſiſchen Elemente. In allgemeinſter Betrachtung konnten wir aber nicht traurig an dem Zerſtörten vorübergehen, vielmehr hatten wir uns zu freuen, daß ſo viel erhalten, ſo viel wieder hergeſtellt war prächtiger und übermächtiger, als es je geſtanden. Nicht allein was zwei Jahrtauſende vernichten ſollten, lag vor unſeren Augen, ſondern zugleich, was eine geſteigerte Bildung wieder hervorzubringen vermochte. Selbſt das Schwanken des Kunſtgeſchmacks, das Streben nach dem Einfachen, Großen, die Wiederkehr zum vervielfachten Kleinen, das alles deutet auf Leben und Bewegung. Kunſt und Menſchengeſchichte ſtanden ſynchroniſtiſch vor unſeren Augen. Darum darf es uns nicht niederſchlagen, wenn wir bemerken: auch das Große ſei vergänglich. Vielmehr, wenn wir finden, das Vergängliche ſei groß geweſen, muß es uns aufmuntern, ſelbſt etwas von Bedeutung zu leiſten, damit fortan unſere Nachfolger zu edler Thätigkeit angeregt würden — woran es unſere Vorfahren niemals haben ermangeln laſſen. Wie es einem heitern Sinn gelingt, gleich einer friſchen unſterblichen Vegetation, auch die Ruine wieder zu beleben, Mauern und zerſtreute Blöcke wieder mit Leben auszuſtatten, ſo entkleidet ein trauriger Sinn das lebendige Daſein ſeines ſchönſten Schmuckes und möchte es uns gern nur als ein nacktes Gerippe aufdringen.

Stackelbergs ideal angelegtes Weſen empfand überall Leben und Poeſie. Jeder neue Tag brachte ſeinem Künſtlerauge, ſeinem Dichtergemüth auch neue Nahrung und unvergänglichen Genuß. So waren Wochen verſtrichen, und der

Ton der Schalmeien mahnte an das herannahende Weihnachtsfeſt. Treu der alten Sitte ſtiegen ſchon acht Tage vorher die Hirten und Pifferari von allen umliegenden Gebirgen, ja ſogar von den Abruzzen der Neapolitaniſchen Grenze herab und zogen nach Rom. In maleriſcher Tracht, Sandalen an den Füßen, waren dieſe italieniſchen Bergſöhne die Weihnachtsverkündiger Roms, welche gleich den Hirten der Bibel, das neugeborene Chriſtkind anbetend begrüßen wollten. An jeder Straßenecke blieben ſie vor dem Marienbilde ſtehen und indem ſie ſo recht kindlich naiv zur Madonna aufſchauten, ſangen ſie uralte Weiſen in halblauten monotonen Recitativen. Nach jedem kurzen Abſatz dieſer Weihnachtsſtrophen ward ein Adagio geſpielt, bei deſſen Schluß die Pifferari mit ſchrillem Triller einfielen. Drei Mal am Tage zogen ſie von Straße zu Straße, bis die Glocken das heilige Feſt einläuteten. Nach der letzten Andacht im St. Peter kehrten ſie wieder zurück in ihre Berge. Sie haben einen Weltruf erlangt, ſchon manchen Künſtler durch ihr poetiſches Ausſehn, jedermann aber durch die alterthümlich maleriſche Sitte begeiſtert.

Der Winter war vorüber, für Stackelberg zum erſten Mal ohne Schnee und Eis. Jetzt ſtrömte der volle Frühling mit allen ſeinen Blüthen und Düften über ihn hin. Um nach der Natur zu ſtudieren, ſtreifte er täglich mit Haller umher, erkletterte Bäume, Mauern, Thürme und Berge. Der gefährlichſte Standpunkt dünkte ihnen immer der beſte zu ſein. Mit der wärmeren Jahreszeit zog die Mehrzahl der Künſtler in Roms bergige Umgebung. Unſere beiden Freunde hatten die heiße Stadt nicht verlaſſen, unternahmen nur von Zeit zu Zeit Ausflüge in die farbenglänzende Campagna oder in's Sabiner- und Albanergebirge zu den Städten und Landhäuſern, die im Bergesſchatten lagen. Der Däne Kroës und die beiden Riepenhauſen waren ſtets ihre fröhlichen Gefährten, Frascati das Lieblingsziel ihrer Wanderungen. Wo einſt Ciceros Villa geſtanden, in dem «recinto» des alten Tusculum, hatte

ſich Lucian Bonaparte einen Landſitz erbaut. Den reiſenden Fremden ward mit ſeltener Liebenswürdigkeit gaſtliche Einkehr gewährt, und unſere Freunde dort bald wohl bekannte, gern geſehene Gäſte. Mit ihnen zog Sang und Klang in die menſchenleeren Räume. In meiſterhaftem Spiel ließ Stackelberg Bachs und Haendels harmoniſche Schöpfungen in die italiſche Luft hinausklingen, Koës und Riepenhauſen ſangen. Aus dem Garten ſtrömte Blumenduft in die kunſtgeſchmückten Räume, durch des Altans weitgeöffnete Thüren ſah man das, von den Neapolitaniſchen Bergen überragte Sabinergebirge, und in den ſchattigen Gängen lauſchten viele Menſchen, die herbeigelockt waren durch die wunderſamen Klänge eines fremden Maëſtro.

Auch kirchliche Feſte unterbrachen mitunter die arbeitſamen Tage. Ihre großartige Prachtentfaltung und der maleriſche Reiz ihrer Geſammtwirkung machten den tiefſten Eindruck auf Stackelberg. In ſeinen Aufzeichnungen aus jener Zeit finden wir manche lebensvolle Schilderung. — Am Frohnleichnamsfeſte war der Papſt aus ſeiner Zurückgezogenheit hervorgetreten und noch ein Mal im Glanz irdiſcher Herrlichkeit vor allem Volk erſchienen. Etliche Tage vorher hatte man den Römern durch Maueranſchläge bekannt gemacht, daß jedermann, der beim Anblick des Papſtes nicht niederknieen oder den Hut nicht abnehmen würde mit 1000 Scudi oder mit dem Tode beſtraft würde. Unzählbar war die herbeigeſtrömte Menge, die zu beiden Seiten des Petersplatzes, entweder auf Tribunen amphitheatraliſch gruppirt oder auf Dächern, Balconen und Fenſtern, Platz gefunden hatte. Die halbrunden Colonnaden waren durch lorbeerumwundene Säulen miteinander verbunden und durch darüber geſpannte koſtbare Stoffe zu einem rieſigen Porticus verwandelt. Drei Stunden lang, von neun Uhr Morgens bis zwölf Uhr Mittags, zog die impoſante buntfarbige Proceſſion hindurch. Brennende Kerzen in den Händen, halblaute Gebete herſingend, betheiligten ſich an ihr,

TRU Raumentsäuerung

alle Mönchsorden Roms, alle Kanoniker, alle Bischöfe, auch der griechische und armenische, alle Kardinäle in Pontificalibus mit ihrem Gefolge. Unmittelbar vor dem Papst wurden die Insignien seiner Würde getragen — die dreifach gekrönte tiara, die Oberpriesterliche Hauptbedeckung und der Kardinalshut. Endlich sah man hoch über den unzähligen Köpfen des langen und langsam schreitenden Zuges die Gestalt des Papstes gleichsam über der Erde schweben. Alle Glocken Roms stimmten ihr feierliches Geläute an, die Tausende und aber Tausende der Andächtigen und Neugierigen fielen auf die Kniee nieder. Immer näher kam der heilige Vater. In Helm und Harnisch umringten ihn seine Getreuen von der Schweizergarde, ein hoher Baldachin von Silberstoff schwebte über ihm, und die beiden großen Wedel von weißen Straußfedern umschatteten seine Gestalt. Pius VII. kniete vor seinem Thron, und das silberne Gewand umgab und verhüllte mit einem Berge von leuchtenden Falten das vor ihm stehende Betpult. Mit beiden Armen hatte er die Monstranz umfaßt und das ehrwürdige Antlitz tief geneigt. Seine Gesichtszüge waren ohne Leben, unverändert, als wäre ihnen die Seele entflohen. Dem Papste folgte die in roth und gold reich gekleidete Garde zu Pferde, der sich ursprünglich die Infanterie anschließen sollte. Allein die Prinzessin von Wales, des Prinz-Regenten verstoßene Gemahlin, die durch ihre sonderbaren Eigenheiten viel Aufsehen in Rom erregte, wollte durchaus mit im Zuge erscheinen. Von ihren Hofdamen begleitet, schritt sie am Arm des Abbé Taylor gleich hinter der Kavallerie einher, und jetzt erst machte die Infanterie den Beschluß des Zuges, der allmählich durch die Mittelthür in den inneren Räumen der Peterskirche verschwand.

An den Abenden der nächstfolgenden Tage zogen immer neue Processionen durch die Stadt, stets verschieden von einander und alle von geschmackvollster Anordnung. Am lieblichsten ward der achte Tag des Frohnleichnamfestes in Genzano am Nemi-See gefeiert. Ich war dazu mit meinen

Freunden in das Albanergebirge geeilt. Von dem großen Platz des Städtchens führen zwei Straßen bergan. Die eine mündet bei der Kirche, die andere hatte man jetzt durch einen schön aufgeputzten Altar geschlossen. Bei unserer Ankunft waren die Einwohner gerade damit beschäftigt ihre berühmten Blumenteppiche zu streuen. In großen Körben brachten die schönen Frauen Genzanos Blüthen und Blätter in allen Farben und Schattirungen herbei und begannen knieend ihre duftende Mosaik auf der Straße auszubreiten. Nachdem sie den Grund mit Lorbeer-, Buchsbaum- und Rosmarinblättern dick bestreut, wurden auf die grüne Unterlage große Papierbogen gelegt, in denen die Umrisse des Gemäldes ausgeschnitten waren. In die leeren Stellen ordneten jetzt Männer und Frauen auf höchst geschickte Weise bunte Blumenblättchen, hoben vorsichtig die Schablone ab — und von zierlichem Blumenrahmen umgeben, leuchtete uns ein schönes Bild entgegen. In kräftigen Contouren und täuschendem Relief waren hier Arabesken, Figuren und Wappen so sorgfältig dargestellt und ausgeführt, als sollten sie Jahrhunderte überdauern. Malerischer aber als alle Blumenbilder ordneten sich in der kleidsamen Tracht des Landes die verschiedenen Gruppen der tragenden, gebückt streuenden, knieend arbeitenden Männer und Frauen. Wie viel angeborenen Geschmack, Bildungsgeist und poetischen Sinn muß ein Volk besitzen, um ohne besondern Unterricht, nur nach hergebrachtem, jährlich wiederkehrendem Brauch der Väter solche künstlerische Leistungen hervorzubringen!

Gegen Sonnenuntergang waren die Teppiche vollendet. Lorbeerumwundene, durch Blumengehänge miteinander verbundene niedrige Säulen bildeten zu den Blumenwegen den zierlichen Abschluß. Vor dem schon erwähnten Altare stand ein Knabe in voller Rüstung mit gezücktem Schwert. Er sollte den Erzengel Michael darstellen und war umgeben von einer Schaar wunderschöner, als Engel gekleideter Kinder. Sie alle

erwarteten mit Ungeduld den Beginn der Proceſſion. Aus dem hohen Portal der Kirche trat ſie hervor. Glockengeläut, Kanonendonner, brennende Kerzen, unzählige Geiſtliche, Brüderſchaften in weißen Pilgergewändern, Fahnen, Heiligenbilder und großes Schaugepränge umgab den Baldachin, unter dem der Erzbiſchof die geweihte Hoſtie trug. Langſam und feierlich bewegte ſich der Zug bergan zur kleinen Kirche. Ihm nach ſtürzte und drängte das Volk. Nur zu bald verſchwanden unter ihren Tritten die ſchönen Blumengemälde. Muthwillig griffen manche von ihnen in das mühſam geſtreute Bild hinein, warfen die Blüthen hoch in die Luft, lachten und ſchrieen, während die Proceſſion unter fortwährendem Glockengeläute in der Kirche verſchwand. Kanonendonner verkündete dem knieenden Volk den Segen, und wieder ging der Zug langſam und feierlich weiter, am Palazzo Sforza (jetzt Ceſarini) vorüber zum Altar, dann den Berg hinab zur Kirche zurück, aus der er hervorgegangen war. Im Schimmer und Feuerglanz der hunderte von Kerzen erſchien der Altar mit der Monſtranz wie in einer Glorie von Licht ſchwebend und die von Weihrauchwolken duftig umgebenen Prieſter ſahen in ihren weißen Meßgewändern wie Verklärte aus, die ſich im Glanze des Himmels bewegten.

Ein prachtvolles Feuerwerk beſchloß den Abend. Mit ſeinen praſſelnden Raketen, Feuerrädern und Feuerſtrömen konnte es das Jauchzen der Menge nicht übertönen. In bewußtloſer Naivität feierte das Volk unter Italiens blauem Himmel ein unverſtandenes Feſt. Die tiefere Bedeutung war ihnen fremd — nur das Schaugepränge Zweck der Feierlichkeit.

Noch wirkungsvoller und intereſſanter war das Petersfeſt. Weil es dem St. Peter galt, mußte auch das nach ihm benannte Gotteshaus in wirklicher Glorie ſich ſelbſt beleben. Das Feuer als ſchönſtes Element ward erwählt, um den Triumph der Kirche zu feiern. Schon die Vorbereitungen

zur Beleuchtung erweckten das größte Intereſſe. Die Leute, deren Beruf es iſt, für die Erhaltung der Kirche zu ſorgen und ſie zu ihren Feſten zu ſchmücken, heißen Pietrini. Sie wohnen zum Theil in kleinen Häuſern, die auf dem Dache des St. Peter angebracht ſind. Von Jugend auf daran gewöhnt über gewaltiger Tiefe zu ſchweben, erlangen ſie bald eine große Geſchicklichkeit im Klettern und Turnen, werden gewandt und ſchwindelfrei. Am Abend vor den großen Beleuchtungstagen ſperrt man ſie ein, damit ihnen jegliche Verſuchung zum Weintrinken fern bleibe. Iſt nun die Zeit gekommen, wo die Arbeit beginnt, ſo läßt man ſie einzeln und mit größter Sorgfalt an Stricken herab auf alle die Blätter und Verzierungen der Kapitäle und Geſimſe, an denen Lampen angebracht werden ſollen. Aufrechtſtehend auf dem untern Blatt eines ſolchen korinthiſchen Kapitäls, erreicht der Pietrino noch lange nicht die zweite Blätterreihe. Das giebt uns einen Begriff von der Größe der einzelnen architektoniſchen Theile. Um aber die vorſpringende Verzierung zu erreichen, muß der Mann ſich während des Hinaufziehens in Schwung ſetzen und mit Gefahr ſeines Lebens ſie zu überfliegen ſuchen. Oben wird er von Leuten empfangen, die mit der größten Aufmerkſamkeit allen ſeinen Bewegungen folgen und im geeigneten Moment den Strick anziehen.

Als die Glocken das Ave Maria einläuteten, und die Abendröthe durch die Fenſter der Kuppel ſtrahlte, begann die Beleuchtung. Allmählich traten die Säulen, der Porticus, die Kapitäle, die Architrave, die Kuppel mit ihren Reifen bis zum Kreuz hinauf — alle die großen Linien der Architektur — immer deutlicher hervor. In dieſen mattleuchtenden Umriſſen, machte uns die Peterskirche den Eindruck einer Lufterſcheinung. Indeß war die Nacht angebrochen. Gegen den dunklen Himmel wuchs der Glanz der Erleuchtung. Um die erſte Stunde nach Sonnenuntergang ertönte die große Glocke des St. Peter, und mit dem erſten Schlage ſtrahlte ein Stern von der Spitze

des Kreuzes herab, das die Kuppel krönt. Mit Blitzesschnelle ergossen sich nun die Flammen über die ganze ungeheuere Masse der Kirche. Die Linien der kleinen Lampen bildeten nur noch den sanften Übergang zu den Flammensternen der großen Zeichnung. Überwältigend war die Wirkung dieses überraschenden Anblicks. Als hätte die scheidende Sonne alle Fugen der Architektur mit himmlischem Feuer gesprengt und blickte nun leuchtend aus tausend Öffnungen hervor, so stand der St. Peter im Schein der Verklärung wie ein Wunderbau vor uns. Man fühlte sich fast zu dem Gedanken angeregt, die Gottheit sei auf die Erde herabgekommen und fülle die hohen Räume mit der Glorie ihrer Strahlen, damit die verkörperte Kirche im Freudenglanz zu uns rede von dem Siege himmlischer Offenbarung. Aus der Ferne gesehen, zeigte die ungeheuere Kuppel in dieser Beleuchtung das Bild der dreifach gekrönten Tiara. Eine deutliche Allegorie!

Die Wagen fuhren noch um den Obelisk des Platzes herum, und schon strömte das Volk einem anderen großartigen Schauspiele entgegen. Die Engelsburg, Hadrians Grabmal, war mit mannichfachen Gerüsten bekränzt und sollte in der zweiten Stunde nach Sonnenuntergang durch die Gewalt des Elementes wirken, das uns soeben durch seinen stillen Glanz erfreute. In nächster Nähe der Engelsburg, auf dem Balcon eines Hauses am Ufer des Tiber hatte unsere kleine Gesellschaft Platz gefunden. Wir schwebten gleichsam über dem Wasser und sahen des Feuers Herrlichkeit verdoppelt in den trüben Fluthen des Stromes. Auf ein gegebenes Zeichen krachten plötzlich Kanonenschüsse über uns hin. Im nämlichen Augenblick stiegen auch wie aus einem Schlunde 300 Raketen in die Luft empor, ergossen sich über den malerischen Rundbau in tausend leuchtenden und blitzenden Feuerkugeln und erloschen als Sternenregen im widerglänzenden Fluß. Minutenlang verhüllte ein dunkler Rauch die umliegenden Gebäude und das Gedränge der Menge, welche Häuser und Straßen

füllte. Dann lichteten ſich die Dunſtwolken. Die gefälligen Formen der Burg erſchienen jetzt in der Beleuchtung eines Kranzes buntfarbiger Roſetten und wurden fortwährend von Leuchtkugeln und Raketen überſchüttet, die in magiſchem Wechſel, Licht und Finſterniß verbreiteten. Feurig flammten die Wälle, Sonnen bildeten die mit Feuerfontainen beſetzten Zinnen. Unter dem Donner der Kanonen entwickelte ſich eine Luſterſcheinung aus der andern wie durch Zaubermacht. Die Lichtgarbe der eigentlichen Girandola ſchoß zweimal von der Höhe der Burg hervor. Das dritte Mal rückte ſie näher zu den Zuſchauern heran, ward vom Walle aus abgebrannt, und machte einen wahrhaft erſchütternden Eindruck. Das Schreien und Beifallklatſchen des Volkes erhöhte den Lärm der praſſelnden Schwärmer und Raketen, die ſich wie lebendig in der Luft bewegten und den ganzen Himmel zu erfüllen ſchienen. Kanonenſchüſſe beſchloſſen das Feſt.

Tages darauf ward die Girandola wiederholt. Vorher aber eine von 5 Orgeln begleitete Miſſa cantata in der Peterskirche aufgeführt. Die mit Ring, Stab und dreifacher Krone geſchmückte Statue des heiligen Petrus prangte in einem Gewande aus rothem Goldſtoff. Vor dem Altar war die unterirdiſche Kapelle, in der des Apoſtels Leib ruht, mit der ſchönſten Blumenmoſaik geziert. Zwiſchen den ewig brennenden Lampen zogen ſich Blumengewinde hin, Krone, Schlüſſel und Binde waren aus Blumen dargeſtellt. Zu beiden Seiten des Hauptaltares ſaßen 23 Kardinäle in ihren Scharlachgewändern. Zu Füßen eines Jeden auf erhöhtem Sitz der Schleppträger in violetter Kleidung. Auf dem päpſtlichen Stuhle thronte dieſes Mal nur der Erzbiſchof. Den Papſt hatten die Franzoſen in die Gefangenſchaft nach Grenoble gebracht.

Das Jahr 1809 hatte ſchon in Unruhe und Bewegung begonnen. Neapel war erobert. Die dort eingeführten kirchlichen Reformen mußten, über kurz oder lang, auch im Kirchenſtaate eine Kataſtrophe herbeiführen. Pius VII. beharrte bei

ſeiner Gegenwehr, wagte ſogar den Bannfluch über alle Diejenigen auszuſprechen, welche die Rechte der Kirche ſo ſchwer gekränkt. Nun erklärte Napoleon den Papſt ſeiner weltlichen Macht entſetzt und den Kirchenſtaat dem Kaiſerreich einverleibt. Kurze Zeit darauf, am 5. Juli, dem Tage der Siegesſchlacht von Wagram, ward Pius VII. gewaltſam verhaftet, anfangs nach Grenoble, ſpäter nach Savona geführt. Fünf Jahre blieb er dort im Exil, nach wie vor ſich Napoleons Willkür in Kirchenſachen unbeugſam widerſetzend. Damals war das päpſtliche Anſehn noch ſo mächtig, daß es ſogar dem großen Sieger nicht gelingen konnte, den von ihm ernannten, vom Papſt aber nicht kanoniſch beſtätigten Biſchöfen Anerkennung zu verſchaffen.

Durch die Ankunft des Dr. Bröndſted erhielt die römiſche Genoſſenſchaft einen ſehr werthvollen Zuwachs. Der däniſche Gelehrte wollte in Rom ſich mit ſeinem Landsmann Dr. Koës vereinen, um in wiſſenſchaftlichem Intereſſe eine Reiſe nach Griechenland zu unternehmen. Ihren weitgehenden Plänen waren bisher die verſchiedenartigſten Hinderniſſe entgegen getreten. Jetzt ſollten alle Hebel in Bewegung geſetzt werden, um die Schwierigkeiten zu überwinden, welche bei gegenwärtiger kriegeriſcher Zeit eine Expedition in türkiſche Lande faſt unmöglich machte. Von der däniſchen Regierung ward ihr Vorhaben mit größter Energie gefördert, und der Frühling 1810 brachte günſtige Botſchaft aus Konſtantinopel. „Die Paſchas der griechiſchen Provinzen", ſo meldete der däniſche Conſul, „ſind von der bevorſtehenden Ankunft däniſcher Gelehrten unterrichtet, Päſſe und Ferman nach Corfu entgegengeſandt, freundliche Aufnahme und Sicherheit verbürgt."

In kürzeſter Friſt wollten nun die beiden Dänen ihre Reiſe antreten. Da aber in gemeinſchaftlichem Streben Gleichgeſinnter die Einzelkraft ſich ſteigert, ſo ſuchten auch Bröndſted und Koës Theilnehmer an der Unternehmung unter den

raſch erworbenen Freunden. Der uns wohl bekannte Freiherr Haller von Hallerſtein, auch Linkh, ein Kunſtfreund und Landſchaftsmaler aus Cannſtadt, waren bald gewonnen, nur Stackelberg zögerte noch mit dem Entſchluß. Wenn er auch oft im Stillen wie Iphigenia, die Heimathverbannte, das Land der Griechen mit der Seele ſuchte, ſo lag eine Reiſe nach Griechenland doch nicht urſprünglich in ſeinem Lebensplan und war für ihn ungleich ſchwieriger wie für ſeine Gefährten. — Seit 1807 hatte die Türkei Rußland den Krieg erklärt. Die in Jaſſy eröffneten Unterhandlungen waren abgebrochen, 1809 der Krieg in vollem Gange. Italinsſky, der ruſſiſche Geſandte, verließ Konſtantinopel und folgte der vaterländiſchen Armee auf den Kriegsſchauplatz. Der Verkehr mit Stackelbergs fernliegender Heimath war in letzter Zeit vielfach gehemmt. Es konnten die nothwendigen Mittel ausbleiben und ihn in peinliche Verlegenheit bringen. Mit einem ruſſiſchen Paß durfte er nicht fortziehen. Und was würde die geliebte Mutter zu ſo gefahrvoller Reiſe ſagen? Wie ſorgenvoll müßte ſie des Sohnes gedenken! Allein den dringenden Überredungen der Freunde gelang es doch, alle ſeine Zweifel und Befürchtungen zu überwinden. Sie wußten ihm die Theilnahme an der Expedition in ſo verlockendem Lichte darzuſtellen, daß er nicht mehr widerſtehen konnte und das entſcheidende Wort ſprach. — Stackelberg ward im gemeinſchaftlichen Paß als „Meklenburgiſcher Hiſtorienmaler Schultz" verzeichnet, bei einem bekannten Banquier umfaſſender Kredit eröffnet und der Mutter für's Erſte alles verhehlt. In 6 bis 8 Monaten hoffte er ganz beſtimmt wieder nach Italien zurückzukehren.

Großes Aufſehn erregten in Rom die Pläne der muthigen Männer. Die römiſchen Frauen zumal konnten nicht begreifen, wie nordiſche Mütter es über das Herz brächten, ihre Söhne ſo weit hinausziehen zu laſſen. Tölken, der am Schluß des Jahres 1809 Rom verlaſſen hatte, ſchrieb bei dieſer Gelegenheit an Stackelberg: „Wie will ich es Wind und Wellen

und Deiner Gesellschaft danken, wenn sie Dich zurückgezwungen haben, nach Rom. — Wie! Deine herrlichen Talente, die Freude Deiner Bekannten und *meine* Hoffnung sollten damit enden, daß Du von den Türken erschlagen würdest, und ich bliebe allein auf der Welt! Lange hat mich nichts so sehr erschreckt, als da Lund mir die Nachricht brachte, Du gingest unter falscher Firma nach Griechenland. Und ohne mich zieheſt Du hin! Gehörte es nicht zu unseren schönsten Schwärmereien, *einst* mit einander nach Griechenland zu wallfahrten? Mit welcher Liebe wurde die Ausführung besprochen! Warum bin ich jetzt von Dir getrennt, und Du führst allein aus, was gemeinsam beschlossen ward? — Doch zieh nur hin, lieber Schwärmer, und sei allenthalben glücklich! Schwelge im Genuß der Jugend und des Schönen! Ich sehe mit Freuden die Entwickelung Deiner beneidenswerthen Talente, die Dich einst der Welt eben so lieb machen sollen, wie Du mir es bist! Dir stehen ja alle Künste zu Gebote: Poesie, Musik, Malerei. Genieße alles, und reife zum Manne!"

Die Reisevorbereitungen waren vollendet. Gefahrvoller Zukunft ging Stackelberg entgegen. In der fröhlichen Zuversicht eines 23jährigen Jünglings gedachte er jetzt nur der beglückenden Aussicht: Mitarbeiter einer schönen Aufgabe zu sein und das klassische Land antiker Kunst betreten zu dürfen.

Griechenlands und Kleinasiens versunkene Tempelwelt in's Leben zurückzurufen, die Trümmer hellenischer Kunst dem archäologischen Forschen zugänglich zu machen, war der Zweck der kunstbegeisterten Männer. Das Ergebniß ihrer Arbeit sollte mit begleitendem Text in einem gemeinsamen Kunstwerke niedergelegt werden. Stackelberg hatte es übernommen, *die landschaftlichen Zeichnungen* zu liefern.

Sowohl für die Kunst, als auch für die Alterthumskunde ist diese Reise eine ergiebige und bedeutungsvolle geworden.

Sechſtes Kapitel.

Die Reiſe nach Griechenland[1]).

(1810—1814.)

Bröndſted und Koës hatten Rom im April 1810 verlaſſen. Zur Weiterreiſe ſollten ſie in Neapel mit den Gefährten zuſammentreffen. Am 13. Juni nach einem heiteren Abſchiedsmahl bei den Gebrüdern Riepenhauſen ſchieden auch Haller, Linkh und Stackelberg. Von tauſend Segenswünſchen geleitet, traten ſie ihre griechiſche Reiſe an.

Raſch und ohne wiſſenſchaftliche Ausbeute mußte der Weg nach Neapel zurückgelegt werden. Man ſah nur, was der flüchtige Augenblick zu ſehen geſtattete. Nachdem ſich die Freunde wieder mit den beiden Dänen vereinigt hatten, ward die Stadt und ihre ſchöne Umgebung in eiliger Haſt beſucht. Päſtum mit ſeinen Tempeln griechiſcher Baukunſt diente ihnen als Vorſtudium. Am Krater des Veſuvs verbrachten ſie eine Nacht, ſahen vom Rand des Trichters in die feuerſpeiende Eſſe hinab, ſahen wie der weißglühende

[1]) Wir geben hier Auszüge aus Stackelbergs griechiſchem Tagebuch, das jetzt im Beſitz der Univerſitäts-Bibliothek von Dorpat iſt.

Schaum im Abgrunde kochte und die feurigen Maſſen durcheinander wühlte. Stoßweiſe flog feuriger Steinhagel hoch in die Luft, feiner Aſchenregen legte ſich auf des Kraters Umgebung. Es war ein fürchterlich ſchöner, aber auch gefahrvoller Anblick.

Stackelbergs Eindruck von Neapel that Rom keinen Abbruch. Er ſchreibt: So viel iſt mir während meines kurzen Aufenthalts hier am Ort klar geworden, daß, wer in Rom gelebt hat, ſich dort zum Künſtler bildete und die Stadt verſtehen lernte, die erwartete Befriedigung in Neapel nicht finden kann. Man ſehnt ſich nur noch heißer nach Rom zurück und iſt nur glücklich, ſo lange der Rauſch der Neuheit dauert. Rom iſt die Stadt, die vor allen andern uns der traurigen Gegenwart entrückt und edleres Bewußtſein anregt. Neapel iſt ein zweites Paris. Paris und Rom ſtehen aber in directem Gegenſatz.

Der als Vaſenſammler rühmlichſt bekannte däniſche Conſul Heigelin nahm die Kunſtfreunde gaſtlich bei ſich auf. Auch er warnte vor den großen Gefahren der Reiſe, erzählte von Räubereien und Mordthaten in Apulien rieth dringend, aber vergeblich zum Aufgeben des Planes. Auf alle ſeine wohlgemeinten Rathſchläge erhielt er zur Antwort: „Die Gefahr will gewagt, das Glück will errungen werden!“

Mit dem in Rom gedungenen Vetturino, einem ehemaligen Soldaten Napoleons, fuhren unſere Reiſenden am 4. Juli über Barletta nach Otranto. Auf ſchlechter Straße, durch menſchenleere, wegen Räubereien vielfach verrufene Gegenden zogen ſie weiter. Am Wege grinzten von hohen Pfählen die Köpfe hingerichteter Räuber, Raubvögel umſchwirrten mit heiſerem Gekrächze die unheimliche Stätte, Schaaren von Heuſchrecken erfüllten die Luft mit ſchnarrendem Geräuſch und fielen in dichten Maſſen auf die Erde herab. Durch graue Olivenwälder über unabſehbare Ebenen an der einförmigen Küſte des adriatiſchen Meeres entlang, ward nach mancherlei

glücklich überstandenen Unfällen zehn Tage später Otranto erreicht. Von hier aus sollte die Überfahrt nach Griechenland beginnen.

Die Schiffe lagen bereit, der Wind war günstig, da erschien plötzlich eine englische Fregatte vor der kleinen Insel Sano und machte Jagd auf die nach Korfu gehenden französischen Fahrzeuge. Um nicht in Gefangenschaft zu gerathen, mußte man suchen bei dunkler Nacht mit frischem Winde abzusegeln. Jetzt aber schien der Vollmond tageshell auf das weite blaue Meer, und es galt mit Geduld den günstigen Augenblick erwarten. Den zehntägigen unfreiwilligen Aufenthalt benutzte Stackelberg zum Studium des Pausanias und freute sich an den wechselnden Erscheinungen des adriatischen Meeres, aus dem die Küste von Griechenland sich ahnungsvoll emporhob. Endlich, so schreibt er, war der Himmel bedeckt, es wehte scharfer günstiger Wind und mit einem Truppentransport, der heimlich nach Korfu abgehen sollte, schifften wir uns ein. Das mit Soldaten überfüllte Fahrzeug war nur vom Steuermann und zwei untüchtigen Matrosen gelenkt. Kaum eine Miglie vom Hafen brach schon das Steuerruder. Der Sturm bog die Barke zur Seite, tauchte sie in die Fluth, jeden Moment sahen wir uns in der Gefahr von den Wellen begraben zu werden. Nur nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es den unerfahrenen Seeleuten die Segel einzuziehen. Wir schrieen um Hülfe, gaben Nothzeichen, es war alles umsonst! Vom Ufer erkannte man ganz deutlich die Gefahr, in der wir schwebten, die Schiffe, welche mit uns zu gleicher Zeit den Hafen verlassen hatten, segelten stolz und majestätisch dicht an unserer Barke vorüber, doch unser Rufen blieb unerhört. Da schwankte die Barke hin und her und mit lautem Gekrach ward sie an eine felsige Klippe geworfen! Heulend und wehklagend lagen die Soldaten unthätig im Schiffsraum; wir aber entledigten uns rasch der Kleider, warfen die schweren

Beutel mit dem Reiſegeld verächtlich auf das Verdeck, um im Nothfall durch Schwimmen Rettung zu ſuchen und umklammerten den Maſtbaum. Eine Welle hob wieder das Schiff, dem Zuge der Brandung folgend trieb es bald hier bald dorthin, bis es endlich in der Nähe der Stadt an einer flachen Stelle des Ufers feſtſaß. Jetzt erſt kam ein Kahn uns zu Hülfe!

Vor wenigen Stunden hatten wir Otranto hoffnungsvoll verlaſſen, als Schiffbrüchige kehrten wir zurück! Unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ſchien es unklug die Reiſe durchzuſetzen. Der Mangel an guten Fahrzeugen, die Furcht von feindlichen Schiffen gekapert zu werden mußte allen weitern Plänen einſchüchternd entgegen treten. Ein Theil unſerer Geſellſchaft rüſtetete ſich ſchon zur Rückkehr nach Rom und auch ich nahm in Gedanken wehmüthigen Abſchied von dem geliebten Nebelbilde Hellas. Bröndſted aber beſtand feſt und energiſch auf der Ausführung der griechiſchen Reiſe, und wir ließen uns von ihm überreden.

Wenige Tage ſpäter konnten wir uns auf einer griechiſchen mit Knoblauch beladenen Barke zum zweiten Mal einſchiffen. Unſere Bootsleute waren freundliche, erfahrene Männer; die Sonne ſank glühend in's Meer hinab, der Wind ſchwellte die orangefarbenen Segel. Doch kaum waren wir zwei engliſchen Fregatten glücklich entgangen, ſo jagte ein tuneſiſcher Seeräuber uns abermals in Angſt und Schrecken. Raſch zog der Schiffer die für ſolche Gelegenheit bereit gehaltene Ottomanniſche Flagge auf, und wir ſegelten unbehelligt weiter. Ein furchtbarer Orkan zwang in die Bucht von Kaſopo zu flüchten, conträrer Wind hielt uns auf Fano zurück, am 28. Juli hatten wir aber Korfu glücklich erreicht. Türkiſche Quarantainebeamte nahmen uns ſogleich in Empfang und führten uns in ein nahegelegenes Haus. Alsbald erſchienen etliche Herren, forderten unſere Legitimationspapiere, faßten aus gehöriger Entfernung die Päſſe mit einer langen Zange,

hielten ſie über ein Kohlenbecken, bis ſie hübſch bräunlich ausſahen und begannen nun mit allerlei Kreuz- und Querfragen ein langes Verhör. Als es ſich erwies, daß wir aus Italien kämen, ſetzte man uns unverzüglich wieder in Freiheit. Mit Entzücken laſen wir in griechiſcher Sprache alle die Befehle und Ankündigungen auf Mauern und Wänden. Erinnerungen aus altgriechiſcher Zeit ſchienen lebhaft gegenwärtig. Tauſend Bilder der Phantaſie flatterten heran, ſetzten ſich häuslich nieder auf Land und Meer. Wir waren jetzt auf griechiſchem — auf geweihetem Boden.

Während unſere däniſchen Gefährten die praktiſchen Geſchäfte beſorgten, eilten wir Künſtler über Feſtungsmauern und Gräben vor die Thore der Stadt. Wir zeichneten das ſchöne Land, das vor uns lag. Auf allen Seiten umzieht ein majeſtätiſches Gebirge die Inſel, zwiſchendurch erblickt man in der Ferne den Spiegel des Meeres. Hügel voll immergrüner Olivenwälder bildeten den Vordergrund. Zu unſeren Füßen lag Monducchio, das von Albaneſen bewohnte Städtchen. Dieſes Soldatencorps ſtammte zum größten Theil aus dem albaneſiſchen Städtchen Sulli (Suliaſi) und ſtand jetzt in franzöſiſchem Solde. Nachdem die Sulioten mit einer Tapferkeit ſonder Gleichen zwölf Jahre lang ihre Freiheit und republikaniſche Verfaſſung gegen den berüchtigten Ali Paſcha von Janina vertheidigt hatten, waren ſie im Jahre 1803 der Übermacht des Tyrannen erlegen. Ein Theil von ihnen verließ flüchtend das Vaterland, um in den Dienſt fremder Mächte zu treten. So kamen ſie auch nach Korfu. Urſprünglich ein ritterliches Räubervolk, wild und unbändig, wichen ſie nicht von ihren alten Sitten, und man verſuchte vergebens, die Albaneſen hier beim Ölbau zu beſchäftigen. Ihr Stolz ließ ſich nicht zu unkriegeriſchem Thun herab. In Kleidung und Gewohnheit trugen ſie noch das Gepräge altgriechiſcher Helden. Den weißen zottigen Mantel über die linke Schulter geworfen, Dolch und Piſtolen im Gürtel, ſchritten ſie vornehm einher mit

ernſtem Ausdruck in den ſchönen Zügen. Die Frauen beſorgten die praktiſchen Geſchäfte und prieſen in ihren Liedern die kriegeriſchen Thaten der Männer. In Korfu fand man die Albaneſen am häufigſten unter den Arkaden des Kaffeehauſes der porte de France. Abends lagerten ſie im ſchattigen Olivenwalde, rauchten gemächlich aus den langen türkiſchen Pfeifen und ſahen dem Ballſpiel und Ringen ihrer Kinder zu. Hier lernten wir ſie näher kennen und befreundeten uns beſonders mit Soto Giavello, der als zwölfjähriger Knabe von ſeinem Vater dem Ali Paſcha als Geißel überliefert worden. In Janina vor Veli Paſcha geführt, ſprach dieſer zu ihm: „Ich erwarte nur den Befehl meines Vaters, um Dich lebendig verbrennen zu laſſen". „Ich fürchte Dich nicht", entgegnete der Knabe mit heldenmüthiger Unerſchrockenheit, „daſſelbe Schickſal trifft Deinen Vater oder Bruder, wenn ſie in unſere Gefangenſchaft gerathen!" Auf Ali Paſchas Drohung, er werde mit 20,000 Mann gegen ſie heranrücken, gaben die Sulioten die lakoniſche Antwort: „Wir wünſchen, Du möchteſt leben — und kommen!"

Verhängnißvolle Enttäuſchung wartete unſerer Freunde in Korfu. Weder Ferman noch Empfehlungen an die griechiſchen Paſchas waren für ſie auf dem Conſulate eingetroffen. Ihre Hoffnung, unter beſonders günſtigen Verhältniſſen die Reiſe nach Griechenland antreten zu können, war geſcheitert. Sollte die ganze Unternehmung nicht aufgegeben werden, ſo mußte man ſich, gleich den übrigen Reiſenden jener Zeit, durch tauſend Gefahren auf unſicheren, kriegsbedrohten Wegen nach Athen durchſchleichen. Das ward denn auch beſchloſſen, und man forſchte nur nach günſtiger Gelegenheit.

Der franzöſiſche Kommandant kam den Fremden mit großer Zuvorkommenheit entgegen, die angeſehenſten Einwohner der Stadt folgten ſeinem Beiſpiel, und die peinliche Wartezeit verging in einer Reihe von Feſten und Einladungen. Stackelberg konnte nur kurze Zeit an den geſelligen Freuden

mit theilnehmen. Ihn hatte bald nach ihrer Ankunft ein heftiges Fieber ergriffen. Krank und elend lag er im einſamen Stübchen, indeß ſeine Gefährten die vielgerühmte Gaſtfreundſchaft der Korfioten genoſſen. Nur Haller, der treue Freund, hielt oft Stunden lang bei ihm aus und half den Mißmuth überwinden, der den Geneſenden ſo leicht ergreift. Theodaki, der Präſident des Senats, erfreute den fieberkranken Jüngling mit ſeinen täglichen Beſuchen, Korfus ſchöne Frauen ſchickten Boten und ließen ſich nach der Geſundheit des liebenswürdigen Fremdlings erkundigen. Endlich war er ſo weit hergeſtellt, daß man Anſtalten zur Reiſe nach Patras treffen konnte. Leider zeigte es ſich bei den Verhandlungen wegen der Überfahrt, daß die Unzuverläſſigkeit der modernen Griechen noch eben ſo übel berüchtigt war, wie die im Alterthum ſprüchwörtlich gewordene «fides punica».

Nach vierwöchentlichem Aufenthalt verließen die jungen Männer das gaſtliche Korfu am 25. Auguſt 1810. Unſere Schutzmittel zur Reiſe nach Griechenland, ſchreibt Stackelberg, beſtanden in Päſſen vom däniſchen Conſul, einigen Empfehlungsbriefen von Franzoſen, einem Paar Piſtolen, Säbel und Hirſchfänger. Wir waren feſt überzeugt, auch ohne dieſe Sicherheitsvorkehrungen abziehen zu können. Nach Päſſen wird man in Griechenland nicht gefragt, Empfehlungen führen nur in die Hände von Leuten, welche einen um ſo ärger betrügen, und jene Waffen ſind wohl auch nicht geſchmiedet, um ein Echo in den Felſen Griechenlands zu wecken. So traten wir unſere gefahrvolle Reiſe an mit einer Freudigkeit und Zuverſicht, die nur Kunſtjüngern eigen iſt, wenn ſie die magiſche Wirkung des klaſſiſchen Bodens empfinden.

Fortwährend durch engliſche Kriegsſchiffe beunruhigt, ſahen ſie in der Ferne die Gegend von Suli, wo zwiſchen hohen Bergen auf einer Felſenſpitze der kühne Wohnſitz freier Seelen gegen den Himmel ragte, zogen vorüber an den Ruinen

von Nikopolis und landeten am anderen Morgen im Hafen von Preveſa. Das Haus, welches man ihnen zur Wohnung anwies, beſtand nur aus einem Zimmer, war luftig wie eine Laube, mit tauſend funkelnden Augen blickte der Himmel durch das zerbrochene Dach, und vor ihrer Thür auf der Loggia, im Freien ſchlief der Patron mit Weib, Kind und Freunden. Die Bauart der Stadt, der Bazar, die Bevölkerung, die bunt orientaliſche Tracht, das eigenthümliche Leben, alles erregte ihre Neugierde, ihr Entzücken.

Vom Janitſcharen des franzöſiſchen Conſuls geleitet, machten die Reiſenden einen Ausflug zu den Ruinen von Nikopolis. Zwiſchen bewaldeten Hügeln hinſchreitend, beſtiegen ſie eine Anhöhe, von der aus man in das weite Thal blicken konnte, wo die von Auguſtus nach der Schlacht von Actium erbaute Siegesſtadt lag. Das Stadtthor mit den beiden Thürmen war noch wohlerhalten, man ſah die Trümmer vieler Gebäude und ſchöne Mauerbögen, die ſich vom Meeresbuſen von Ambrakia bis zum Joniſchen Meer in weitem Umkreiſe hinzogen. In maleriſchen Formen thürmten ſich die gewaltig kühnen Gebirgsmaſſen des Pindos, und ſchroff in die blaue Fluth hinaus trat das Kimmeriſche Vorgebirge, welches den Sumpfſee von Acheruſia umſchließt, in den ſich der Acheron und der Kocytos verlieren. Die unzugänglichen, höhlenreichen Gebirge mögen wohl der griechiſchen Phantaſie den Gedanken eingegeben haben, dieſe beiden Flüſſe in die Unterwelt zu verſetzen. Stackelberg zeichnete die ſchönen Linien des Pindos und die zerſtörte Stadt in der Ebene, Bröndſted entwarf in Worten ein Panorama der Gegend, Haller und Linkh waren eifrig beſchäftigt die Mauerreſte zu durchforſchen, da kam, von Koës geſandt, ein reitender Bote aus Preveſa und rief ſie eiligſt in die Stadt zurück. Es bot ſich ihnen ſehr günſtige Gelegenheit, um unter dem Schutz eines Agenten des franzöſiſchen Conſuls von Janina ſogleich nach Miſſolonghi weiter zu reiſen. Schleunigſt wurden die nothwendigen Vor-

bereitungen getroffen, und nach Verlauf weniger Stunden war man ſchon zum Aufbruch bereit.

Über das Akarnaniſche Gebirge führte ſie ihr Weg, Stackelberg und der Agent zu Pferde, die Übrigen zu Fuß. Auf unwegſamer Straße, in wilder Berggegend über weite Ebenen mit verdorrtem Graſe hinſchreitend, durch Dornengebüſch ſich hindurchzwängend, ſo begannen ſie jetzt eine Reiſe voll Mühſal und Beſchwerde. Auf Bergen von unſchöner Geſtaltung, auf öden Triften rauchte und glühte der Boden, denn nach alter Sitte von Epirus und Akarnanien ſteckte man das Gras in Brand um fruchtbares Land hervorzubringen. Dieſer troſtloſe Anblick war den Reiſenden dennoch willkommener, als die Wanderung durch verletzendes Dornengebüſch. Zur Nachtzeit ward vor der Hütte eines Landmannes angehalten. Im Schutz der Pergola hatte man zwiſchen die Kiſten und Säcke ihres Gepäcks Teppiche gebreitet, und eine Lampe brannte neben dem Feigenbaum, der ſich voll köſtlicher Früchte über Stackelbergs Lager neigte. Allein der im Süden ſo reichlich fallende Thau durchnäßte ihn wie ein Gewitterſchauer, die Hunde hatten in der Dunkelheit den Mundvorrath aus den Körben geſtohlen, nüchtern und fröſtelnd mußte man bei Tagesanbruch weiterziehen. Stackelberg bekam einen Rückfall der kaum überſtandenen Krankheit. Unter heftigen Fieberſchauern ritt er mühſam über die brennenden Flächen der Wildniß.

Machala, das auf Bergeshöhe liegt, gewährte endlich die langerſehnte Ausſicht in ein weites, vom Aſpropotamos, dem Acheloos der Alten, durchſtrömtes Thal. In gewaltigem Falle ſtürzt der Fluß vom hohen Gebirge herab, und ſein durch viele Arme getheiltes Bett überſchwemmt das Thal weithin mit rieſigem Steingeröll. Die Ufer prangten im Farbenglanz blühender Oleanderbüſche. Unzählige Schildkröten lagen in der Sonne, am Rande der Bäche. Sie konnten ſich hier ruhig ihres Lebens freuen, denn bei den Griechen geht die Sage: Unglück kömmt über den Mann oder die Frau,

ſo ſie der Schildkröte ein Leides anthun. Träge kriechen ſie umher in den Häuſern wie zahme Hausthiere, und fangen die Broſamen von ihres Herrn Tiſche auf.

Mühevolle Stunden und mancherlei Gefahren mußten überwunden werden, bevor die Reiſenden das Meeresufer erreichten. In üblicher Weiſe altgriechiſcher Schifffahrt, durch wechſelnde Winde und Barken vielfach geprüft, ſegelten ſie über Anatolika und Miſſolonghi nach Patras. Mitunter war der Waſſerſtand ſo niedrig, daß man auf Pfählen ruhende Fiſcherhütten hineingebaut hatte. Der Bereich des einzelnen Beſitzes war jedesmal umgrenzt. Die Fiſcher liefen, bis an den Gürtel aufgeſchürzt im Waſſer umher, öffneten die Umfriedigung ihres Eigenthums und ließen das Schiff durch die geflochtenen Thore ziehen. Auf des Meeres Oberfläche ſchwammen Blumen, Seeſterne, Seeroſen in den mannigfaltigſten wunderlichſten Formen und lockten hinab in eine verborgene Welt, die zu ſchauen dem Sterblichen verſagt iſt.

Bei Sonnenuntergang landete man in Patras. Die am Golf von Lepanto bergan gebaute Stadt beherrſcht den Meerbuſen von Korinth, das blaue Gebirge von Achaja und die ſchroffen Felſen von Kalydon. Aus der Umhüllung blühender Orangen- und Granatbäume hoben ſich die zahlreichen Minarets ſchlank und leicht gegen den tiefblauen Himmel empor. Neu und wunderbar waren alle die landſchaftlichen Bilder, welche der ſtaunende Blick der Gefährten umfaßte. Peinlich und empörend berührte ſie aber in dieſer Umgebung die Feigheit und beſtändige Betrügerei der modernen Griechen. Es war eine im Laufe der Reiſe vielfach wiederholte Erfahrung. Das unterdrückte Volk ließ ſich nur mit dem Stock zum Gehorſam zwingen. Dann aber gehorchten ſie mit wahrhaft hündiſcher Furcht, und im Ausdruck ihrer Züge zeigte ſich kein Schimmer eines beſſern Gefühls. Hier, in dem natürlichen Erbe ihrer herrlichen Vorfahren, die Nachkommen ſo mit Füßen getreten zu ſehen, iſt eine Wahrnehmung, die

jeden verbittert, der mit der lebhaftesten Theilnahme diese Gegenden besucht. Unsere Freunde konnten sich nicht daran gewöhnen, und noch in späteren Jahren erfüllte sie die tiefste Entrüstung bei dem Gedanken an diese Schmach.

Signor Paul, der dänische Consul, nahm die Reisenden mit großer Zuvorkommenheit in seinem Hause auf. Zu jener Zeit genoß ein Consul in der Levante ganz besonderes Ansehen bei den Franken. Die Ehre und Würde des Standes forderten äußeres Gepränge. Dazu hatte Signor Paul sowohl das Geld, wie die nöthige Liebhaberei. Die innere Einrichtung seiner Wohnung war fast überladen mit Spiegeln, Silbergeschirr, böhmischen Gläsern und anderen für Griechenland seltenen Dingen. In diesen prächtig geschmückten Räumen konnte Stackelberg das herrliche Land nur durch das Fenster und im Schüttelfrost des Fiebers schauen. Sein Arzt war ein freundlicher Grieche. Der morgenländische Anzug, der lange silberweiße Bart, gaben ihm das Aussehen eines Magiers und beschäftigten lebhaft Stackelbergs Phantasie. Mit richtigem Verständniß für die gemüthvolle Eigenart des Patienten brachte er ihm eines Morgens den duftenden Blüthenstengel einer seltenen Blume und sagte scherzend: «Questo è il fiore della salute!» Ob nun wirklich durch die magische Wirkung dieser Blume, ich weiß es nicht, schreibt Stackelberg, allein ich fühlte mich bald viel wohler. Schon am nämlichen Nachmittag stürzten die Gefährten zu mir in's Zimmer und riefen: „Der Wind ist günstig! Das Schiff fährt nach Korinth! Wir segeln mit!" Noch war Stackelberg zu matt und angegriffen, um bis zum Hafen gehen zu können. Koës und die anderen Freunde trugen ihn den langen Weg hinab bis zur Barke. Auch Demetrio Popandriopolo, der Waisenknabe aus Athen, den er während seiner Krankheit in Patras als Diener zu sich genommen, umgab ihn mit rührender Sorgfalt und Treue. Vom Lager der kleinen Schiffskabine aus blickte Stackelberg wehmuthsvoll auf das entschwindende Patras zurück. Es

beruhigte ihn, daß beim Abschied die Nacht so bleich und farblos die schöne Gegend deckte. Am anderen Morgen war er fieberfrei und begrüßte jubelnd das Land, an dem sie vorüberzogen.

Immer neue Gegenden kamen und schwanden. Es folgte Bucht auf Bucht. Im rosigen Dämmerlicht lag der weit ausgedehnte Golf von Patras hinter ihnen. In tiefes Blau gehüllt, sah man zu beiden Seiten der Küste die Gebirge von Phokis und Achaja. Jede Meile weiter ließ neue Formen der erhabenen Natur blicken, gab der Küstenfahrt neuen Reiz. Widriger Winde wegen mußte man in den Golf von Salona einlaufen. Willkommene Gelegenheit war es zu einem Ausfluge nach den Ruinen von Delphi, die leicht erreichbar nahe bei dem Dorfe Kastri lagen.

Auf Mauleseln ging es durch das Thal von Chryso und weiter die steilen Bergpfade hinauf. Treiber und Matrosen bildeten die Nachhut des langen Zuges. Vor uns thürmten sich Felsmassen, grau und kalt von Farbe. Nur am Fuß der Berge war das nackte Gestein hin und wieder durch hochockergelbe Flechten gefärbt. Mit dem ihnen eigenen Scharfsinn fanden die Maulesel den unkenntlichen Pfad, welcher so steil emporstieg, als sollte die Reise himmelan führen. Weit und sonnig war der Rückblick auf das Meer, den Hafen und die schroffen Felsen des Peloponnes. Wir kamen zur rauhen Schlucht, dem Knotenpunkt dreier Straßen, die nach Salona, nach Böotien und an den Krissäischen Meerbusen führen. Trotz der Schönheit hochbewaldeter Felsen, waren wir tief ergriffen von der beengenden Hoheit und Einsamkeit des düsteren Thales.

Durch des Ödipus tragische That hat die griechische Mythe diesen verhängnißvollen Scheideweg mit Schrecken geweiht.

Von der Schiste aus, so nennt der Grieche den Dreiweg, führte die nordwestliche Schlucht nach Kastri. Eine regelmäßige Klippenreihe zog sich am Grunde hin. Kunstreiche

Gräber waren in den lebendigen Fels gehauen. Sarkophage, Altäre, architektoniſche Bruchſtücke aller Art, zum Theil mit räthſelhaften Inſchriften verſehen, lagen verſtreut umher. Jetzt ſchlang ſich der Pfad rechts in die Höhe. In unverhüllter Majeſtät leuchteten uns die mächtigen Felshörner des Parnaſſos entgegen. Selbſtſtändig, abgeſchloſſen, ohne Zuſammenhang mit den andern Gebirgsreihen Nordgriechenlands, erhebt er ſich mehr als 8000' über dem Meeresſpiegel. Faſt das ganze Jahr hindurch iſt ſein Gipfel mit Schnee bedeckt. Von den Bergen Theſſaliens und denen des Peloponnes aus geſehen, erſcheint uns der Hauptkegel wie ein ungeheuerer Altar. Hier auf dieſer Spitze iſt der Sage nach Deukalion, der griechiſche Noah, gelandet. Unter dem Schutz dieſer Felſen lag einſt die wichtigſte Stadt in Phokis, das mächtige von den älteſten Dichtern geprieſene Delphi!

Wir hatten den heiligſten Ort des alten Griechenlandes betreten. Hier verkündete der erhabene, von allen Naturgottheiten der Hellenen am meiſten zu ethiſcher Hoheit verklärte Lichtgott Apollon den Willen ſeines Vaters Zeus durch den Mund der Pythia. Die wahrhaft erhabene Natur des Ortes, wo das Orakel geſtiftet ward, die ſittliche Idee der Gottheit Apollons, dem das Orakel gehörte, die Fürſorge der Amphiktyonen, welche die Überwachung deſſelben auf ſich genommen, und das Zeugniß Platos, der ſo ehrenvoll darüber geurtheilt, bekunden, daß Delphis Orakel in ſeiner Gründung eine ernſte und würdige Anſtalt war. Es ſollte nicht der Befriedigung menſchlicher Neugier und menſchlichen Vorwitzes dienen, ſondern vor allem ihn auf ſich ſelbſt, ſein eigenes Bewußtſein und die Tugend, deren er fähig war, verweiſen. Darum hat ſich auch dieſes Orakel über anderthalb Jahrtauſende erhalten. Es beſtand noch, als alle die andern bereits verſtummt waren.

Jetzt ſtand Kaſtri, das ärmliche Dorf, in dem Bezirk der Heiligthümer, welche in jenen Zeiten die ſchönſten Werke

griechiſcher Kunſt in ihren Säulenhallen bargen. Die erſten Mauerreſte fanden wir bei der kleinen Kapelle des heiligen Elias. Vergilbte Marmorſteine umgaben den viereckigen Platz, und halb in die Erde verſunkene Trümmer eines cannelirten Säulenſchaftes von ungeheuerem Umfange waren noch ſichtbar. Delphi, das einſt an den Abhängen des Parnaſſos terraſſenartig aufgebaut war, gründete ſeinen heiligſten Ort, das Orakel mit den Tempeln und Nebengebäuden auf der Höhe, in faſt unwegſamer Schlucht. Am Fuße zweier obeliskenartig ſenkrecht aufſteigender Felſen, Phädriaden genannt, befand ſich die unterirdiſche Höhle, und ſprudelten drei Quellen hervor. Die Kaſtalia gerade aus dem Bergſpalt welcher die beiden Felswände theilt, weiter gegen Weſten die Kaſſotis und höher hinauf die Delphuſa. Im Frühling und Winter ſtürzte hier ein Waſſerfall über ſchroffes Geſtein in den kleinen Waldſtrom Pleiſtus hinab, der ſich durch die Ebene von Kriſſa, Delphis Hafenſtadt, in das korinthiſche Meer ergießt. Überall ſind es Quellen und Felsſchluchten, an denen der prophetiſche Gott Wohnung machte, und durch den Mund ſeiner Sibyllen weiſſagte.

Dieſes Mal konnten unſere Reiſenden den Parnaß nicht weiter beſteigen, als bis zu der kaſtaliſchen Quelle, die am Tempel des Apollon hervorſprudelt und ſich in ein weites, aus dem lebendigen Fels gehauenes Becken ergießt, zu dem antike Stufen hinabführen. Man ſagt, dies ſei das Bad der Pythia geweſen. Auf dem Rückwege beſuchte man noch das Kloſter der allerheiligſten Jungfrau, der Panagia, das ſich im Schatten der Ölbäume auf prachtvollen Bruchſtücken antiker Mauern erhebt. Mit des Pauſanias Beſchreibung verglichen, mögen hier wohl die Gebäude der pythiſchen Kampfſpiele geſtanden haben.

Nachdem die Geſellſchaft acht Tage in Salona vor Anker gelegen, ward der kriſſäiſche Meerbuſen verlaſſen. Vor ihnen lag jetzt das weite Panorama auf den Meerbuſen von Korinth

und ſeine Umgebung. Im Tagebuch leſen wir: Gegen Weſten zogen ſich vom Parnaſſos die blauen Gebirge von Phokis in die Ferne. Zur Rechten und von uns gegen Südoſt erhob ſich der Peloponnes mit den dunklen Spitzen des kühn und wunderbar geformten Gebirges von Sikyon. Schroff und dunkel trat das niedere Ufer in das Meer hinein, denn ſchon wurde es nicht mehr von der ſinkenden Sonne beleuchtet, deren letzte Strahlen nur noch den vor uns liegenden Felsberg Akrokorinth vergoldeten. Von dieſer Seite aus geſehen, tritt er unter den Bergen von Sikyon und Nemea majeſtätiſch hervor und ſenkt ſich ſanft zum Iſthmus herab, der nördlich wieder unmerklich ſich hebt, bis das Vorgebirge Olmiae als gewaltig iſolirte Maſſe hervortritt und den Becken des korinthiſchen Meerbuſens von dem des halkyoniſchen trennt, der ſich tief in das Land hinein zu verlieren ſcheint. Nördlich erblickt man den Helikon, von dem aus ein hoher langgeſtreckter Felsrücken ſich gegen Weſten bis an den Fuß des Parnaſſos hinzieht, der über alle ſeine gigantiſchen Brüder ragt und das erhabene Rundgemälde ſchließt. Die Beleuchtung der Abendſonne brachte eine bezaubernde Wirkung hervor und gab den ſich hinter einander erhebenden Küſten und Bergen die wunderbarſte Färbung unendlich verſchiedener Tinten. Zu all' dem Reiz der Gegend geſellte ſich die Erinnerung an jene entſchwundene Zeit, welche, durch Sage und Geſchichte verherrlicht, noch die fernſten Geſchlechter begeiſtern wird.

Am 12. September waren wir in Korinth, und ſtiegen dieſes Mal in einem Chan ab, da die griechiſche Gaſtfreundſchaft uns durch mancherlei Unannehmlichkeiten verleidet worden. Während Bröndſted und Koës zwei Tage ſpäter nach Athen voraus reiſten, fühlten wir Übrigen uns durch die ſchöne Lage von Korinth ſo angezogen, daß beſchloſſen ward, längere Zeit dort zu verweilen. Jeden Morgen verließen wir unſer Lager bei Sonnenaufgang, wenn der Wächter vom Thurm mit heiſerer Stimme nach allen vier Weltgegenden rief: „Gott iſt Gott!

Kein Anderer ist Gott! Mahomed ist sein Prophet!" Das ist zugleich das Zeichen zum Öffnen der Kaffeehäuser. In eines derselben begaben wir uns sodann. Solches Kaffeehäuschen ist nur zum Türkischsitzen oder Liegen eingerichtet. Ein schmaler Gang führt zum Feuerheerd in die Mitte des Raumes. Von drei Seiten aus gelangt man auf engen Treppen zu einem mit Schilfmatten belegten und erhöhten Boden, der durch Geländer von mit Bronzeknöpfen verzierten Latten in Logen getheilt ist; doch kann man in ihnen kaum aufrecht stehen, da sie nur zum Liegen, Trinken und Rauchen eingerichtet sind. Der Eingang der Kaffeehäuser gewährt meist freie Aussicht auf Straße, Feld und Gebirge. Ein auf Pfählen ruhendes, weit vorspringendes Dach deckt das kleine Gebäude. Ernst und gravitätisch sitzen die Türken hier tagelang mit untergeschlagenen Beinen an den Wänden umher, beschäftigen sich mit Tabakrauchen und Kaffeetrinken. Selten reden sie einige Worte, oder spielen mit dem Dambrett. Schachspieler sah ich nicht. Nach dem Kaffee zerstreuten wir uns auf Hügel und Felder, um zu zeichnen oder die Überreste des Alterthums zu durchforschen. Mittags trafen wir wieder in unserm Chan zusammen zum einfachen Mahl. Der Wein ward nach antiker Sitte gemischt. Da er hier stark mit Harz versetzt ist, erhält er einen bittern Geschmack und wird nur durchs Wasser genießbar. War die siesta vorüber, so ging es wieder hinaus in's Freie, und wir blieben in der schönen Natur, so lange die Sonne sie noch mit Farbenpracht schmückte. Sobald der Nachtruf des Thurmwärters ertönt, verschwindet das Volk von den Straßen, denn später darf man sich nur mit einer Laterne versehen blicken lassen. Um so lebhafter wurde es nun in unserem Chan. Beladene Esel, Maulthiere und Pferde füllten den Hof. Die Leute breiteten Decken aus, setzten sich zwischen ihre Thiere, aßen bei dem Schein einer Lampe und sangen von Ali-Pascha, Veli-Pascha und Sultan Selim, immer nur von ihren Tyrannen. Diese Lieder sind kurz, werden aus

voller Kehle geſchrieen und brechen oft plötzlich ab, wenn den Sängern der Athem ausgeht. Von Harmonien haben die Türken keinen Begriff. Sie ſingen meiſt unisono durch die Niſtel, und falſch.

Abends ſaßen auch wir beiſammen, ſahen gegenſeitig unſere Arbeiten durch, prüften, beſprachen ſie und theilten uns die überſtandenen Abenteuer mit, an denen es niemals fehlte. Zu ſchlafen ward mir ſelten vergönnt, denn immer weckten mich die Klingeln der Mauleſel im Stall unter unſerm Kämmerlein. Oft ſtand ich Nachts auf, ging im hellen Mondſchein in der hübſchen Gallerie des Chans auf und ab und betrachtete die Burg Akrokorinth, die groß und ſchauerlich, hoch über die Mauern unſeres Hofes hereinragte. Dann kehrte ich wieder zu meinem Lager zurück mit dem Gefühl eines Kindes, das ſich Nachts aus dem Bette ſchleicht und den Schrank öffnet, worin ihm ein liebes Geſchenk aufbewahrt wird.

Nur verſtohlen und oft mit Lebensgefahr wagten wir es die ſchöne Gegend zu zeichnen. Von den Türken überraſcht, verfolgten ſie uns mit Geſchrei und Schimpfreden. Am unerträglichſten waren die Mohrenſklavinnen, deren es hier in Menge gab. Sie ſchrieen entſetzlich, hetzten die Kinder auf uns, kamen dann wieder lächelnd und liebäugelnd näher, wie hölliſche Weiber. Haller konnte zuletzt gar nicht mehr ausgehen, ward mit Koth und Steinen beworfen und jeden Abend von einem großen Schwarm Gaſſenjungen nach Hauſe begleitet. Eines Tages hatte ich das Gefahr bringende Glück, den Beſuch neugieriger Frauen zu erhalten. An einſamer Stelle, auf dem antiken Markt traten ſie mit einem zahlreichen Gefolge von Sklavinnen an mich heran, entſchleierten ſich und baten freundlich um die Erlaubniß, meine Zeichnungen anſehen zu dürfen. Hätten Männer mich in dieſer Geſellſchaft erblickt, ſo wäre mein Leben nicht mehr ſicher geweſen. Ich bekenne, in der Flucht vor ſchönen Frauen zum erſten Mal froh geweſen zu ſein. Es iſt nicht recht zu verſtehen, ob es die Türken für

einen Verrath an ihrem Eigenthum, oder ihrer persönlichen Sicherheit hielten, wenn wir zeichneten. Thatsache aber war es, daß man nur heimlich und verborgen eine Skizze von der schönen Gegend entwerfen durfte. Als die Korinther uns täglich mit Mappe und Zeichenstuhl hinausziehen sahen, gewöhnten sie sich allmählich daran. Neugierig und mit stummem Groll folgten sie aber jedem unserer Gänge, und von Zeit zu Zeit hörte man sie die Worte murmeln: «Nichtswürdiger Franke!»

Zur Besichtigung der Burg von Korinth wurde die Erlaubniß hartnäckig verweigert, obschon der dort residirende türkische Bey, ein schöner Greis mit langem weißen Bart und himmelblauem Talar, uns mit großer Artigkeit empfing und mit Pfeife und Kaffee bewirthete. Aber trotz aller Liebenswürdigkeit und den Empfehlungsbriefen des Consuls in Patras versagte er den Zugang zur Burg. Später erfuhren wir, daß die Festung ohne jegliche Vertheidigung gewesen, und man deßhalb auch niemanden hineinblicken ließ.

Unvergänglich schön ist die Aussicht von Korinth. Von allen Seiten des korinthischen Gebietes sieht man den zerklüfteten, malerisch schönen Fels Akrokorinth, der das wahre Urbild einer griechischen Felsenburg ist. Vom Meere aus gesehen, erhebt er sich als zwiefach gespitzter Berg. Auf dem höheren Gipfel sind Festungswerke angebracht, auf dem niedrigeren steht eine Burg. Einst war sie der Aphrodite geweiht. Helios schenkte sie der siegreichen Göttin, die hier verehrt wurde. Das Land war blühend, die Stadt voll unermeßlicher Schätze, und die Macht der Schönheit herrschte in Korinth. Helden, Redner und Dichter huldigten der geistreichen, von ganz Griechenland bewunderten Laïs. Ich sah im Geiste in die Zeit zurück, wo alle diese Gegenden durch menschliches Thun und Leiden, durch Poesie und Geschichte die Weihe erhalten hatten, wo das alte Korinth noch groß und mächtig war. Welche Pracht, welches Leben entfaltete sich damals in den offenen Hallen, in der Rennbahn, im Amphitheater, in den Tempeln,

auf dem Marktplatz und in den beiden Häfen! Jetzt iſt das Land gelb und ſteinig, traurig und gedrückt ſind die wenigen Bewohner, in den geſchloſſenen Häuſern welken die Weiber, nur in dichte Schleier und weite Gewänder gehüllt dürfen ſie ſich öffentlich ſehen laſſen. Spärlich iſt der Markt belebt, auf dem der Handel des Orients mit dem des Occidents vermittelt wurde, ſelten und nur vereinzelt ſieht man noch Schiffe mit ſchwellendem Segel hier einziehen. Überall iſt nichts als Verödung, Zerſtörung.

Zehn Tage blieben wir in Korinth, hatten Stadt und Umgebung vielfach durchforſcht und wollten nun quer über den Iſthmus zum Hafen von Kechriä, dem alten Kenchreae, hinabziehen, um von dort aus nach Athen hinüber zu ſchiffen. Auf dem Wege durch die Ebene ſahen wir ſtatt der marmornen Rennbahn, ſtatt der Tempel mit Bildſäulen von Gold und Elfenbein und der vielen noch vom Pauſanias bewunderten Prachtgebäude nur eine große Menge Bienenhäuschen mit ſpitzen Strohdächern. Zahlloſe Bienen flogen emſig hin und her und füllten den kleinen Bau mit dem wohlſchmeckenden, weitberühmten Honig. Unweit Korinth beginnt die tiefe Schlucht, welche den Iſthmus der Länge nach theilt. Man ſollte meinen, ein furchtbares Erdbeben habe das Land klaffend auseinander geriſſen, um einen Garten hervorzuzaubern. Blühende Myrthen, Oliven, Mais, Feigen- und Oleanderbüſche ſchmückten die Gehänge. Dazwiſchen wucherten Dornen, ſtrebten Zwergfichten vergebens zu höherem Wachsthum empor. Nach griechiſcher Sage ſind ſie ein Geſchöpf des Poſeidon, und ihre Zweige krönten den Sieger der Iſthmiſchen Spiele. Hier ſcheint das vom Pindar beſungene, heilige Thal des Iſthmus zu ſein, in deſſen Schatten die Fremden ruhten, bevor ſie zum Feſte einzogen.

Mangel an ſicherer Schiffsgelegenheit hielt uns mehrere Tage in Kenchreae zurück. Als wir am 26. September den Hafen verließen, wehte ungünſtiger Wind, und der wolkige

Himmel drohte mit Sturm. Indeß wir im Dunkel des nahenden Ungewitters durch die ſchroffen Klippen des Peloponnes gefahrvoll ſegelten, ſank die Nacht immer tiefer herab. Blaue Flammen weckten die Ruder aus dem empörten Meer, und mit tauſend leuchtenden Sternchen ſchlugen die Wogen über das Schiff hinweg. Auf den ſchwarzen Bergen von Megara ſtiegen die Feuer brennender Haiden auf und rötheten die bleiſchweren Wolken. Gegen Mitternacht mußte in einem Fiſcherhafen bei dem Vorgebirge Bukephalos gelandet werden. Unſere Seeleute ſprangen an's Land und bargen das Schiff. Wir folgten ihnen, kletterten hinauf zu windgeſchützter Schlucht über nackte Felſen, die in großen Lagen ſcharfen zackigen Geſteins mit Höhlen und Abgründen hier das Ufer bilden. Ich mußte an Homers Beſchreibung der unnahbaren Felsküſten denken. Cypreſſenbäume wurden raſch gefällt, in einer der Höhlen zu flackerndem Feuer entzündet, und die vorſorglich aus Kenchreae mitgenommene, bereits geſchlachtete Ziege hervorgeholt. Ohne weitere Zubereitung ward ſie in Meerwaſſer getaucht, an einem Lorbeerbaum gebraten und mit Heißhunger von uns verzehrt. Spärlich erhellte die Flamme den kleinen Platz, um den wir lagerten, und warf ungewiſſe Streiflichter auf den Maſt und die eingerafften Segel unſerer Barke. Dichte Finſterniß verhüllte die Landſchaft, und nur die brennenden Haiden ſchimmerten röthlich hindurch. Ganz begeiſtert von der homeriſchen Nacht, warfen wir beim Aufbruch große Myrthenreiſer in das verglimmende Feuer, damit es hoch auflodernd uns zur Barke hinableuchte. Bald ward auch der Himmel ſternenklar, und bei dem hellen Schein des Jupiter konnten wir unſer ſchönfarbenes Segel wieder aufziehen, die Reiſe fortſetzen und vorüber eilen an den vielen Klippen und Inſelchen, die dicht hingeſäet im Meere liegen. Mit langen Strahlen der durchblickenden Sonne ergoß ſich ein warmer Regen aus den ſchwarzen Wolken. Es war der Erſte ſeit unſerer Abreiſe und verkündete den Anfang des Herbſtes.

Aegina ward glücklich erreicht, die dorischen Säulen und Trümmer des Venustempels mit Entzücken betrachtet, ein weiteres Vordringen in's Innere des Landes zur Untersuchung des Minerventempels aber auf spätere Zeit verschoben. An der Küste von Salamis hin zogen wir Athen entgegen. Schon sah man die Akropolis in leuchtender Ferne, als plötzlich heftige Windstöße aus Buchten und Klüften hervorbrachen. Wie im leichten Spiel hob und senkte sich die Barke. Unsere braven Seeleute kämpften vergebens gegen den immer ärger werdenden Sturm. Man war genöthigt auf eine goldgelbe Grotte loszusteuern, dem einzigen Zufluchtsort am steilen Ufer. Wir benutzten den unfreiwilligen Aufenthalt um die schönen hellrothen Marmorfelsen zu besteigen und nach Tauben zu schießen, die sich in einer von bläulich grünem Meerwasser gefüllten Grotte zahllose Nester gebaut hatten. Weinbebaute Thäler sah man von der Höhe und wenige verstreute Häuser an der Stelle, wo einst das alte Salamis gelegen. Weiterhin zeigte sich die Burg von Athen, die Felseninsel Keos und Aegina, das wie ein schimmernder Schild aus den Wellen hervorragte. In sanften Linien hob sich das Gebirge vom Meere höher hinauf und senkte sich wieder zu den schroffen Felsen von Epidauros hinab.

Endlich, am Morgen des 28. September, konnte das Schiff ruhig in den Hafen des Piräus einlaufen. Unser erster Blick traf die am Ufer liegenden Antiken, welche Lord Elgin aus Athen entführte. Eine Reihe von Metopen, ein bedeutendes Stück des Parthenon Friefes und die besten Statuen der beiden Giebelfelder sollten von hier aus die weite Seereise nach England antreten.

Zur Wanderung nach Athen schlossen wir uns einem mit Smyrnaer Feigen beladenen Maulefelzuge an. Es war die Zeit der Weinlese. Zahlreiche Winzer zogen mit uns des Weges. Das ganze Feld war mit Winzern bedeckt, die in großen Körben auf Maulefeln ihre geernteten Trauben nach

Hauſe führten. Geſänge ertönten nach griechiſcher Weiſe mit Pfeifen und Trommeln. Die Muſik kam von einer antiken Säule, wo, umgeben von den mit Trauben beladenen Eſeln, mitten auf der Heerſtraße ein junger Grieche ſaß, der eine Art Clarinette blies, während ein Anderer neben ihm eifrig die türkiſche Trommel ſchlug. Wer an die Säule kam, hielt eine Weile ſtill, nahm Trauben von ſeiner Ernte und ſchenkte ſie dem Tonkünſtler, der neben ſich einen großen Traubenkorb ſtehen hatte. Eine Weile hielt auch ich mich beim Muſiker auf und eilte unſerer Karavane nach. Auf einer kleinen Anhöhe holte ich ſie ein, und vor mir lag nun das ganze himmliſche Athen, von der Abendſonne beleuchtet. Sanft ſchwingt ſich die Maſſe der Stadt zur Akropolis hinauf, die gewaltig auf dem Felſen ſteht; der Parthenon und die Propyläen glänzten wie vergoldet. Zur linken der Burg ſtreckt ſich der Hymettos weit über das Thal, zur rechten erhebt ſich der Areopagos, das Muſeion, die Pnyx mit der Rednerbühne; dann erſcheint das Meer, links im Vordergrunde der Lykabettos. Wie klares Gold ſchimmerten die Marmorſäulen des Theſeion uns entgegen. Sie überraſchten und feſſelten durch ihre ſchönen Verhältniſſe und das noch unzerſtörte Gefüge ihrer architektoniſchen Theile. Mir klopfte das Herz vor heiligem Entzücken, als ich durch das neue Thor der Stadt ging und ihren klaſſiſchen Boden mit den Füßen berührte.

Siebentes Kapitel.

Athen.

(1810—1811.)

Hellas, Attika, Athen die Gebilde ſehnſüchtiger Phantaſie, waren für die muthigen Männer jetzt eine That der Gegenwart.

Bröndſted und Koës, die däniſchen Freunde, hatte man bald aufgefunden. Nothdürftig ward von der bereiteten Wohnung Beſitz genommen, und keiner Ermüdung achtend gleich auf die Höhe des Lykabettos geeilt, um einen Überblick der Gegend zu gewinnen. Doch kaum hatten ſie den Gipfel des Berges erreicht, als Stackelberg von fieberhaftem Zittern ergriffen ward. Raſch führten ihn die Freunde hinunter zur Stadt; allein von nun an bemächtigte ſich ſeiner ein gefährlich typhöſes Fieber. Wochenlang lag er bewußtlos zu Bett, ohne Schmerzen und Beängſtigungen, nur mit heiteren Phantaſien beſchäftigt; aber die Lebensgefahr ſtieg mit jedem Tage. Mylady Stanhope, die Nichte des großen Pitt, ſandte ihren Arzt; Freunde und Hausgenoſſen, beſonders das ſchöne Weib des griechiſchen

Hauswirths, pflegten ihn mit aufopfernder Liebe — alles schien umsonst! Die Ärzte erklärten Stackelberg für unrettbar verloren. Nur ein Mittel war noch unversucht geblieben. Es war ein gewagtes und konnte den Tod beschleunigen, im günstigen Fall aber auch das Leben retten. Auf die Verantwortung der Freunde ward es versucht und dem Patienten, wie er selbst erzählt, eine starke Dosis Arsenik gereicht.

Die Pulse stockten — das Leben wich! Trostlos und wehklagend umstanden die Gefährten den geliebten Todten. Dann hoben sie ihn, in Leintücher gehüllt, auf ein Lager und stellten es zur Nacht in die offene Halle des Hauses. Sie selbst aber saßen wachend in dem anstoßenden Gemach und sprachen von dem früh Dahingeschiedenen, der ein so hoffnungsvoller Jüngling, ihnen ein so hingebender Freund gewesen.

Da — beim Grauen des Morgens — kehrte das Leben wieder zurück in die durch des Scheintodes Starrheit gebundenen Glieder. Stackelberg schlug die Augen auf. Erstaunt blickte er um sich, denn die Sterne leuchteten über seinem Lager. Er begriff nicht, was mit ihm geschehen und rief nach seinen Freunden. Mit fast sprachloser Freude eilte Haller auf ihn zu und konnte es kaum fassen, als er Stackelberg sagen hörte: „Mir war sehr wohl und leicht zu Muthe während des Schlafes! Schön ist's, daß ich in Athen erwacht bin!"

Rasch und sicher schritt jetzt die Genesung vorwärts. Mehr als zwei Monate verstrichen aber, bevor Stackelberg kräftig genug war, um Athens eigenthümliches Leben kennen zu lernen und die langbegehrte Durchforschung der Umgegend zu beginnen. Ende November durfte Haller ihn schon ohne Sorge verlassen, um unter dem Schutz von Lord Byron, mit dem sie viel verkehrten, einen Ausflug nach dem Minerventempel auf Cap Sunium zu unternehmen. Bei der Rückkunft ward es ihm vergönnt, den wieder genesenen Freund auf seinem ersten Ausgange zur Akropolis hinauf zu geleiten.

Es hatte unseren Reisenden viel Mühe gekostet, bevor sie ungehindert zur Burg hinauf gelangen konnten. In damaliger Zeit bedurfte es dazu eines ausdrücklichen Ferman. Nach viel vergeblichen Gängen und nur unter Androhung, den Disdar in Konstantinopel verklagen zu wollen, war es Fauvel, dem französischen Consul, endlich gelungen, ihnen die Erlaubniß zu verschaffen. Nun durften die Künstler zu jeder Zeit auf alle Tempel und Trümmer hinauf steigen und nach Herzenslust zeichnen.

Die Akropolis, schreibt Stackelberg, diese Stadt des Kekrops, ist ganz von der unteren Stadt geschieden und der von den Athenienſern mit Fluch beladene Platz der Pelasger zum Theil noch unbewohnt. Ochsen und Schafe weiden auf dem fast immer grünenden Rasen, und der Hirt flüchtet vor dem Unwetter in die Grotte des Pan. Auf alle Weise ward der Eingang zur Burg befestigt und verschanzt. Sogar auf den Propyläen standen Kanonen, und allabendlich nahm ein Archont die Schlüssel der Thore in Verwahrung. — Man geht um den Prachtbau herum bis zu einem vierten Thore, durch welches die Akropolis betreten wird. An Stelle der Statuen und Denkmäler standen eine Menge kleiner Baracken. In der Mitte der Burg erhebt sich ihre schönste Zierde — der alles überragende Parthenon, dieses Säulenhaus der Göttin Athene. Auf dem weißen Marmorboden hatten die Türken eine Moschee erbaut, die Auge und Phantasie des Künstlers beleidigte. Was bisher der Zerstörung durch Menschenhand und Zeit entging, das ward (1687) bei der Belagerung der Venetianer durch's Feuer vernichtet. Zu jener Zeit diente der Tempel den Türken als Munitions-Magazin und in der Cella wurden Pulvervorräthe aufbewahrt. Eine Bombe fiel in das Heiligthum und sprengte es in die Luft.

Ohne Verbindung mit dem Chaos des Tempels, dessen Trümmer wie hingesäet am Boden lagen, stand nur noch eine Säulenreihe vom Seitenportikus. Vielleicht hat man ihre

Erhaltung dem Umſtande zu danken, daß die großen Blöcke mit bronzenen Schrauben und Klammern aufeinander gefügt wurden. Wir fanden im Innern der Säulen noch einen Keil von Olivenholz und eine Schraube, die zur genauen Vereinigung mit den andern Stücken dienten. An dem Fronton der Abendſeite ſahen wir Überbleibſel der Statuen. Die Basreliefs des Frieſes waren voll Leben und wunderbar ſchön in der Feinheit ihrer Behandlung. Alles Überragende an den einzelnen Gliedern des Architravs war hohl gearbeitet, um durch die Reflexe ein leichteres Anſehen zu erreichen. Der Eindruck einer ſchweren Maſſe ſchien vollkommen überwunden. Gänzlich verſtümmelt waren die Metopen. Was ſich noch einigermaßen erhalten, hob Luſieri mit großer Mühe heraus und ſchickte es nach London in das Kabinet Lord Elgins. So ward der heilige Ort all' ſeiner Schätze beraubt! Die größten Meiſterwerke der Plaſtik ſind in's ferne Nebelland gebracht, weit fort von dem Licht und der Wärme, die ſie entſtehen ſah.

Jetzt gleicht die Akropolis einem ungeheueren Trümmerfeld, das ſich die kleinen Türkenbuben zum Spielplatz erwählt haben, wo ſie muthwillig die ſchönen Bruchſtücke vollends zerſchlagen. Faſt ſcheint es unglaublich, wie die Menge der umherliegenden Marmorblöcke noch nicht aufgebraucht iſt, da der feinkörnige Stein ſchon ſeit ſehr vielen Jahren zum Kalkbrennen verwandt wird. Beim Anblick dieſer Zerſtörung erfaßte uns Wehmuth und Trauer. Solcher Unfug auf der Stätte, die Phidias und Perikles, zum geiſtigen Mittelpunkt Griechenlands erhoben, iſt eine Schmach für das Volk!

Auf der anderen Seite der Burg lag das Erechtheum, des attiſchen Helden Erechteus Heiligthum. Es war beinahe vollſtändig zerſtört; nur eine Wand und ein Paar Säulen ſtanden noch zwiſchen Schutt und Trümmern. Das Pandroſeion war verbaut, die Karyatiden der Vorhalle in rohe Wände vermauert, eine von ihnen nach London in Lord Elgins Sammlung gebracht.

Nordweſtlich von der Akropolis, außerhalb der Stadt, ſteht das Theſeion, ein Tempel doriſcher Bauart. Es iſt das ſchönſte uns noch erhaltene Werk der alten Baukunſt. Die Säulen von weißem penteliſchem Marmor ſind jetzt durch die Einwirkung der Zeit und der Elemente vom reinſten Goldgelb, vielleicht ſchöner als ſie urſprünglich die Alten ſahen. Dieſe ſchöne Farbe wird unglaublich erhöht durch die dürre Thonfarbe der großen Felder um Athen, durch die reine Luft und das herrliche Blau der Gebirge. Daher iſt die Gegend maleriſcher in der Winterzeit als im Frühling, wo jene Felder in vollem Grün prangen. Alle Theile des Gebäudes ſind mit wunderbarer Sorgfalt und Genauigkeit behandelt. Man wird nicht müde, der zarten Liebe des Künſtlers nachzuſpüren, die mit gleicher Begeiſterung über das Größte wie über das Geringſte waltete. Wie anmuthig iſt das Kapitäl, das nur durch die drei doriſchen Reifchen unterbrochen, in ſanft geſchwungener Linie aus der Säule entſteht und ſie vollendet. Der Contour des Echinus iſt mit ſo feinem Verſtändniß für die Wirkung des Tageslichtes berechnet, daß der Schatten zu jeder Zeit die Formen gefällig umgiebt. Leicht und fein ſind die Caſettos gemeißelt. Die darauf ſcheinende Sonne durchdringt den Marmor und verbreitet dämmerndes Licht. An Stelle des Eingangs, der gegen Morgen blickt, ſieht man jetzt in einer Niſche den Altar des heiligen Georg. Gegenwärtig dient der Theſeustempel zum Begräbniß der Häretiker. Die Griechen erweiſen ihnen die größte Ehre durch dieſe Geringſchätzung. Vor einigen Monaten ward hier der Engländer Watſon begraben. — Auch mir hätten die Freunde im Schatten der goldgelben Säulen das letzte Ruheplätzchen bereitet, wenn ich dem Fieber erlegen wäre. Es iſt das prächtigſte Mauſoleum.

Unterhalb der Burg findet man den Hügel des Areopagos. Man muß über einen türkiſchen Begräbnißplatz hinwegſchreiten, um die wilde Felsmaſſe auf roh gemeißelter Steintreppe zu erreichen. Es ſind noch die nämlichen Stufen,

auf denen die Richter von Griechenlands heiligſtem Gerichtshof einſt hinanſtiegen, um hier unter freiem Himmel im Dunkel der Nacht ihre Sitzungen zu halten. Sie ſaßen auf rohen Steinblöcken. Kläger und Verklagte ſtanden vor ihnen auf zwei ſilbernen Stufen, die man, wie Pauſanias erzählt, den Stein der Beleidigung und den Stein der Unverſchämtheit nannte. Als einſamer Flüchtling kam auch Paulus auf dieſe Höhe und redete in gewaltigem Wort zu den hörbegierigen Athenern: „Von dem unbekannten Gott und dem Heiland der Welt."

Dem Areopagos gegenüber liegt die Pnyx, eine aus mächtigen Felsblöcken ohne Cement erbaute Terraſſe. Sie zieht ſich im Halbkreiſe bis zu einer Felswand hin, die keilförmig nach einem Altar ausläuft, der auf großen in den Fels gehauenen Stufen ſteht. Hier verſammelte ſich das freie Volk zu ſeinen regelmäßigen Berathungen. Heute wie damals ſieht man noch den einfachen Platz, die in den Fels gehauenen Sitze, die Rednerbühne, ein Stein, der gedreht werden konnte, und von dem aus der Redner gegen das Meer gewandt zum Volke ſprach. Dieſer heilige Platz griechiſcher Beredſamkeit iſt zugleich einer der ſchönſten für die Fernſicht athenienſiſcher Umgebung. Man überſchaut ein herrliches Panorama, aus dem ſich die Akropolis groß und maleriſch hervorhebt. Die Gegend von Athen trägt das Gepräge ihrer Kunſtwerke, ſtille einfache Größe. Man ſieht keinen ſchroffen Abſturz in den Gebirgslinien, nichts, was Erſtaunen erregt; alles iſt auf das ſanfteſte abgewogen, recht, was man ſonſt attiſch nennt, iſt auch in Athens Natur zu finden. Wer zuerſt nach Athen kommt, wird daher durch die Umgegend nicht betroffen. Wie die großen Felder und Waldungen am Kephiſſos, ſo laſſen auch die ſanften Linien der Berge den Eindruck der Ruhe zurück, die in ihnen herrſcht. Erſt nach einiger Zeit des Aufenthalts fühlt man ſich mit dieſer Größe und Ruhe vertraut und hinlänglich zu ihr erhoben, um ſie zu verſtehen. Dann erſt ſteigen die Berge

kühner auf, die Felder dehnen ſich aus, und das Meer ſtrahlt glänzender daneben. Es bleibt ein Gefühl zurück, wie bei dem Gedanken an die Thäler der Kindheit und des Vaterlandes, als hätte man dieſes Land ſchon vor dieſem Leben geſehen. Vom günſtigſten Punkte, dem Pnyxhügel aus, habe ich ein Panorama Athens gezeichnet.

An den ſumpfigen Ufern des Kephiſſos, dort wo ein reicher Ölwald ſich bis an's Meer erſtreckt, war die Akademie, der nach Akademos benannte Garten, in welchem Plato lehrte. Am Wege lag eine Kirche, daneben ein umgeſtürzter Sarkophagdeckel aus weißem Marmor mit ſchönen Verzierungen. Er diente dem dürſtenden Vieh als Waſſertrog. In dem Wäldchen ſtanden kleine Kapellen, ſah man viel antike Mauerſtücke und einen Sarkophag mit dem Namen des Verſtorbenen.

Nördlich hinauf ſind die Hügel von Kolonos, wo Sophokles geboren und die er durch ſeine Dichtungen verherrlicht hat. Auch hier ſind Kapellen an Stelle des Tempels. Vor dem nördlichen Thore der Stadt werden jetzt von den Engländern viel antike Gräber geöffnet und manche ſchöne Vaſe gefunden. Vaſen und Münzen werden den Fremden in großer Menge angeboten, und man kann ſich mühelos eine bedeutende Sammlung anlegen.

Bevor Stackelberg, Haller und Linkh in Athen eintrafen, hatten die beiden Dänen ſchon mancherlei Verbindungen angeknüpft. Durch ſie wurden unſere Freunde bald heimiſch in einem Kreiſe liebenswürdiger Männer, unter denen die Bekanntſchaft des engliſchen Architekten Cockerell ihnen beſonders anziehend und fördernd war. Schön von Geſtalt, talentvoll, kunſtbegeiſtert und einnehmend in ſeinem Weſen ſtrebte er mit unermüdlicher Thatkraft nach der Ausbildung in ſeinem Berufe. Gemeinſchaftliches Studium und das Zuſammenwirken für den nämlichen archäologiſch-literariſchen Zweck ließ die jungen Männer bald feſte Freundſchaft mit einander ſchließen. Vom Morgen bis zum Abend ſah man ſie nun täglich auf

den trümmervollen Höhen umherſtreifen. Der Hymettos wurde beſtiegen, auch weitere Ausflüge gemacht und bei der Rückkehr von den Wanderungen noch bis ſpät in die Nacht hinein an der Sichtung des aufgehäuften Materials gearbeitet. Mit Cockerell trat auch ſein tüchtig gebildeter Landsmann Koſter in nähere Beziehung zu unſeren Reiſenden. Sauvel, der franzöſiſche Vice-Conſul, erwies jede nur mögliche Gefälligkeit, und Gropius, der oft in Athen anweſende engliſche Conſul aus Tricheri, ward ihnen ein treuer Mitarbeiter bei den gelehrten Unterſuchungen. Außer dieſen wiſſenſchaftlich gebildeten Männern fanden ſie in Athen noch einen halb fränkiſchen, halb griechiſchen Geſellſchaftskreis, der meiſt aus dort geborenen oder verheiratheten Franzoſen beſtand.

Hier wird viel getanzt, ſchreibt Stackelberg, doch muß man ſich erſt an die griechiſche Tanzmuſik gewöhnen, um ſie zu ertragen. Die Violine der Neugriechen hat 6 Saiten (durch zwei Drahtſaiten vermehrt) und einen ſchneidenden Klang. Falſche Töne werden als Bravourſtücke angeſehen und von allen Spielern wiederholt. Ein Hauptbeſtandtheil jeder Muſik iſt hier das Tambourin. Auf den athenienſiſchen Bällen ſieht man Herrn und Diener in fröhlichem Verein neben einander tanzen. Das hindert aber den Herrn keineswegs am nächſten Tage ſeinen Diener für den geringſten Fehler durchprügeln zu laſſen. Auch die Frauen ſingen in Geſellſchaft, allein ihr Geſang iſt eben ſo falſch wie die Inſtrumentalmuſik. Sie laſſen ihre Stimme beben und das macht die melancholiſchen Weiſen oft noch rührender. Meiſtentheils tragen dieſe Lieder den Charakter der Schwermuth oder Raſerei. Ein luſtiges Liedchen wie z. B. bei den Tyrolern kennen und verſtehen die Griechen nicht. Im Hauſe benehmen ſich die Athenienſerinnen höchſt ungenirt, ſobald ſie aber auf die Straße treten, hüllen ſie ſich in dichte Schleier und wagen es nicht mehr neben einem Manne einherzugehen. Die Chirurgie iſt ganz in ihren Händen. Die mediciniſche Praxis aber beſorget eine Art von Charla-

tans, die mit einem Käſtchen Apothekerwaare in allen Gaſſen umherwandeln und ſich durch den laut tönenden Ruf „ein Arzt! ein Arzt!“ bemerkbar machen.

In geſelligem und arbeitsreichem Verkehr waren die letzten Tage des Jahres herangenaht. Neue Reiſepläne ſollten die Freunde nach verſchiedenen Richtungen hin zerſtreuen. Stackelberg, der, wie wir wiſſen, die landſchaftlichen Zeichnungen zu dem Werke liefern mußte, gedachte mit Bröndſted und Koës durch Böotien weiter über Konſtantinopel nach Kleinaſien zu ziehen. Haller, Linkh, Cockerell und Soſter wollten noch einige Zeit in Athen verweilen, im Frühling den Tempel des Jupiter Panhellenios auf Aegina näher unterſuchen und dann eine Reiſe durch den Peloponnes unternehmen.

Achtes Kapitel.

Böotien.

(1811.)

Noch ein Mal versammelten sich die Kunstgefährten bei Cockerell, begrüßten in fröhlichem Verein das neue Jahr 1811, dann stiegen Stackelberg, Bröndsted und Koës zu Pferde und begannen in der Neujahrsnacht ihre Wanderung durch Böotien. Ein mühevoll erlangter Ferman sicherte ihnen ungestörte Reise.

Athen war bald im Nebel hinter den Bergen verschwunden und das benachbarte Eleusis erreicht. In unmalerischer Gegend am saronischen Meerbusen gelegen, erinnerten nur wenige Trümmer noch an die heilige Stadt. Öde und ausgestorben sind alle die einst so berühmten Orte. Mitten in dem kleinen Dörfchen Elevsina (Lessina), das wie aus Schutt und Fels hervorgewachsen ist, ragten die letzten Überreste des großen Demetertempels hervor, den Iktinos der Baumeister des Parthenon, unter Perikles erbaute. Massenhaft aufgehäuft lagen zwischen niedrigen Albanesenhütten cannelirte Säulenstücke, Architrave, dorische und jonische Kapitäle, alles von pentelischem Marmor und äußerst schöner Arbeit. Die kolossale Büste der Ceres hatte ein Engländer entführt.

Frühlingswarm war der Tag, als unſere Reiſenden weiter nach Theben zogen. Ihr Weg führte ſie vorüber an fruchtbaren ſchon beackerten Feldern, an Wieſen die überſäet mit Anemonen waren. Dann wurde ſtundenlang durch rauhe wilde Bergſchluchten geritten, auf deren Felſen nur hin und wieder dürftige Ölbäume und Kiefern wuchſen. Hirten waren die einzigen lebenden Weſen, die ihnen begegneten. Alljährlich trieben ſie um dieſe Zeit ihre großen Schweineheerden nach Athen zum Verkauf. Schon ſah man in duftiger Ferne die ſchneebedeckten Gipfel des Helikon und Parnaſſos, im Oſten die dürren Felſen von Euböa und auf weitgedehntem Hügel das gegenwärtige Theben (Thiva). Die kaum kenntlichen Trümmer der ſiebenthorigen Stadt mußten zum Theil unter zerſtörten Kirchen hervorgeſucht werden. Der Geburtsort des Pindar, Epaminondas und Pelopidas war mit all' ſeiner Herrlichkeit zu einem unbedeutenden Flecken herabgeſunken, deſſen Häuſer und Moſcheen jetzt zwiſchen Platanen und Cypreſſen hervorſahen.

In Mehmed Aga, dem Gebieter über Theben und deſſen Umgebung, lernten die Reiſenden einen jener türkiſchen Tyrannen kennen, die damals das Land terroriſirten. So liebenswürdig und zuvorkommend er auch gegen die Lordſchaft war, ſo unerbittlich grauſam knechtete er das arme Griechenvolk. Ohne des Woiwoden ausdrückliche Erlaubniß durfte niemand die Fremden als Führer begleiten oder ihnen ſonſtige Dienſte leiſten. Koës, der ſich mit Unterſuchungen über die Muſik der Orientalen beſchäftigte, wünſchte einige Lieder zu hören, um ſie aufzuſchreiben; die Griechen wagten aber nicht Muſik oder Töne der Freude hören zu laſſen. So viel thunlich vermieden ſie auch dem Tyrannen auf der Straße zu begegnen, immer in der Furcht, er möchte ſie brandſchatzen oder plündern.

Beim Weiterziehen ſah man am Fuß des Kithäron auf felſigem Hügel die Ringmauern von Platää, ſah das weite Schlachtfeld in der Ebene und ſteinerne Sarkophage zerſtreut um-

herliegen, einfach und großartig, wie die Krieger, deren Andenken sie erhalten haben. Fels auf, Fels ab ging's aus einem Thal in das andere, bis der riesenhafte Parnaß wieder sichtbar ward und die Häusergruppen von Lebadea sich zu beiden Seiten einer wilden Schlucht die Höhen hinaufthürmten. Gewaltige Massen Steingerölle lagen wie Trümmer eines Berges in der Tiefe des gewundenen Grundes, aus dem die Herkyna in geheimnißvollem Dämmerlicht hervorrauschte. Nackte Felsen von abenteuerlichster Gestaltung schlossen das Thal. Auf spitzem Bergkegel erhoben sich hier die Mauern der alten Burg Lebadea, unmittelbar über dem Eingange der Höhle des Trophonios. Eine Bogenbrücke führte über die Herkyna, deren bläulich weißes Gewässer ein Mühlenrad trieb, und den Wäscherinnen des Städtchens zum Sammelplatz diente. Unter der Brücke sah man eine runde Öffnung von vielen kleinen Votivnischen umgeben. Hier war der Eingang zur künstlich gebildeten Grotte. Rechts über der Brücke befand sich die Vorbereitungskammer der Befragenden. Das mit einem Fries von Blumengewinden bemalte Gemach hatte an der Wand, die mit dem unterirdischen Orakel zusammenhing, etliche unscheinbare Öffnungen. Sie mögen wohl den Priestern zum Hervorbringen der Visionen gedient haben. Die grauenvoll ernste Lage des Heiligthums war ganz dazu geeignet, um die Aufregung der erwartungsvoll harrenden noch mehr zu steigern.

Tief ergriffen von dem Eindruck der wunderbaren Gegend zeichnete Stackelberg unermüdlich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Ihm war der Himmel günstig, denn alle Tage ihres Lebadäer Aufenthalts leuchtete der Parnaß völlig wolkenlos über den gewaltigen Gipfeln, die das weite Thal umschlossen. — Indeß der Freund unter dem Schutz eines Felsstückes eifrig arbeitete, empfingen Bröndsted und Koës die Besuche der Primaten und Archonten des Ortes. Durch einen Empfehlungsbrief an den Kaufmann Pietro Nano fühlten sie sich verpflichtet den Fremden gleich aufzuwarten. Diese Leute

hatten helleniſch und lateiniſch gelernt, zeigten nationales Selbſtbewußtſein und Empfindung für den Druck und die Schmach des türkiſchen Jochs. Es waren die erſten Griechen, vor denen man Achtung hegen konnte.

Am 12. Januar verließen die Gefährten das ſchöne Lebadea und zogen durch immer öder werdende Gegenden über Klippen und Berge an den ſüdlichen Abhang des Parnaſſos — nach Delphi. Kalt und unfreundlich war es, als wir hingelangten, leſen wir im Tagebuch. Draußen ſtürmte es gewaltig. Die Wolken jagten an dem Vollmond vorüber und beleuchteten in jähem Wechſel die ſchauervolle Tiefe und die nackten Felſen des Hyampeia. In der Ferne wogte das Meer, Glockengeläut der weidenden Heerden zitterte durch die Luft, Wachtfeuer der Hirten flackerten im Winde. Allmählich legte ſich der Sturm, der Himmel ward lichter und die ſchneebedeckten Berge des Peloponnes ragten wie lauter Wunder aus den Wolken hervor. In glänzender Pracht ging die Sonne auf und beleuchtete das Thal des Parnaſſos. Warm war es, trotz der Winterzeit, die ja in dieſem herrlichen Klima nur eine ſchöne kühle Zeit genannt werden darf. Immergrüne Bäume bedeckten das aufblühende Thal, Adler ſchwebten langſam in großen Kreiſen um die mächtigen Felshörner und friedliches Leben regte ſich in der ganzen Natur. Aus dem Felſen ſprudelte in klaren Wellen die kaſtaliſche Quelle, und amphitheatraliſch erhoben ſich über der Tiefe die Fundamente der alten Stadt.

Delphi iſt zerſtört! Aber die Götter haben Delphi nicht verlaſſen. Mich erfaßte heiliger Schauer, als ich die Nähe der Felshörner ſah und über die kaſtaliſche Quelle ſchritt um den terraſſenförmigen Boden des alten Delphi zu betreten. Von hier aus wollten wir den Parnaß beſteigen, der Verabredung gemäß aber nicht höher hinauf, als bis zur Höhle Korykion, die einſt dem Pan und den Nymphen geheiligt war. Es gab viel Schwierigkeiten zu überwinden, bevor wir den griechiſchen Ortsgeiſtlichen bewegen konnten, uns vier mannhafte mit Flinten

bewaffnete Leute zur Begleitung zu verſchaffen. Furcht vor den Räubern ſchien ſie hauptſächlich von dem Gewinne des reichen Lohnes abzuhalten. Mit tüchtigen Kettenhunden, Wachskerzen und Lebensmitteln verſehen, begaben wir uns auf den Weg. „Glück auf! (Ἔστω καλόν!)“ riefen die Dorfbewohner uns nach.

Es war Heilig-Dreikönigstag nach altem Styl, als wir auf der Höhe der antiken Stadt den ſtufenförmig in den Fels gehauenen Pfad einſchlugen und zum Parnaß hinanſtiegen. In dreiviertel Stunden hatten wir die Höhe der Felshörner erreicht. Ein fremdes abgeſondertes Land breitete ſich mit ſeinen Bergen und Thälern vor uns aus. Auf grauen Felſen wuchſen düſtere Fichten und ließen in dieſer Umrahmung den ſchneebedeckten Parnaß noch glänzender hervortreten. Wie ein Silberflor deckten Eis und Reif den Boden, dazwiſchen blühten dunkelblaue Anemonen und hochgelber Krokus. Friſch und milde war die Luft und wir fühlten uns unendlich wohl und heiter.

Von hier aus ſah man in ganz deutlicher Ferne, Korinth, das Vorgebirge Olmiae, die Bucht von Salona und die hohen Schneeberge des Peloponnes. Links von dem Parnaß und faſt auf der Höhe eines Bergkegels lag die berühmte korykiſche Grotte, zu der uns die Führer geleiten ſollten. Der Berg ſelbſt beſtand faſt nur aus ſteilen Felswänden und Waſſergrotten. In den Schluchten wuchſen Tannen und Dornen. — Nach der Sage haben Dämonen ihren Sitz in dieſer Höhle, und vor Zeiten ſollen einmal 40 Geiſtliche mit 40 Fackeln ſich hineinbegeben haben um den Zauber zu bannen. Mit ſteigender Angſt wartete das Volk von einem Tage zum anderen auf ihre Rückkehr. Herausgekommen ſind ſie nie mehr. Seitdem wird nur noch mit Grauſen von der Höhle Korykion geſprochen und ſie gilt als der gefährlichſte Ort des Landes. In gewiſſem Sinne auch nicht mit Unrecht, denn ſie dient nur zu oft den Räubern zum Schlupfwinkel. Als wir uns hineinbegaben, verweigerten drei

der Führer ihre Begleitung, nur einer von ihnen, ein Greis, hatte den Muth mit uns zu gehen.

Durch einen 6 Fuß hohen und 17 Fuß breiten Eingang betrat man ein lichtes Gewölbe, von dem die Stalaktiten zum Theil in phantaſtiſchen Formen herabhingen oder ſchon als feſtſtehende Säulen bis an den Boden reichten. Im geheimnißvollen Dunkel der Tiefe ſah man verſchiedene Gänge, die den Stoff zu grauenvollen Erzählungen mancherlei Art geboten haben. Die leichtbewegliche Phantaſie der Griechen folgt gern träumeriſchen Gedanken. Je unbeſtimmter und unerklärlicher die Erſcheinung, um ſo tiefer iſt der Eindruck, den ihr Gemüth empfängt. Es war daher natürlich, daß dieſer Wunderbau des tropfenden Waſſers und der unabläſſig ſchaffenden Natur ihnen bald zum Heiligthum der Götter und Dämonen wurde. Wir hatten in der Höhle unſere Piſtolen abgefeuert. Das ſparſam eindringende Sonnenlicht zog in langen Streifen durch die Wolken des Pulverdampfes. Umherliegende halb verkohlte Feuerbrände bewieſen, daß ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach vor kurzem noch Räuber hier aufhielten. Jetzt war alles ſtill und leer. Weiter ſtiegen wir in eine kleinere völlig finſtere Höhle hinab. Von der Decke hingen mit Stalaktiten überzogene Felsſtücke, mitten im Raum ſtand eine große Stalaktitſäule, als wäre ſie von Menſchenhand zur Pansherme gemeißelt. Drei Gänge führten von hier aus hinauf und hinab. Unſer alter Begleiter wollte durchaus nicht mehr vorwärts gehen und erſchöpfte den ganzen Vorrath ſeiner Beredſamkeit, um auch uns davon abzuhalten. Da ergriff Bröndſted die Kerze und muthig drangen wir tiefer hinein. Draußen beteten indeß die Leute das «Kyrie eleison», denn eingedenk der 40 Prieſter hielten ſie uns für unrettbar verloren. Um der Kerzen willen, die zu verlöſchen drohten, konnten wir die Unterſuchung der Gänge nicht ſehr weit ausdehnen und mußten bald umkehren. Nachdem ich noch die erſte Höhle gezeichnet, traten wir wieder hinaus an's Tageslicht und wurden von

unſeren Führern mit Freudenſchüſſen begrüßt. Sie behaupteten, wir wären die erſten Fremden, die ſich ſo weit hineingewagt. Wir konnten uns deſſen nur freuen, denn es war die ſchönſte Tropfſteinhöhle, die wir jemals ſahen, und Pauſanias hat Recht, wenn er unter all' den Höhlen Griechenlands ihr den Vorzug giebt.

Vor Sonnenuntergang trafen wir wieder in Kaſtri (Delphi) ein. Dort tanzten und ſpielten die Einwohner unter einer immergrünen Eiche an der kaſſotiſchen Quelle, und der Papa Jani empfing uns an der Spitze ſeiner zahlreichen Familie. Er lobte unſere Kühnheit und wünſchte Glück zum Gelingen des Vorhabens.

Am anderen Tage entwarf ich ein Panorama der delphiſchen Gegend, die mich durch ihre rieſenhaften Verhältniſſe in Erſtaunen ſetzte. Die beiden Freunde unterſuchten nochmals die Trümmer der Gräber und Stadtmauern. Dabei wurde Koës unverſehens von Albaneſen überfallen und ausgeplündert. Dann verließen wir Delphi, ritten über das Schlachtfeld auf dem Philipp von Macedonien den entſcheidenden Sieg über die Griechen erfocht, ſahen Chäronea, wo Plutarch, der Liebling unſerer Jugendträume, das Licht der Welt erblickte, und ſetzten über einen der größten Ströme Griechenlands, den fiſchreichen Mauro nero, an deſſen Ufern duftende Jonquillen blühten. Dort, wo er ſich, mit dem Kephiſſos vereinigt, in den Kopaïsſee ergießt, wuchs das vorzüglichſte Flötenrohr, und aus dem Gehäuſe der rieſigen Landſchildkröte, die man auf dem Ptongebirge findet, ward in jenen Zeiten die erſte Lyra gebildet.

Bei böſer Witterung und in ſteter Furcht vor umherſtreifenden Räubern ging es durch enge Päſſe, über die Berge nach Talanta. Der griechiſche Erzbiſchof nahm uns freundlich auf, ſuchte durch Muſik und Geſang die Zeit zu verkürzen und verſchaffte uns die Genugthuung wieder einmal in ordentlichen Betten zu ſchlafen. Als er hörte ich ſei ein Maler, bat er mich mit würdevollem Anſtand, ich möchte ihm doch

die Ehre erzeigen und ihn in vollem Ornat, mit Mantel, Schleier und Stab portraitiren. Die Griechen haben es gern, wenn man ein Bild von ihnen entwirft. Nicht ſo die Türken, denen Mohammeds Geſetz die Abbildung eines Menſchen verbietet. Es könnte den Frieden einer Seele ſtören, wenn ſie irre geleitet nach dem Tode nicht mehr wüßte, ob ihr fortan der Leib, der ſie getragen, oder das nachgeahmte Bildniß zur Wohnſtätte beſtimmt iſt.

Abermals ſollte nun eine Seefahrt voll Fährlichkeit und Hinderniſſen beginnen. Kaum hatten wir Talanta verlaſſen und das Ufer des Kanals erreicht, da wendete ſich der Wind. Acht Tage lang mußten wir in einem elenden Dörfchen den günſtigen Moment abwarten. In unſern Chan drang das Licht zwar nur durch die Öffnung des Rauchfanges, allein Dank den Muſen, die überall zu wohnen verſtehen, waren wir dennoch fröhlich und guter Dinge, fanden es auch ganz natürlich, daß Schnee und Hagel auf unſere Lagerſtätte herabfiel und Koës der Jägersmann Wildpret und kleine Vögel zum pillav lieferte. Nur Dimitri, mein griechiſcher Diener, der ſich immer mit athenienſiſchem Stolz benahm, war ſehr melancholiſch und beſonders verſtimmt durch den mangelhaft ausgeſtatteten Bazar.

Endlich konnte man abſegeln. Jubelnd griff Koës in die Saiten ſeiner Guitarre, und ich benutzte raſch die wenigen Sonnenblicke um das jenſeitige Ufer zu zeichnen. Wir hatten uns aber in ſchlimme Hände begeben, denn es gefiel unſerem Schiffer ein friedlich Räuberhandwerk zu treiben. Er landete plötzlich auf Euböa an unwirthlicher Küſte und verlangte dreifaches Reiſegeld. Es half kein Sträuben! Mit tiefem Groll im Herzen mußten wir ihm ſchließlich das Geforderte verſprechen, um nur ruhig unſeren Weg fortſetzen zu können. Von hüpfenden Delphinen umgeben, liefen wir in den Golf von Volo ein und erreichten Tricheri, wo Freund Gropius uns mit offenen Armen empfing.

Hier fehlte es zwar nicht an Schiffsgelegenheit für Konſtantinopel; allein die Schiffer ſahen bekümmert nach Weſten und vertröſteten uns von einem Tage zum anderen auf günſtigen Wind. Zwei Wochen vergingen in vergeblichem Harren. Freund Gropius half die Abende genußvoll verbringen; in den hellen Stunden zeichnete ich ein Panorama der vielzerriſſenen Küſten und Länderſtreifen mit dem Parnaß, Oeta, Olymp, Oſſa, Pelion und dem fernen Pindos. Am 10. Februar konnten wir uns einſchiffen. Es war mildes Frühlingswetter, im Hafen ſangen die ankerlichtenden Bootsleute, die vielen kornbeladenen Schiffe kreuzten langſam durcheinander. Sie ſollten alle zu gleicher Zeit auslaufen, um vor der Räuberinſel Juro Palo ſich gegenſeitigen Schutz zu gewähren.

So ſchwammen wir denn wieder auf dem tückiſchen Element. Geheimnißvoll ward nächtlicher Weile bei der Inſel Chilidromi ein wenig Getreideſchmuggel getrieben, dann mit zunehmendem Winde weitergeſegelt, vorüber an dem kloſterreichen Athos, an Tenedos und der aſiatiſchen Küſte. Bei Sonnenaufgang des 15. Februar waren wir glücklich bei den Dardanellenſchlöſſern angelangt. Die Flaggen wurden zum Salutiren aufgezogen, im Vorüberziehen uns von beiden Seiten ein „Willkomm“ zugerufen — und die Ufer zweier Welttheile ſchloſſen ſich hinter uns zu einer ſchönen weiten Ausſicht.

Von aſiatiſcher Seite her faßten von Zeit zu Zeit heftige Windſtöße unſere Segel. Die Schiffer, der Gegend kundig, wußten ſie zu deuten und verhießen über Nacht furchtbaren Orkan. Nun galt es noch rechtzeitig eine geſchützte Bucht zu erreichen, und wie ein Pfeil ſchoß unſer kleines Fahrzeug über die bewegte Fläche hin. — Ich trage den Homer mit mir im Ärmel meines weiten griechiſchen Pelzes und tröſte mich oft mit dem ſagenhaften Gefährten; allein es iſt ſehr betrübend, wenn man ſich der Wuth der Elemente hingegeben ſieht und nicht einmal thätig bei der Nothwehr mitwirken kann.

Gegen Abend waren wir glücklich geborgen in dem kleinen rings umſchloſſenen Hafen von Paſchalimani und ſahen nun ruhig und voll Bewunderung auf das heftig toſende Meer. In geduldigem Warten reihte ſich wieder ein Tag zum anderen. Auch das Faſten mußten wir lernen, denn unſere einzige Nahrung beſtand jetzt in kleinen Vögeln, die Koës nur mühſam ſchoß. Als wir eines Morgens die Thür von unſerem dunklen Zimmerchen öffnen wollten — ſiehe, da war der Ausgang verſchneit! Eiszapfen hingen am Dach, und bleigrau wölbte ſich der Himmel über uns. Im nordiſchen Gewande war der Winter uns nachgezogen. Nun gab's auch Wild die Menge, denn die Kälte trieb Schnepfen, Rebhühner, Lerchen und Haſen in die Nähe der Dörfer. Sie wurden von den Bauern lebendig ergriffen oder mit Knütteln getödtet.

Allabendlich ſahen wir die Lichter von Konſtantinopel aus der Ferne zu uns herüberblinken, doch die Anker konnten wir nicht lichten. Erſt am 27. Februar hoben ſich die Nebel, eine friſche Briſe ſchwellte unſere Segel, und bald lag auch die ſchönſte Stadt der Welt im Sonnenglanze vor uns. Bis an die Mündung des ſchwarzen Meeres waren die Ufer zu beiden Seiten der Marmara und des Bosporus faſt ununterbrochen mit Häuſerreihen beſetzt. Dem überraſchten Auge ſchien Konſtantinopels Größe endlos zu ſein. Amphitheatraliſch hob ſich die byzantiniſche Roma zu den langgedehnten Hügelketten empor, und hohe Moſcheen mit zierlich ſchlanken Minarets beherrſchten die Umgebung. Luftig und leicht wie ein Seenſchloß ragte auf Stambuls äußerſtem Vorſprung das Serail zwiſchen den Platanen und Cypreſſen hervor. Die goldenen Knöpfe ihrer Thürme funkelten wie lauter Edelſteine im Sonnenlicht.

Neuntes Kapitel.

Konſtantinopel.

(1811.)

Ganz befangen von dem Zauberbann des entzückenden Anblicks zogen wir durch die von felſigen Inſeln getheilte Fluth. In der Nähe des Wunderbaues, der mit ſeinen Häuſermaſſen, Thürmen und Gärten eine Welt für ſich bildet, ward an der Serailſpitze gelandet. Die ſtarke Strömung des goldenen Horns erlaubt nicht weiter vorzudringen. Dieſer Meeresſtrom bricht gewaltſam in's Land hinein, umgiebt kreisförmig den Hafen und vereinigt ſich wieder bei Tophane mit den Wellen des Bosporus. Die Alten gaben ihm den bedeutſamen Namen um der reichen Zufuhr willen, welche die Schiffe aus aller Herren Länder vermittelten.

Von Kaikdjes umdrängt, beſtiegen wir einen der ſchön bemalten vergoldeten Kaiks, die in unzähliger Menge von Ufer zu Ufer kreuzen, und ließen uns nach Pera hinüberrudern. Auf den Kiſſen und Teppichen des kleinen Fahrzeugs lagen wir behaglich hingeſtreckt, mußten aber unſer Verhalten im dünn gebauten Kahn erſt den phlegmatiſchen Türken ablernen. Jede raſche Bewegung drohte Verderben oder wenigſtens einen

Sturz in's Waſſer. Ein Kaik hat nur Raum für vier bis fünf Perſonen und die Anzahl der Ruderer beſtimmt den Vorrang beim Ausweichen. Bei Tophane ſtiegen wir an's Land und gingen mit unſeren Packträgern durch viele Straßen den Hügel hinauf nach Pera. Im engliſchen Gaſthof fühlten wir uns bald eben ſo heimiſch, wie in einem deutſchen Landſtädtchen.

Bei allen Geſandten, ob Freund oder Feind, wurden im neutralen Stande der Künſtler ſogleich die üblichen Beſuche gemacht. Nun folgten die Einladungen in überſtürzender Menge und in den erſten Tagen ihres Aufenthalts mußten unſere Reiſenden ſich gleichſam untertauchen in lauter leere, titulirende, politiſirende franzöſiſche Converſation. Nach der poetiſchen Reiſe waren dieſe hohlen Phraſen wahrhaft ſinnverwirrend. Alles dieſes ſchwirrte in Stackelbergs ſchon angegriffenem Kopf herum, und wie nun vollends ein ganz nordiſches Schneegeſtöber über Konſtantinopel hinwehte, da bekam er wieder einen ſtarken Fieberanfall. Vier Ärzte beſuchten ihn. Einer verwarf immer die Verordnungen des anderen. Trotzdem überwand Stackelberg dieſes Mal die Krankheit raſcher als ſonſt; es war aber eine ſchwere Prüfung, am Ziel der langen, beſchwerlichen Reiſe doch gleich wieder zu trägem Nichtsthun an's Bett gefeſſelt zu ſein. Zwecklos verging unſerem Künſtler die koſtbare Zeit und er ſagte ſich oft zum Troſt in trüben Stunden: „Gott ſei Dank! daß ein geſunder Augenblick alles Elend vergeſſen macht und daß dem Menſchen in der Fülle ſeiner Kraft nichts unausführbar ſcheint!“ In Bujukdereh, im Hauſe des gaſtfreien Baron Hübſch, ward dem Geneſenden ſorgſame Pflege zu Theil und er konnte ſich bald wieder neugekräftigt den mächtigen Eindrücken hingeben, die hier in dem glänzendſten Mittelpunkt orientaliſchen Lebens auf ihn eindrangen.

Als wäre jeder Tag ein Feſttag, ſchreibt er, ſo wogt die bunte Menge hin und her in den engen berganſteigenden

Straßen. Fortwährend erblickt man seltsam fremdartige Aufzüge, die das Künstlerauge entzücken. Die Türken haben interessante, stark ausgeprägte Physiognomien. Aus den tiefliegenden Augen spricht verzehrende Gluth oder drohende Despotie. Auch in dem schlechtesten Gewande sehen sie immer prächtig und charaktervoll aus. Würden und Ämter werden bei ihnen hauptsächlich durch die Form oder Windung des Kolpaks (Mütze) bestimmt. Die grüne Binde schmückt nur die Nachkommen Mohammeds, die man aber auch unter Sakinen und Bootsleuten antrifft und stets mit dem Titel „Emir" anredet. Gleich den Griechen führen auch die Türken neben dem Dolch ein silberverziertes Schreibzeug im Gürtel. Der ihnen allen eigene Sinn für Pracht und bunte Farben erstreckt sich bis auf die Ausschmückung der wohlfeilsten und schlechtesten Waare. Wo der Italiener das grüne Laub der Myrthe und Orange anbringt, da legt der Türke Gold und Purpur hinzu. — Die Häuser der Privatleute sind meist klein und häßlich; um so größer erscheinen die öffentlichen Gebäude und Wohnungen der Regierungsbeamten. Griechen und Armenier, fortwährend von Seiten der Behörden allerlei Erpressungen ausgesetzt, suchen ihr oft sehr ansehnliches Vermögen durch List und Trug vor ihnen zu verbergen. Manches große Haus wird von außen mit verschiedenen Farben angestrichen, damit es das Ansehen mehrerer kleiner Gebäude erhält und den Eigenthümer nicht in den Verdacht bringt, einen stattlichen Palast zu besitzen.

Unter den öffentlichen Gebäuden war uns die Aja Sophia besonders merkwürdig. Diese zur Moschee umgewandelte Kirche lag ganz in der Nähe des Serail. Ein Andersgläubiger durfte sie aber nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß des Sultans betreten. Da wir nun trotz der eifrigsten Bemühung des Baron Hübsch keinen Ferman erhalten konnten, versuchten wir durch Bestechung den Eingang zu erzwingen. Gold ist eine Macht, die alles überwindet! — Die nöthigen

Vorſichtsmaßregeln waren getroffen. Zur beſtimmten Stunde begaben wir uns auf den Platz vor der Moſchee, und weil der Sicherheit wegen in Konſtantinopel kein Franke ſich ohne Begleitung auf die Straße wagen darf, ſo ging auch uns immer ein Janitſchar voran. Gegen die ſchmächtigen, ſchwarz gekleideten Beiſaden[1]) ſah er wie ein König aus in ſeinem Scharlachmantel, mit dem ſilberbeſchlagenen Schwert und dem prachtvollen Dolch im Gürtel. Durch eine Hinterthür ſchlüpften wir im günſtigen Momente ganz unbemerkt in das Heiligthum und ſtiegen die große Treppe zur Gallerie der oberen Säulenreihe hinan. Unheimlich erzitterten die verfallenen Gewölbe bei jedem Schritt. Angſtvoll und zaghaft gingen wir vorwärts. Das Gefühl geſetzwidriger Handlung beherrſchte unſer Gemüth. Sobald man uns entdeckte, waren wir jeder Beſchimpfung preisgegeben und hatten kein Recht auf irgend welche Genugthuung. Verſtohlen ſchauten wir über das Geländer der Abſiden in das Schiff der Kirche hinab, das, völlig frei und leer, einen majeſtätiſchen Anblick gewährte. Unſchön und die harmoniſche Wirkung beeinträchtigend war die Zuſammenſtellung der grünen Säulen und des geſtreiften Gewölbes mit dem grellen Roth des innern Raumes. An Stelle des von den Eroberern zerſtörten Altares befindet ſich jetzt der heilige Ort, wo der Koran aufbewahrt wird. Links davon ſah man die vergoldete Gitterloge des Sultans, rechts die Kanzel für den Redner. Einige antik marmorne Senſterbekleidungen waren noch ſichtbar, auch die Kapitäle trugen das Gepräge des ſechsten Jahrhunderts. Die wunderſchöne flach gewölbte, mit vergoldeter Moſaik überdeckte Kuppel wurde in den Ecken von zwei Cherubim getragen. Sie drohten den Einſturz. Die grünen Jaspisſäulen des Dianentempels zu Epheſos, die Säulen aus dem Sonnentempel zu Rom ſtanden geſenkt, die Bogen waren verſchoben. Wohin das Auge

[1]) oder Herrſchaften, eine ehrende Benennung für die Fremden.

blickte, traf es auch hier nur auf Spuren des Verfalles. Obgleich uns das Gelingen des Wagstücks freute, so waren wir doch eifrig beflissen die heilige Sophia bald möglichst wieder zu verlassen. Denn dem Schuldbewußten blüht kein ungetrübtes Glück!

Von der Sophienkirche aus sieht man schon in der Ferne die Moschee des Sultan Achmed, die reichste und größte, aber nicht die heiligste der Hauptstadt. Der Weg dahin führt vorüber an den Trümmern der Janitscharenkasernen, welche in der nämlichen Revolution zerstört wurden, die dem Sultan Selim das Leben kostete. Hallen von Porphyr und Marmorsäulen begrenzen den baumbepflanzten, weiten Platz vor der Moschee. Aus einem Gewirr von Kuppeln schießen sechs Minarets strahlenförmig hervor und umgeben wie heilige Kerzen die alles überragende Hauptkuppel, welche das Allerheiligste deckt. Ihre Wölbung ist voll und schön. Bei Sonnenauf- und Untergang macht der weiße Anstrich einen angenehm beruhigenden Eindruck. Die Hauptthüre reicht mit ihrer Bekleidung bis zu den Zinnen des Porticus, der den inneren Hof abschließt. Man sieht, daß der Künstler bei diesem Bau alles aufgeboten hat, um seine hohe Aufgabe zu lösen. Durch die kühnsten Combinationen sucht er in der Seele des Gläubigen ein Gefühl der Größe und Allmacht Gottes zu wecken. Der Grieche erreicht seinen Zweck mit der vollendetsten Einfachheit, der Muselmann durch die Pracht und den Glanz der Ausschmückung. — Baumeister und Maler sind hier zum größten Theil Griechen und Armenier. Kein Türke legt mit Hand an, ist in der Kunst überhaupt nicht selbständig, sondern nur der Nachahmung fähig. Das sehen wir sowohl in der Musik, wie Dicht- und Baukunst. Den Türken eigenthümlich ist die Malerei, mit der sie den Koran zieren, und darin leisten sie wahrhaft Bewunderungswürdiges. In der Schönheit der Farben, dem Reichthum der Verzierungen und mühsamen Sorgfalt ihrer Arbeit gleicht sie den Aquarellbildern der alten Meßbücher.

Beſonders ſchön verſtehen die Türken das Gold aufzutragen und ſparen es nie. Sie wiſſen, daß durch die richtige Anwendung von Gold und Farbe eine Harmonie entſteht, welche den Geſammteindruck erhöht.

Bei der Rückkehr ward unſere Aufmerkſamkeit durch ein maleriſches Bild gefeſſelt. Von zahlreichem Gefolge umgeben, ſah man im farbenreichen Gedränge einen ehrwürdigen Greis daherziehen. Es war der Stambul-Effendi, ein Rechtsgelehrter. Sein ſilberweißer Bart hing tief herab auf den grünſammetnen Zobelpelz. Im Sonnenlicht funkelte die ſilbergeſtickte Decke und der mit Edelſteinen reich beſetzte Zaum des Pferdes, das von roth gekleideten Dienern am Zügel geführt wurde. Vor ihm her ging ein Mann mit vergoldeter Wagſchale. Er wiegt dem Volke das Brod zu, das vertheilt werden ſoll. — Der Effendi grüßte unſeren Janitſcharen, indem er die Hand auf die Bruſt legte. Dieſer erwiederte den Gruß, den Kopf nach der Schulter gekehrt. Es iſt das Zeichen tiefſter Verehrung und zugleich das unterwürfige Bekenntniß: „Es ſteht in des Effendi Macht und Willkür, mir das Haupt zu nehmen, wenn es ihm beliebt".

Am Freitage begegnete man prächtig gekleideten Männern, die weiße Stäbe in den Händen trugen und dem Volk verkündeten, daß der Sultan zur Moſchee ziehe, um zu beten. Dabei regnete es Schläge auf die unterwürfigen Unterthanen, die nicht raſch genug Platz machten. Plötzlich ertönte ein durchdringendes Horn. Mitten auf der Straße ſtand ein Derwiſch, in weiten Mantel gehüllt, das Horn um die Schulter, am Bande hängend, und den grünen Stein des Propheten am Halſe. In den glühendſten Ausdrücken morgenländiſcher Phantaſie ſang er Lieder zum Lobe Gottes, der Liebe und Freundſchaft. Das Volk beachtete ihn nicht, denn ſchon nahte in langem glänzendem Zuge auf ſchön geſchmückten Roſſen die Schaar hoher Würdenträger. Der Anblick war ſo ſtrahlend, daß wir dachten, jetzt müßte der Sultan unmittelbar folgen.

Es war aber nur ſein Kolpak. Allen ſichtbar hielt ein Reiter den kaiſerlichen Turban in hocherhobener Hand. Aus rothem Goldſtoff gewunden, ſchmückte ihn an diamantner Agraffe eine halbmondförmig zu beiden Seiten herabhängende Diamantfeder. Zwei reich gezäumte Roſſe wurden ihm nachgeführt. In einfacher Kleidung folgten viele vornehme Türken, aus ihren Gewändern blitzten am Schaft des Dolches die wundervollſten Solitäre hervor. Der Zug ging vorüber. Wir beſchleunigten unſere Schritte, um auf einen Platz zu gelangen, von dem aus man den Sultan bequem ſehen konnte. Ein Janitſchar ſtellte ſich uns in den Weg. Wohl an 40 Dolche trug er in dem weitvorragenden Gürtel und gebot mit lauthintönender Stimme umzukehren, weil unter den Janitſcharen ein Aufſtand ausgebrochen ſei. Raſch ward zurückgeeilt und näher am Serail in einer Schneiderbude Schutz geſucht. Dort ſaßen wir beinahe eine Stunde lang, eng eingeſchloſſen vom Schwarm neugieriger Weiber, die aus ihrer Verhüllung beſtändig nach uns ſchielten.

Indeß war der Sultan geradeswegs an den Ort des Aufſtandes gezogen, denn er iſt ein entſchloſſener Mann, und das Volk hat eine hohe Meinung von ihm. Jetzt erſcheinen wieder Leute mit weißen Stöcken, welche ankündigen, daß der Aufſtand gedämpft ſei, dann kommen Janitſcharen mit gewaltigen Mützen, die mit einem Schild verſehen ſind, in dem ſie den Löffel zum Pillav tragen, der ihnen an gewiſſen Tagen in großer Menge ausgetheilt wird. Wieder folgen prächtig gekleidete Große, dann weiße und ſchwarze Verſchnittene, ein zweiter Turban des Sultans von himmelblauem Stoff, der zur Schau getragen wird, und nun erſt erſcheint der Beherrſcher aller Gläubigen. Zwiſchen gewaltigen Reiherbüſchen reitet Mohammed II. in einem dichtgeſchloſſenen Kreiſe von Janitſcharenofficieren. Sein Geſicht iſt bleich, ſein Bart kohlſchwarz, die Naſe äußerſt dick, die Züge ausdruckslos, als ob man auf eine Wachsmaske ſähe, aber ſeine Diener leſen in ihnen „Leben

und Tod". Eine lange Reihe vornehmer Würdenträger ſchließt ſich dem Zuge an, es blitzen die Edelſteine, es leuchtet das Gold. Auf den Straßen ſtrömt das Volk wieder zuſammen, wir eilen ihnen nach an den Hafen. Dort ſtanden des Sultans Kähne bereit, alle in herrlicher Vergoldung, mit großen goldenen Schiffsſchnäbeln, ſchwellenden Kiſſen und koſtbaren Baldachinen. Raſch entſchloſſen, laſſen wir uns über den Golf rudern und beſteigen zu beſſerer Überſicht den Thurm von Galata. Wie goldene Schwäne zogen die achtzehn Kähne in großem Bogen an der Admiralität vorüber, und landeten unter dem Donner der Kanonen am grünen Kiosk des Serail. Hierzu denke man ſich die Stadt an einem Frühlingstage, mit allen ihren Kuppeln, Thürmen, Cypreſſenhainen, dem ſummenden Geräuſch der tiefliegenden Straßen und weithin das glänzende Meer!

Noch folgten unſere Blicke dem farbenprächtigen Bilde, und ſchon nahte aus der Ferne ein neuer, feſtlich geſchmückter, ſelten geſchauter Aufzug. Reiche vornehme Türkinnen fuhren in dichte Schleier gehüllt durch Galatas Straßen. Von reitenden Männern umgeben, ſaßen zehn Frauen auf türkiſche Art in einem Wagen, den ſie Araba nennen. Eigentlich iſt's nur ein vierrädriger Karren, der ringsum mit gepolſterten Sitzen verſehen und einem reich mit Franzen geſchmückten Baldachin überdeckt iſt. Langſam und ſchwerfällig ward das hochrädrige Fuhrwerk von einem weißen Ochſenpaar gezogen. Kleine Spiegel und ſilberne Troddeln zierten ihre breite Stirn, farbige Schnüre umſchlangen den kräftigen Hals. Der Lenker des Geſpannes ging nebenher und trieb die Thiere an.

Südweſtlich vom Serail, durch eine Ringmauer begrenzt, liegt der Atmeidan, Konſtantinopels bedeutendſter Platz. Dieſe Rennbahn, der Hippodrom der Byzantiner, iſt ſeiner erſten Beſtimmung erhalten, denn noch heutzutage werden hier Wettrennen angeſtellt und Pferde eingeritten. Ein ſchöner mit Hieroglyphen überdeckter Obelisk ſteht in der Mitte.

Theodosius ließ ihn aufrichten und einen Theil absägen, weil er zerbrochen war. (Das Stück lag im Hofe des Serail.) Jetzt hat er ein gothisches mit Basreliefs überladenes Piedestal, das auf vier bronzenen Füßen steht. Auch sieht man hier die aus Delphi entführte arg verstümmelte Schlangensäule. Der Volkssage nach soll sie von Zeit zu Zeit die Pest aushauchen. Die Kunstwerke und Gebäude, die sonst den Hippodrom schmückten, sind alle verschwunden. Wenn der Sultan zum Gebet über den Atmeidan reitet, das Volk sich der Moschee Sultan Achmeds gegenüber auf die Dächer der halb zerstörten Häuserreihe drängt, dann wird die Erinnerung an das alte Byzanz wieder lebendig.

Ganz in der Nähe des Atmeidan ist eine Menagerie wilder Thiere — Löwen, Leoparden, Schakale, Hyänen, — und ein Haus für Wahnsinnige, Timarhané genannt. Die Einrichtung des letzteren ist schön, wenn auch nicht mit der Ordnung und Oekonomie angelegt, die wir in anderen europäischen Staaten zu sehen gewohnt sind. Der mit Bäumen bepflanzte Hof ist von einem Säulengange umgeben, den nach orientalischem Styl kleine Kuppeln überdecken. Hier liegen ringsum die Zellen der Kranken. Die Fenster gehen nach dem Hofe zu und sind mit eisernen Gittern versehen. Jeder Wahnsinnige hat seinen Sitz auf einem Polster und um den Hals eine eiserne Kette, die am Gitter befestigt ist. — Auch ein wahnsinniger Türke beträgt sich gemessen und mit stiller Wuth.

Pera liegt auf den oberen Anhöhen von Galata und Tophané. Als wir eines Tages die lange Straße nach Galata hinabstiegen, bot sich uns sehr günstige Gelegenheit, den religiösen Tanz der Derwische mit anzusehen. Der Hof des Tekkije oder Châng âh ihres Klosters war schon von einer großen Menge Türken angefüllt, als wir eintraten. Man hörte das Stimmen der Rohrflöten. — Die Thüre des achteckigen Gebäudes ward geöffnet; alles drängte hinein die

Pantoffel in der Hand. Auch wir gingen in Strümpfen über die Strohteppiche. Im Innern des Raumes ſah man einen runden glatt gebohnten Tanzplatz, den von zierlichen Arkaden getragene Logen umgaben. An den Säulen hingen Tafeln mit Sprüchen aus dem Koran in goldener Schrift. Über der Logenreihe erhob ſich eine Gallerie mit niedrigem Geländer. Sie war dicht beſetzt von den am Boden ſitzenden Zuſchauern.

Die Ceremonie begann. In ſanft klagender Melodie ertönten die Rohrflöten. Gebete wurden geſungen, die den Litaneien der katholiſchen Kirche glichen. Jetzt traten die Derwiſche barfuß in die Mitte des Platzes. Von weiten, härenen Gewändern umhüllt, den weißbraunen Kulah von Silz auf dem Kopfe, zogen ſie langſam in geſchloſſenen Reihen an den Arkaden vorüber. Darauf trat der Scheïkh oder Vorſteher mit einem Begleiter in den Kreis. Beide trugen ein blaues Gewand und hatten die grüne Binde um den Kulah geſchlungen. Der Scheïkh ſtellte ſich auf einen, eigens für ihn ausgebreiteten Teppich. Ruhig und demüthig ſtanden die Derwiſche umher, dann naheten ſie ſich ihm mit tiefer Verbeugung, küßten ſeine Hand und rollten in vollem Drehen zurück. Nun ging der Tanz an. Immer raſcher ſpielte die Muſik, in athemlos ſchnellem Tempo tönten die Pfeifen und Trommeln. Mit ausgebreiteten Armen, halb geſchloſſenen Augen, den Kopf zurückgeworfen wie in Verzückung, drehten ſich auch die Derwiſche immer raſcher und raſcher nach dem Takt der Muſik. Sie hatten ihre Mäntel abgeworfen, eine grüne Jacke bedeckte den Oberkörper, ein grünes Gewand wirbelte mit ihnen herum und bildete ein faſt unbeweglich ſcheinendes Rad um ſie her. Fünfzehn Derwiſche ſahen wir ſich ſo neben einander drehen, ohne vom Platz zu rücken oder dem Nebenmanne zu nahe zu kommen. Sie ſahen bleich und ſchwächlich aus, ihre Stellungen hatten den Ausdruck taumelnden Schmerzes. Hier ſank wohl einer ohnmächtig nieder, ſtrömte dem andern helles Blut aus dem

angſtvoll geöffnetem Munde, doch ſtörte das Niemanden; der Begleiter des Scheïkh ging fortwährend nach allen Richtungen zwiſchen den ſich drehenden Fanatikern hindurch. Ihre Arme flogen dicht an ſeinen Wangen, an ſeinen Augen vorüber, berührten ihn aber niemals. Plötzlich wie mit einem Zauberſchlage ſtanden ſie alle ſtill. Das Rad des fliegenden Kleides legte ſich in tiefe Falten und hüllte ihre Glieder in ein Schneckengewinde. Mit über der Bruſt gekreuzten Armen verbeugten ſich die Derwiſch, und wieder begann der langſame Marſch zum Scheïkh und das raſende Drehen. Gegen das Ende der Ceremonie ward das Tempo der Muſik noch raſcher, dann blieben die wirbelnden Tänzer plötzlich ſtehen, warfen ſich nieder, küßten den Boden — und die Muſik ſchwieg. Jeder Türke, der in den Tekkije trat, mußte mittanzen. Dann ſtellten ſich etliche Derwiſche in die Mitte des Kreiſes, gaben von Zeit zu Zeit ein Zeichen, ſich ihnen zu nähern oder nach beendetem Tanze ſich zurückzuziehen. Dieſe Leute bewegten ſich nach allen vier Winden hin, indem ſie ſich mit Händen, Kopf und Füßen ſchwindlich ſchleuderten. Zwiſchendurch gingen ſie ſtöhnend im Kreiſe umher oder brüllten gräßlich wie wilde Thiere. Sie waren leichenblaß und in Angſtſchweiß gebadet. Gegen das Ende des Tanzes traten alle auf Thierfelle, beteten, warfen ſich nieder und riefen einſtimmig: „Allah! Allah!“ Jetzt erhoben ſich die Zuſchauer vom Boden, der Menſchenſtrom wälzte ſich gegen die Ausgangsthüre. Auch wir wurden mit fortgeriſſen und konnten nur noch ſehen, wie die Derwiſche ſich paarweiſe zu beiden Seiten vereinigten und in gerader Linie auf den Scheïkh zugingen. Ein wildes dumpfes Geheul ſchallte hinter uns her, als wir ſchon zur Thür hinausgedrängt waren. Bald darauf ging der Scheïkh durch das ihm ehrfurchtsvoll Platz machende Volk.

Bunt und phantaſtiſch waren alle Bilder, die uns täglich feſſelten und durch die ideale Harmonie der ſchönen Farbentöne ſo überaus maleriſch wirkten.

Hier bettelte ein Türke am Wege und ſah in dem breitfaltigen ſchöngefärbten Mantel wie ein geſtürzter König aus. Er zeigte auf ſeinen weißen Bart, auf ſeine ſchwachen Kniee. Der Anblick ergriff mich, — ich gab ihm reichlich. „Iſch-Allah! Kapitän!“ rief er mir nach.

Aus jenem Hauſe blickte neugierig eine junge, ſchöne Griechin und lauſchte den Weiſſagungen der alten Zigeunerin, die ein blaues Kügelchen in der Hand drehte und ihr viel liebliche Dinge vorſchwatzte.

Höher hinauf nach Pera zu begegnete uns ein blinder griechiſcher Bettler. Die Hand auf die Schulter ſeines jungen Führers geſtützt, folgte er ihm tappend und unſicher. Zuweilen blieb er ſtehen und erhob ſeine Stimme. Recitativiſch und in Verſen beſang er die hervorragenden Begebenheiten der Stadt, den Krieg mit den Ruſſen, die Erſcheinung der engliſchen Flotte vor Konſtantinopel u. a. m. Vom Marktplatz drangen tauſend Stimmen mit hinein in dieſe Improviſation und jede rief auf ihre Art nach Brod.

Jetzt kamen Bulgaren mit Dudelſäcken. Sie ſind die Hüter der großherrlichen Pferde, zahlen keinen Tribut und verdienen ſich ein Übriges, indem ſie die Mütze ſo geſchickt auf den Boden werfen, daß ſie ſich noch lange im Kreiſe dreht. Die Krämer traten aus den Buden und reichten ihnen zum Lohn Käſe, Brod, Nüſſe und Feigen.

Durch die engen hügeligen Gaſſen wurde ein ungeheueres Weinfaß von 12 Hamali (Laſtträger) mit großer Anſtrengung bergan getragen. Es waren lauter typiſche Geſtalten. Sie bilden hier eine beſondere Zunft, denn in Konſtantinopel giebt es keine Zugpferde, und was für des Eſels Rücken zu ſchwer iſt, das nehmen die Menſchen auf ihre Schultern.

Unter großem Zulauf des Volkes ſahen wir in einer anderen Straße zwei Jünglinge den Waffentanz aufführen. Mit Sprüngen und Windungen glitten ſie an einander vorüber, machten wechſelsweiſe pantomimiſche Bewegungen des Fechtens,

bis einer dem andern das gewaltig große Meſſer aus den Händen rang.

Vornehme Griechinnen und Armenierinnen ſchritten in reichen, ſchmiegſamen Gewändern und lang herabhängendem Haar ſcheinbar gleichgültig die Straße entlang. Doch Frauenart verleugnet ſich nicht. Durch Zeichen- und Blumenſprache wiſſen ſie gar mancherlei Abrede mit den Vorübergehenden zu treffen.

Höchſt merkwürdig waren mir die Ciſternen, welche vor alten Zeiten angelegt, jetzt zum Theil unbrauchbar und verfallen ſind. Am großartigſten iſt die von griechiſchen Kaiſern erbaute, tauſendſäulige Bindirek, auch der unterirdiſche Palaſt Jerebatan ſeraj genannt. Die vielen Säulen und Kreuzgewölbe umgeben eine ſo bedeutende Waſſermaſſe, daß man im Kahn umherfahren könnte. Nicht weit davon liegt noch eine andere Ciſterne, zu der man neben einem Brunnen die Treppe hinabſteigt. Das Licht fällt von oben hinein und erleuchtet ganz magiſch den ſäulenerfüllten Raum. Geſang und das Schnurren der Räder einer Seidenſpinnerei tönten uns entgegen. Zwiſchen den Säulen liefen die Arbeiter auf und ab und ſpannen ihre halb unſichtbaren Fäden.

Eines Tages hörte man Kanonendonner und meldete uns, der Sultan fahre nach Tetſchanah. Sogleich beſtiegen auch wir einen zierlichen Kaik und ruderten ihm nach. Der Kislar-Aga, der apanagirte Herr von Athen, zog im goldenen Kahn an uns vorbei. Von feuerfarbenem Mantel umhüllt, lag er auf weiche Polſter hingeſtreckt. Zwei Diener knieten ihm zur Seite. Um das Roſtrum ſeines reich geſchmückten Fahrzeuges wand ſich eine goldene hochaufbäumende Schlange, und 40 Männer ſenkten ihre Ruder in das blaue Meer. Benetzte nur ein Tropfen Waſſer das Gewand des mächtigen Herrn, ſo koſtete es dem Ruderer das Leben. Denn der Kislar-Aga kann das Waſſer nicht leiden.

Auf den üppigen Wieſen von Tetſchanah weideten des

Sultans Pferde, ſorgſam mit reichen Decken überhangen. Hier ſtanden auch hunderte von Zelten, und zahlloſes Volk drängte ſich durcheinander. Obgleich alle Türken, die umher ſaßen oder gingen, uns Eindringlinge ſehr zornig anſahen, blieben wir dennoch ruhig am Platz. Wir hofften den Djerid mit anzuſehen, dieſes ſchöne kriegeriſche Spiel der Türken, wo geübte Reiter ſich in vollem Lauf mit Wurfſpießen treffen oder dem Stoß des Gegners geſchickt ausweichen. Leider ward das morgenländiſche Turnier für dieſes Mal abgeſagt. Der Sultan, Allahs Schatten auf der Erde, beluſtigte ſich genugſam an dem Knall der Bomben und Kanonen, die er auf der Wieſe neben dem Schloß abfeuern ließ. Bei ſeiner Rückkehr begrüßte ihn die Flotte abermals mit ehrenden Schüſſen, und während die Barke pfeilſchnell dahinglitt, erbebten Aſiens und Europas Küſten vom Wiederhall des Donners.

Alle dieſe charaktervoll maleriſchen Scenen konnte ich wohl mit dem Blick und Gedächtniß erfaſſen, zeichnen durfte ich ſie nur in den ſeltenſten Fällen. Sogar jedes genauere Forſchen und Fragen zu gründlicher Einſicht des Geſchauten erregte das Mißtrauen der argwöhniſchen Türken und mußte den Fremden in Lebensgefahr bringen. Meinen Bekannten war es aber ſchließlich doch gelungen, mir auf dem Marktplatz von Tophané in einem rothen Häuschen Wohnung zu verſchaffen. Nun konnte ich von meinem Fenſter aus mich im täglichen Anſchauen und Zeichnen der ſchönen orientaliſchen Gebäude freuen. Als hätte man Häuſer wie Blumen bauen wollen, ſo ſtrahlte hier alles in der Architektur von Gold und Farbe. Der Reichthum und die bedeutſame Mannichfaltigkeit der Verzierungen iſt entzückend.

Viel Lärm und Leben herrſchte den ganzen Tag auf dieſem Platze. Das Ufer war nahe und zahlreiche Schiffe lagen vor Anker. Jämmerliches Hundegebell übertönte oft das Rufen und Schreien der Handelnden. Zu tauſenden laufen dieſe herrenloſen Thiere durch Konſtantinopels Straßen und ſind

den Fremden eine wahre Plage. Keinem der morgenländiſch gekleideten Männer werden ſie gefährlich, ein Kranke aber iſt ihren Angriffen häufig ausgeſetzt und darf es kaum wagen ſich zu vertheidigen, die Hunde würden ihn unbedingt zerreißen.

Je mächtiger die Eindrücke des orientaliſchen Lebens auf mich einwirkten, um ſo unerträglicher wurden mir die geſellſchaftlichen Beziehungen. Durch das nahe Beiſammenwohnen ſo vieler Geſandtſchaften, war zu gegenwärtiger Kriegszeit ein unerquicklicher Umgangston in Pera üblich geworden. Nie ſah man ein Glied der großen franzöſiſchen Koterie mit einem Engländer oder deſſen Schutzbefohlenen verkehren. Denn, ſobald die Staaten mit einander Krieg führen, treten ſich auch die Privatleute feindlich gegenüber, die unter dem Schutz der Geſandten ſtehen. Jedermann vermied es, ſeine politiſche Meinung frei auszuſprechen, und doch waren politiſche Geſpräche Hauptgegenſtand der Unterhaltung. Das unbedeutendſte Wort wurde von den Peranern mit einer Wichtigkeit beſprochen und herumgetragen, als hinge Wohl und Wehe der ganzen Menſchheit davon ab. Wir aber ließen uns durch keinerlei diplomatiſche Rückſichten von unſern Beſuchen abhalten, hatten ſowohl mit den Engländern wie mit den Franzoſen freundſchaftlichen Umgang und empfingen auch von ihnen viel Höflichkeits- und Ehrenbezeugungen. Die Peraner wunderten ſich über dieſen Mangel an Vorurtheilen. Sie waren es gewohnt, wie im Spiel von Wolf und Schaf, ſich immer an den Rockſchooß irgend eines Miniſters zu hängen und gleich ihm ſich zu drehen und zu wenden, damit der Wolf ſie nicht erhaſche. — Obſchon Rußland im Kriege mit der Türkei war, fühlte ich mich als Jünger der Muſen und des Apoll heimathberechtigt in jedem Lande, das meine Phantaſie erfaſſen, mein Stift wiedergeben konnte.

Auch Lady Stanhope[1]), unſere Gönnerin von Athen her,

[1]) Es iſt die nämliche Lady Stanhope, welche ſich ſpäterhin in der

war nach Konſtantinopel gekommen und bewohnte ein reizendes Haus in Therapia, das nächſt Bujukdere der Sommeraufenthalt von Peras eleganter Welt iſt. Sie lud uns zum zweiten Oſterfeſt ein und wir folgten ihrem Rufe nach Therapia. Durch die vielen Strömungen im Bosporus kann die kurze Überfahrt bei ſtarkem Winde ſehr gefährlich werden. Schon manches Boot ward mit ſeinen lebensluſtigen Inſaſſen von den aufgeregten Wellen in der Tiefe begraben. Als wir an den ſchönen Geſtaden hinfuhren, wölbte ſich noch ein blauer Himmel über uns. Zahlreiche Mövenſchwärme umgaben die Barke und folgten ihr zahm und befreundet. Delphine ſchnellten mit gebogenem Rücken aus der Fluth empor, in größerer Menge, als ich ſie je wieder geſehen. Am Ufer ſtanden luftige Fiſcherhütten auf kreuzweiſe gebundenen Stangen, in leichten Kähnen zogen die Männer zum Auſternfang. Durch zahlreiche Mannſchaft wurden die größeren Schiffe vom Lande her ſtromauf gezogen. Überall herrſchte Arbeit und Leben. An Skutari kamen wir vorüber, das ſich gleich Stambul terraſſenartig gegen waldige Höhen erhebt, ſahen den Thurm des Leander über dem Waſſer ſchwimmen, ſahen die Prinzeninſeln und den bithyniſchen Olymp ein Bild begrenzen, das ſich eines Dichters Phantaſie nicht ſchöner erdenken kann. Doch bevor wir noch in Therapia landen konnten, zog ein feuchtkalter Nebel über Aſiens Küſte hin, und wie ein übertünchtes Freskogemälde war die liebliche Gegend unſeren Blicken entſchwunden! Bei der Lady gab es viel und gut zu eſſen, wenig zu reden und zu denken. Während der Nacht kämpften wir mit Skorpionen, die ſich zwiſchen Wand und Kiſſen feſtgeſetzt hatten, und gingen früh Morgens in einen nahegelegenen Garten, der Griechen und Armeniern zum gemeinſamen Spazierort dient. Aus dem munteren Sang der Vögel, aus den blühenden Wieſen

---

arabiſchen Wüſte niederließ und dort über einen Stamm der Eingeborenen unumſchränkt geherrſcht hat.

lachte voller Frühling uns entgegen. In allen Straßen ward zur Zeit des Osterfestes der Dudelsack gespielt und getanzt. Die griechischen Weiber gingen hier unverschleiert, aber auf stelzenartigen Kothurnen, damit der weichgewohnte Fuß den kalten Boden nicht berühre. Schöne Gestalten sahen wir in reicher geschmackvoller Tracht und einer Anmuth der Stellung und Bewegung, die jeden Künstler entzücken mußte.

Unter den vielen Bekanntschaften, die ich in Pera machte, ward mir das Haus des schwedischen Gesandten Chevalier de Palin bald das liebste und auch interessanteste. Bekannt als leidenschaftlicher Antiquar und gelehrter Hieroglyphenerklärer, nahmen ihn die Räthsel der Vergangenheit doch nicht ausschließlich gefangen. Eine liebenswürdige armenische Gattin und vier reizende Kinder zogen den gemüthvollen Mann immer wieder zurück in die Gegenwart. Palin hatte eben sein Werk über die Hieroglyphen unter der Feder. Ich brannte vor Begierde Näheres zu erfahren und besuchte ihn oft in seiner Studierstube, wo man sich so recht vom Hauche der Vergangenheit umweht fühlte. In den Ecken des Zimmers standen Aegyptische Statuen mit hieroglyphischen Zeichen, die Schränke bargen ganze Schätze ägyptischer Alterthümer. Da waren lange Reihen kleiner Idole, menschliche Gestalten in engen Gewändern Gebete darstellend, waren merkwürdige geschnittene Steine von trefflicher Arbeit, eine seltene Münzsammlung u. a. m. In dem Symbol der Aegyptischen Gottheit fand Palin dieselbe Idee wieder, welche den Göttern Griechenlands Gestalt gegeben hat. Die Obelisken waren ihm Psalmen und Siegeshymnen zum Preise Gottes und trugen als verkörperte Sonnenstrahlen die Lob- und Danklieder gen Himmel. Auch an den Pyramiden schien ihm alles symbolisch, sogar die Zahl der zum Bau verwandten Steine. „Denn", so sagte er, „die alten Aegypter hatten den tiefen Sinn erkannt, der alles Erschaffene belebt. Wie der göttliche Plato, so lasen und verstanden auch sie die Hieroglyphen der Natur." Durch die

vielfachen Forſchungen erlangte Palin einen ſolchen Reichthum von Combinationen, daß ſeine Gedanken ſich vollſtändig überſtürzten und ich ihm unmöglich eine klare Erläuterung ſeines Syſtems entlocken konnte, ſondern nur im Fluge einige Andeutungen erhaſchte. Auch die Verknüpfungen dieſer Ideen waren mitunter ganz hieroglyphiſch. — Aus den Fenſtern ſeiner Wohnung hatte man die herrlichſte Ausſicht auf den Bosporus und das weitgedehnte Konſtantinopel. Hier konnte ich mich ungeſtört in die ſtille Pracht der Landſchaft verſenken und zeichnete ein Panorama der ſchönen Sultansſtadt.

Drei Monate lang hatten Stackelberg und ſeine Gefährten ſowohl in Konſtantinopel wie in der Umgegend alles geſchaut, was zu ſehen erlaubt war, erkundet, was ihrer Wißbegierde zugänglich, gezeichnet, ſo viel das Mißtrauen der argwöhniſchen Türken geſtattet hatte. Jetzt ſollten ſie Konſtantinopel verlaſſen und nach Kleinaſien hinüberziehen. Die jüngſt verlebte Zeit erſchien ihnen wie ein Märchen aus Tauſend und einer Nacht.

Zehntes Kapitel.

Troja und Pergamos, Smyrna und Epheſos.

(1811.)

Es war am 25. Mai 1811 als die kleine Reiſegeſellſchaft ſich auf einer Smyrnaer Barke einſchiffte. Chevalier de Palin hatte ſich ihnen bis Troja angeſchloſſen. Die Prinzeninſeln mit ihren Landhäuſern, Gärten und Klöſtern waren von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet. Duftige Nebel zogen über die phantaſtiſch aufgebaute Sultansſtadt, und nur ſchattenhaft blickten die buntfarbigen Häuſer mit den unzähligen Fenſtern und vergitterten Erkern aus dem dunklen Cypreſſengrün hervor. Das Marmarameer, die Dardanellen lagen hinter ihnen. In der Gegend des alten Abydos ward gelandet und durch die tymbriſche Ebene dem Ziele entgegen gezogen. Am Wege lagen Bruchſtücke von Säulen und Sarkophagen doriſcher Ordnung, wuchſen Steineichen aus geſtürzten Architraven hervor, waren joniſche Baſen und Schäfte zu türkiſchen Grabmälern zuſammengeſtellt. Auf waldigen Hügeln weideten große Kameelheerden. Unſere Reiſenden ſchritten über eine antike Brücke, eine Zeit lang auch auf antiker Straße hin, bis ſie ſich in Sumpf und Gras

verlor. Der neue Weg führte über den ſchnellfließenden, Inſel bildenden Mendere (Skamandros), dann durch blumige Wieſen, durch Kornfelder voll ſchwankender Ähren, bis Bunar-Baſchi, das Haupt der Quellen genannt, endlich erreicht war.

Unweit der Meeresküſte, am Fuße des Berges Ida, von den Flüſſen Simoïs und Skamandros umſtrömt, lag hier einſt das alte Troja.

Am anderen Morgen ward gleich zu den Quellen des Skamandros geeilt. Üppige Bäume und ſchöne Pflanzen ſchmückten die Gegend, welche von den Landleuten mit vollem Recht als Garten oder Bachtſcheh bezeichnet wird. Hell und rein ſprudelten hier die beiden Quellen nahe bei einander aus dem Sande hervor. Sie waren wie alle Gewäſſer der Gegend um dieſe Jahreszeit, von mäßiger Wärme und ganz gleicher Temperatur. Homer ſagt von ihnen:

„Eine rinnet beſtändig mit warmer Fluth und umher ihr
Wallet aufſteigender Dampf, wie der Rauch des brennenden Feuers,
Aber die Andere fließet im Sommer auch kalt wie der Hagel.“
Hom. II, XXII, 149, 1.

Strabo bemerkt dagegen (Bd. I, Kap. 17), daß zu ſeiner Zeit hier keine warmen Quellen mehr gefunden wurden, und wir möchten es beſtätigen, ſagt Stackelberg. Lebhaft erinnerte hier alles an Homers Beſchreibung. Wie ehemals die Trojanerinnen, ſo kamen auch jetzt noch die Weiber der Umgegend an die Ufer des Skamandros, um Waſſer zu ſchöpfen, aber ſie flohen beim Anblick der fremden Männer.

Von hier ging es raſch dem Berge zu, der von Bunar-Baſchi aus ſich nur ganz allmählig erhebt. An zwei mit Steinen des Feldes, Erde und Geſtrüpp bedeckten Tumuli kam die kleine Reiſegeſellſchaft vorüber. Man hat Urſache zu vermuthen, daß einer dieſer Tumuli des Hektor, der andere des Paris Grab ſei. Von dieſen Grabmälern erhebt ſich der Berg immer höher hinan, wohl eine halbe Stunde lang, bis man plötzlich vor einem Abgrunde ſteht, den mächtige Felſen in

jähem Abſturz bilden. Deutlich ſieht man hier antike Fundamente, welche gleichſam mit dem natürlichen Geſtein verwachſen ſind und ſich in gerader Linie bis auf die Spitze des hervorragenden Felſens am Rande hinziehen. Tief unten in reizvoller Schlucht ſtürzt ſich der Simoïs rauſchend um die Felsecke und ſtrömt dann in unzähligen Windungen weiter durch die trojaniſche Ebene. Über den Bergen des Thalgrundes erheben ſich die zackigen Gipfel des quellenreichen Ida, in der Ferne leuchtete der Hellespont, ſah man Lemnos, den hochragenden Athos und überſchaute die ganze Ebene bis hinein in das tymbriſche Thal. Ringsum auf der Anhöhe lagen antike Grabhügel, von den Türken „Tèpèh" genannt. „Hier muß die Burg des Priamos geſtanden haben!" riefen die Freunde begeiſtert aus. Schöner könnte man ſich die alles beherrſchende Lage kaum denken.

Gedrängt durch die Ungeduld des Chevalier de Palin mußten die Reiſenden ſchon am nämlichen Abend nach Alexandria Troas weiterziehen. Über einen mit Geſtrüpp und Dornengebüſch bewachſenen Berg, durch fruchtbare von Eichenwäldern beſchattete Wieſen kamen ſie zur Nacht in ein kleines Dörfchen. Der Aga hatte ihnen ſogleich einen Theil ſeines Hauſes eingeräumt und ſeinen perſönlichen Beſuch abgeſtattet. In ihm ſahen ſie einen ſchönen Mann von 40 Jahren, groß und charakteriſtiſch gebildet, wie ein Heros. Sein grauer Bart, ſein ſchwarzes Auge, die tiefe Stimme paßten vortrefflich zu der weiten orientaliſchen Kleidung. Es war ein großer Troſt, in dieſer Gegend noch ſolche Geſtalt zu finden. Sein herzliches Wohlwollen und gaſtfreundliche Geſinnung überzeugten uns, daß es hier noch Männer giebt, wie Homer ſie einſt beſchrieben.

Weit über einen Bergrücken hin erſtrecken ſich die Ruinen von Alexandria Troas. Die Ringmauer mit etlichen Thürmen, ſowie auch das Stadtthor waren noch zu erkennen. Dichter Wald bedeckte die Gegend. Zwiſchen den Bäumen ragten halb verborgen gewaltige Mauerſtücke und Bögen romantiſch

hervor. Die ſchönſten und größten dieſer Trümmer ſind wahrſcheinlich Überreſte eines mächtigen Palaſtes, deſſen Façade gegen das Meer gewandt war. Europas Küſte und die vielen Inſeln begrenzten den Horizont. Auch Tenedos war von hier aus ſichtbar. Wenn man durch den Wald bergab zieht, gelangt man zu großen Mauerfundamenten, dann zu einem viereckigen Gebäude, das einem Mauſoleum gleicht, und weiterhin zu dem Theater, deſſen Halbkreis eine gewaltige Höhe hat. Ein Theil der Gradinen iſt wahrſcheinlich durch ein Erdbeben von oben bis unten geſpalten, liegt aber noch zuſammenhängend da. Zwiſchen den hochſtämmigen Bäumen fanden wir viele Trümmer von Terraſſen, Souterrains, Gebäuden, alles halb verſchüttet mit Gras und Erde überdeckt. Jetzt heißen die Ruinen von Alexandria Troas „Eski-Stambul", mußten für Konſtantinopels Moſcheen die Säulen hergeben und erhielten dafür den Namen des alten Stambul. Wie groß mag die ehemalige Pracht dieſes koloſſalen Trümmerhaufens geweſen ſein, wenn ſie von den Türken ſolcher Ehre gewürdigt wurden!

Wir betraten die antike Straße mit den Ruinen vieler Gräber am Wege und ſahen auf der Anhöhe die Lage eines Stadiums mit ſeinen Fundamenten. Nun ging es völlig bergab, durch den Wald dem Meere zu und weiter am Geſtade hin. Endlich erkannten wir wieder die trojaniſche Ebene mit den weidenden Kameelheerden, ſahen von Ferne das Dorf Bunar-Baſchi, ſahen am Ufer den Tumulus Ark-Tèpèh, Grab des Penelaus oder der Myrina, den Tumulus Hagio Julo und kamen ſehr ſpät und ſehr ermüdet in das Dorf Yenikieu. Palin, den die Bremſe verfolgte, welche den Bacchus durch alle Länder trieb, geſtattete uns nur kurze Raſt, und bevor der Morgen tagte, waren wir ſchon auf dem Wege zum Vorgebirge Sigeum. Yeni-Cheir, ein unanſehnliches Dörfchen, liegt jetzt an Stelle des alten Sigeum. Der berühmte Sigeiſche Stein und das Basrelief ſind von Lord Elgin nach England gebracht worden.

Indeß unſere Pferde ruhig umher weideten, lagerten wir uns bei dem Grabe des Patroklos, dem Paſcha-Tèpèh. Die Flaſchen wurden hervorgeholt, die Becher mit funkelndem Weine gefüllt und auf das Andenken der alten Helden angeſtoßen. Mit Ehrfurcht gedachten wir der Kraft und Größe eines Patroklos und Achill, deren ſchönen Freundſchaftsbund Homer für alle Zeit verewigt hat. Von hier gingen wir zum meerumſpülten, wahrſcheinlichen Grabhügel des Achilles, der weit über den Paſcha-Tèpèh in der Ebene hervorragt und gegen 400 Schritt von ihm entfernt iſt. Sonſt nannte man ihn Dios-Tèpèh; ſeitdem aber Le Chevalier die Urne mit der Aſche nach Paris gebracht, heißt man ihn Tſchiflik-Tèpèh. Auf dem Gipfel fanden wir noch die Spuren der Durchgrabung und ſahen zu unſerer Verwunderung hier auch das Grab eines Derwiſches. Die im nahen Weinberge arbeitenden Verwandte wollten uns ſeinen Namen nicht nennen, und wir errieten bald, daß es derſelbe Türke ſei, den Le Chevalier vermocht hatte dieſes Tſchiflik zu kaufen, indem er ihm den Kaufpreis ſchenkte. Dafür durchgrub er heimlich während der Nacht den Hügel und ſchleppte die berühmte Urne mit fort. Es gefällt mir an den Türken, daß ſie eine gewiſſe heilige Scheu vor den alten Denkmälern haben und auf keine Weiſe zulaſſen, daß man ſie anrühre. Ich will lieber nicht glauben, daß es die Urne des Achilles war, die man hier fand, damit ſich mir nicht der verhaßte Gedanke aufdrängt, die heilige Aſche bilde einen Gegenſtand der Neugier im Muſeum zu Paris.

Bei dem Städtchen Kum-Kaleh trennte ich mich von meinen Gefährten. Sie wollten den heimkehrenden Palin noch bis zu den Dardanellen geleiten, ich aber eilte zurück nach Bunar-Baſchi, um ungeſtört dort zu zeichnen. Nur begleitet von Koës' treuem Jagdhunde, ritt ich ganz allein zu dem Tumulus des Ajax. Er liegt auf dem Vorgebirge Rötheum, wohl eine Stunde weit entfernt von den anderen Grabhügeln am Cap Sigeum. Auch an dieſem Tumulus ſieht man Spuren

der Zerſtörung. Seine Conſtruction iſt eigenthümlich. Er iſt hoch und beſteht aus einem thurmähnlichen Mauerwerk, das unregelmäßig aus Stein und Kalkmörtel zuſammengefügt iſt und von mit den Spitzen nach außen gewandten Halbkreiſen umgeben wird. Die innere Grabhöhlung iſt glatt und ſchön gemauert, am Ende aber verſchüttet.

An dem nahgelegenen Brunnen ſitzend machte ich hier eine Zeichnung der Ebene zwiſchen den beiden Vorgebirgen, im Hintergrunde der thraziſche Cherſoneſos, wo das griechiſche Lager ſtand. Weiterhin führte mich mein Weg durch die Ebene, dann ritt ich an den von Agnus caſtus und Tamarisken beſchatteten Ufern des Simoïs hin, deſſen Gewäſſer ſo gelb ſind, wie die des Tiber nach dem Regen. An Dörfern kam ich vorüber, wo Säulenſtücke und antike Marmorblöcke umherlagen, die zum Theil auch in den Häuſern mit verbaut waren. Mit Sonnenuntergang traf ich in Bunar-Baſchi ein und fand bei dem Derwiſch Aga Wohnung.

Ungemüthlich und nicht gefahrlos war die bei ihm verbrachte Nacht, denn ich mußte das niedrige Zimmer mit vielen ſtark bewaffneten Türken theilen. Jede meiner Bewegungen ward von ihnen beobachtet und bald drohend, bald ſpöttiſch verlacht. Still ſaß ich auf dem Teppich in einer Ecke des Raumes. Bellend und knurrend lag des Freundes Hund zu meinen Füßen. Ich war froh in dieſer widerwärtigen Geſellſchaft wenigſtens das treue Thier als Gefährten um mich zu haben. Am anderen Morgen hatte ich mir des Aga Freundſchaft durch Wein und Rum erworben, und er ließ mir im Hofe ſeiner Weiber über dem Eſelsſtall ein Zimmerchen nothdürftig herrichten. Unbeläſtigt konnte ich nun in dem ſchön und hochgelegenen Hauſe verweilen.

Lange vor Sonnenaufgang war ich ſchon wach. Das Ungeziefer plagte mich, dafür aber hatte ich die Freude die herrlichſte Morgendämmerung zu genießen. Aus meinen kleinen Fenſtern ſah ich blühende Bäume um mich her, ſah auf die

Ebene und die Quellen des Skamandros, sah in der Ferne Lemnos und Athos, welche die ersten Strahlen der Sonne empfingen. Zahllose Störche nisteten über den flachen Dächern der Häuser. Friedlich fütterten sie die Jungen, deckten gegen die Mittagshitze ihre Nester mit ausgebreiteten Flügeln und begrüßten einander Abends bei der Heimkehr mit großem Geklapper. Ich habe von des Aga Hause dreißig solcher Storchnester gezählt.

Von den Gräbern auf der Burg und der trojanischen Ebene mit ihren Grabhügeln machte ich eine panoramische Ansicht, zeichnete auch die Quellen des Skamandros und den engen friedlichen Grund des Simoïs, jenseits der Burg. Oft kamen die Türken zu mir heran, schauten auf mein Blatt und wollten sich halb krank lachen über den abenteuerlichen Gedanken, die schöne Gegend auf bleichem Papier so farblos wiederzugeben. Sie ließen mich wenigstens ruhig fortzeichnen.

Gegen Abend des zweiten Tages, am 2. Juni, trafen meine Reisegefährten wieder in Bunar-Baschi ein, und ich begrüßte sie fast mit Bedauern, denn jetzt mußte auch ich mit ihnen weiterziehen. Wir ritten in das vom Simoïs durchströmte Thal. Wie er sich bald hier, bald dorthin wendet, wechseln auch lockige Berge und Marmorfelsen. Mit Platanen und Eichen waren die Ufer reich besetzt. Jeder Baum hing voll blühender duftender Weinranken, aus Hecken und Sträuchern hervor wuchs die riesenhafte Blume Ofigloſſa. Sie sah gar prächtig aus mit ihrer hellgrünen Außenseite und dem leuchtend rothen Griffel in dem purpurfarbenen Kelche. Des Agnus castus blaue Blüthen stärkten den müden Wanderer durch ihren Duft und waren ein gutes Mittel gegen den Sonnenbrand. Unter den Bäumen blühten Rosen, in den Wipfeln sangen Nachtigallen, drüber weg flatterten schöne hellblaue Vögel und wilde Tauben. Schon von ferne hörte man das Ächzen und Knarren der uns begegnenden Wagen. Sie glichen den antiken trojanischen, hatten auch nur zwei Räder

aus hölzernen Scheiben ohne Speichen. Der Ackersmann lenkte ſtehend ſein Büffelpaar, Frau und Kind ſaßen rückwärts hinter ihm.

Mit dem ſchönen Grund von Aeneh erweitert ſich das Thal des Simoïs. Von roſigen Wolken umgeben ſah man jetzt den Ida und die ſanfteren Höhen des Gargarus. Hier auf dem höchſten Gipfel ſtand der Cybele Heiligthum, reichte Paris der Venus den goldenen Apfel. Von hier aus entführte Jupiter, in Adlers Geſtalt, den Ganymed zum Wohnſitz der Götter. — Als ich die harmoniſchen Linien zu zeichnen begann, hielten mich die im Felde arbeitenden Leute für einen Zauberer und drangen mit wüthenden Drohungen auf mich ein. Da mußte ich mir wohl die Freude verſagen und ohne Aufenthalt zum Ida hinanreiten.

Allmählich ſtieg der Weg zu Felſen und Bergen auf. Wohl blickte man in friedliche Thäler und auf Dörfer am Felſenhang, doch waren ſie fern von der Straße. Näher rückten die Berge, die Thäler ſchwanden, wild und unwirthlich ward es ringsumher. Nur wenige verkrüppelte Bäume wuchſen noch auf dem dürftigen Boden, Dornen zerrten an unſeren Kleidern. Häufig und erſehnt waren die Quellen und Brunnen, an denen wir ruhten, indeß die Pferde weidend umhergingen. Da kam von ſteiler Felſenhöhe ein Derwiſch uns entgegen. Der lange himmelblaue Mantel flatterte im Winde, der ſchneeweiſe Bart hing tief auf das Gewand herab. Welch' romantiſche Erſcheinung! «Our oular!» rief uns der Greis glückwünſchend entgegen. In der großartigen Wildniß klang des einſamen Wanderers Gruß ſo ernſt und feierlich.

Jetzt waren wir auf dem höchſten Punkt unſerer diesmaligen Reiſe angelangt. Weithin ſichtbar lag vor uns der Golf von Edremid, Lesbos mit den hundert Inſeln, in der Ferne über vielen Gipfeln der Gargarus im bläulichen Duft. Ich wünſchte noch höher den Berg hinanzuſteigen, allein die Freunde waren nicht einverſtanden und ſo galt es ſich

fügen und bergab gehen. Der unwegſamſte Pfad, den ich je betreten, wand ſich ſteil an tiefen Abgründen hin und her, als hätte er kein Ziel und kein Ende. Fichten und Platanen wuchſen an den Abhängen der Felſen, zahlloſe Bächlein rieſelten über den Weg. Ich ſchlang die Zügel meines Pferdes um die Hand, ließ es mir folgen und träumte mich zurück in jene Zeit, wo fahrende Ritter alſo ihres Weges zogen.

Da lag denn endlich auch Muſſuralti vor uns, das ſcheinbar dächerloſe Dörfchen. Hier ſollte Nachtquartier genommen werden, hier dienten wir wieder den neugierigen Türken zum Spott und Gelächter. Durch ſchön belaubtes Gebirge, Olivenpflanzungen und blühende Büſche ritten wir am anderen Tage raſch bergab. Die entzückend ſchöne Gegend erinnert lebhaft an die ſüdliche Schweiz. Als wir das Meeresgeſtade erreichten, fühlten wir erſt die volle Gluth der faſt ſenkrecht fallenden Sonnenſtrahlen. Der Schatten unſerer Pferde zeigte die vollkommenſte Verkürzung, Bretter handelnde Türken ſaßen am Wege. Sie luden uns freundlich unter den Schatten der breitäſtigen Fichte zu ſich heran, reichten Kaffee und Kirſchen, und waren höflich mittheilſam. In der Abendkühle wanderten wir weiter nach Edremid. Dort waren aber die niedrigen Räume des Chan überfüllt mit Menſchen, die Luft zum Erſticken. Mich wundert es nicht mehr, wenn die Peſt in dieſen Gegenden ſo oft ausbricht. Wir zogen es vor, auf der Gallerie Matten und Teppiche ausbreiten zu laſſen und uns dort häuslich einzurichten. An Zuſchauern fehlte es natürlich nicht. Lange nachdem wir uns bereits zur Ruhe gelegt hatten, ſaßen die ſtets neugierigen Türken jeglichen Alters immer noch beobachtend umher, waren auch früh Morgens gleich wieder da, um unſerer Toilette beizuwohnen.

Von dem Arzte, einem Korfioten, begleitet, begaben wir uns zu dem Aga des Ortes. Beide Seiten der Straße waren mit Ruhepolſtern belegt. Als wir hindurchſchritten, ſah das hockende Volk voll Verachtung auf uns herab, und ſchüttelte

unwillig die Köpfe. Wie aber der Aga uns ſogleich zu ſich hereinnöthigen ließ, und wir eintraten ohne die Schuhe abzuſtreifen, da erhob ſich lautes Murren, und mit drohenden Geberden wieſen ſie hin auf uns. Knieend meldete der Korfiote dem Aga unſeren Gruß und überreichte den Ferman. Indeß der ſchöne und freundliche Mann ihn durchlas, betraten wir ſein Empfangszimmer und waren überraſcht von der herrlichen Ausſicht. Man überſah das ganze fruchtbare Thal, das mit ſeinen Bäumen und halbverborgenen Häuſern wie ein anmuthiger Garten vor uns lag. Das hohe Lesbos, vom Meer umgeben, ſchloß den Blick. Ein reicher Roſenflor umgab den auf weitragendem Fels erbauten Kiosk, plätſchernde Springbrunnen verbreiteten erfriſchende Kühlung. Wie der Aga von Korinth, ſo beherrſcht auch der Aga von Edremid die Stadt und ihre Umgebung.

Mit des Aga Erlaubniß durften wir nun in Begleitung eines Janitſcharen überall umhergehen, ſuchten auf den Anhöhen nach Inſchriften und antiken Mauerreſten, fanden aber nichts, was antiquariſch von Intereſſe geweſen wäre. Die Türken ſehen voll Argwohn und Eiferſucht auf die Grabungen der Franken. Tief eingewurzelt iſt bei ihnen der thörichte Wahn, es lägen Urnen voll blinkenden Goldes unter den Trümmern. Sie meinen, die vielen Reiſenden ſchrieben ſich nur deßhalb ſo genau alle Buchſtaben ab, weil ſie ihnen den Ort nennen, wo die Schätze verborgen ſind. Uns konnten ſie ruhig gehen ſehen, wir nahmen nichts von den Alterthümern der Gegend mit fort.

Aus Edremid wollten wir weiter nach Pergamos und zogen durch das langgedehnte Thal auf die rauhen, öden Berge hin. Wenn ich ſo ſtill den ermattenden Weg vorausritt, da traten die Bilder der jüngſten Vergangenheit wieder in aller Lebendigkeit vor meine Seele. Unwillkürlich ſuchten meine Gedanken das unvergleichliche Konſtantinopel. Sehnſuchtsvoll gedachte ich der ſchönen Stunden auf der Inſel Chalki, gedachte

der anmuthigen Hausgenoſſin, des Internuntius dieſer ſo lieben nur zu kurzen Bekanntſchaft. Zum Troſt für das Entbehren ſang ich des Jägers Abendlied von Goethe leiſe vor mich hin: „Da ſchwebt ſo licht Dein liebes Bild, Dein ſüßes Bild mir vor".

Hinab von den Bergen ging es nun unter Palmenſchatten durch eine Schlucht, die von zwei mächtigen Felshörnern wie mit einem natürlichen Thor geſchloſſen war. In dieſer Umrahmung ſahen wir zum erſten Mal die hohe Burg von Pergamos, die fernen blauen Berge und die Ebene, in der die Stadt ſich ausbreitet. Man ſchreitet über mehrere antike Brücken, ſieht Mauerſtücke und Ruinen zur Linken des Fluſſes, das Amphitheater zwiſchen den Bergen und zur Rechten ein einzelnes maleriſches Felsſtück. Unter ſeinem Schutz ſtanden die Zelte nomadiſirender Turkomanen. Es waren nur wenige Familien von elendem Ausſehen. Ihre Pferde und Kameele weideten im Thal, indeſſen ſie gleich unſeren Zigeunern, von nackten Kindern umgeben, ſich um ihre Keſſel gelagert hatten.

Wo die Berge ſich trennen, beginnt die Stadt. Bald nach unſerer Ankunft erhielten wir den Beſuch von Stephanopulo, dem Arzt des Paſcha dieſer Gegend, einem Korſikaner griechiſcher Herkunft. Leider konnten wir dem Cara Osman Oglu unſeren Empfehlungsbrief von Wilkinſon aus Smyrna nicht perſönlich übergeben. Der rüſtige Greis von 101 Jahren war in ein Paſchalik am ſchwarzen Meer gezogen, um es auf allerhöchſten Befehl zu confisciren. Stephanopulo war äußerſt zuvorkommend und begleitete uns auf allen Gängen in der Stadt und Umgegend.

Tages darauf, am 8. Juni, erſtiegen wir bei Sonnenaufgang die Burg von Pergamos. Zahlreiches Gefolge dienender Leute ſchloß ſich dem Zuge an. In einer nahgelegenen Schaafhürde hatte der uns vom Aga zugetheilte Janitſchar in beſonderer Fürſorge unſer Mittagsmahl ſchon zum voraus beſtellt.

An den Überreſten der Burg erkennt man es ganz deutlich, daß viele Jahrhunderte hier gebaut und verändert haben. Der Fels, auf dem ſie ſtehen, iſt von dreieckiger Form und ſehr weitem Umfange. Die Außenmauern gleichen denen einer Stadt, und wir brauchten faſt eine Stunde um ſie völlig zu erſteigen. Über Trümmer älteſten Urſprungs von einem granitähnlichen Stein, der aber nicht das feſte ſchimmernde Korn hat, kömmt man zu Burgmauern aus der letzten Periode des Alterthums. Dieſen umſchließen Reſte von Gebäuden, deren Beſtimmung ſchwer zu errathen iſt, die aber wegen des maſſiven Baues aus großen Blöcken, wohl der älteſten Zeit der Burg entſtammen. Weithin, wie die Ruinen einer Stadt, erſtrecken ſich Gewölbe, verſchüttete Ciſternen, Thore, lange Mauern, untermiſcht mit Stücken doriſcher Säulen und Architrave aus dem nämlichen granitähnlichen Stein. Durch dieſe hindurchklimmend trifft man auf die antike Straße, die noch völlig erhalten iſt und gelangt zu den Ruinen eines Thores, das, in zwei verſchiedenen Epochen erbaut, wahrſcheinlich das Thor der alten Stadt iſt, die hier liegen mochte. Die Fundamente ſind mit weißen Marmorblöcken bekleidet, darauf thürmen ſich Steine des Felſens, die aber immer in ganzen Lagen von den ſchönſten Säulenſtücken unterbrochen werden. Wenn man die antike Straße weiter verfolgt, liegen hier zu beiden Seiten die von Agnus caſtus und Tamarisken durchſchlungenen Trümmer der älteſten Periode, und man erreicht die letzten Mauern, welche die eigentliche Burg noch vollſtändig umgeben. Sie ſcheinen aus Stücken aller Epochen ſpät römiſcher Zeit zuſammen gewürfelt zu ſein. Auf antikem Grunde großer Blöcke dieſer Gegend findet man allerlei Bruchſtücke von Inſchriften, dazwiſchen ſchöne Verzierungen von Masken, Adlern und Stieren. Wir krochen auch in ein Gewölbe unweit des Thores und laſen dort auf dem Rücken liegend das Dekret, welches ſich auf einen beſonders ausgezeichneten Prieſter der Artemis bezog. Auf der Höhe der Burg trifft man wieder antike

Ruinen, ſchöne Ciſternen in Menge, hohe prächtige Gewölbe aus dem Stein des Felſens und eine Reihe noch ganz wohl erhaltener zuſammenhängender Kammern. Sie wurden von den Griechen die 35 Schatzkammern genannt, und in ihnen noch viel verborgener Reichthum vermuthet. Wer es aber wagt hier zu graben oder die Mauern näher zu unterſuchen, verfällt von Seiten der Türken ſehr hoher Strafe. Auf dieſen Schatzgewölben ſtehen die letzten wahrſcheinlichen Reſte des berühmten Minerventempels, Korinthiſche Säulenſtücke, Kapitäle von ungeheuerer Größe, Piedeſtale, Architekturtheile von ſchöner, ſehr reicher, etwas überladener Verzierung, alles aus weißem Marmor. Gegen Morgen und Abend, nach den Abgründen des Burgfelſens zu, ſind viele Unterſtützungsmauern und Terraſſen aus älteſter Zeit. Aus ſpäterer Epoche noch eine Mauer mit Thor und Thürmen, die gegen Norden auf der Rückſeite der Burg hinabführt.

Hier ſtiegen wir den beſchwerlich ſteilen Berg hinunter, gingen an den ſchönen Trümmern einer Waſſerleitung entlang und kamen zu der Schaafhürde, wo das erquickende Mahl unſerer wartete. Das Blätterdach des luftigen Baues ruhte auf vielen Alleen kurzer Pfähle, und die große Heerde lag friedlich eng gedrängt unter ſeinem Schutz. An dem einen Ende der Hürde hatte der Schäfer ſeine Wohnung. Dort bereitete er auf offenem Feuer in großen Keſſeln die wohlſchmeckenden Milchſpeiſen. Bei unſerer Ankunft wurde ſogleich ein Lamm auf homeriſche Art gebraten, Jauert, Hosmeri und Caimai eilig zugerichtet. Letzteres iſt eine Art dick gekochter Sahne, die in Kaffee und Thee leicht zergeht, der Hosmeri friſcher gelind geſottener Käſe, der in ſeiner eigenen Butter ſchwimmt, und der Jauert iſt geſäuerte Milch, welche durch einen Zuſatz von Schaafsmagen auf gelindem Feuer gerinnt. Alles ſchmeckte vortrefflich und unſere Griechen wurden ausgelaſſen belebt. Sie werden in Pergamos beſonders begünſtigt, dürfen gleich den Türken auch Kleider und Binden von bunten Farben

tragen und ſind als Janitſcharen angeſtellt, um die Türken zu züchtigen.

In der Stadt ſelbſt findet man noch viele Bauten aus römiſcher Zeit, unter den Gottesäckern der Türken große Gewölbe und auf ihren Gräbern antike Säulen. Daneben, zwiſchen zwei runden Gebäuden, einen viereckigen maſſiven Bau aus Backſteinen. Er wird als Tempel des Aesculap bezeichnet, der hier ſehr verehrt wurde. Die gewaltigen Mauern erinnern an den Friedenstempel in Rom. Unter den anderen Ruinen waren uns die großen Gewölbe ſehr merkwürdig, welche aus Blöcken des Felſens erbaut, über den Bach führen und unter einem Theil der Stadt fortlaufen. In dem von Arkaden umgebenen Hof eines Hauſes ſahen wir Bruchſtücke einer großen Urne aus der Blüthezeit der Kunſt. Reich und geſchmackvoll geordnete Verzierungen von Ranken, Trauben und Blättern umgaben ſie in natürlicher Größe. Es wird erzählt, daß ſieben ſolcher Urnen hier gefunden wurden und man ſie alle nach Stambul ſchicken mußte, weil ſie den Schatz des berühmten Attalus enthielten. Auf einem abgeſonderten Berge, der Burg gegenüber, ſteht noch ein wohlerhaltenes Thor. Wahrſcheinlich führte es zum Amphitheater, das die ganze Breite des Thales einnahm. Kühne Gewölbe, Brücken, Bögen, gewaltig hohe Mauern, aus großen Blöcken maſſiv erbaut, zeugen noch von der ehemaligen Pracht. Ein Waldſtrom fließt mitten durch dieſe Gewölbe und Thore des Amphitheaters, deſſen Arena wahrſcheinlich eingeſtürzt und vom Waſſer fortgeſchwemmt iſt. Das Bächlein, welches im Winter ſehr hoch anſchwillt, iſt weiterhin von Mauern eingefaßt und zum Waſchhaus der türkiſchen Weiber geleitet. Von den Gradinen iſt nur noch die Form der Ringmauer erkennbar. Die Türken nennen jetzt das Gebäude Güngürmes oder die Sonne ſieht nichts.

Eines Tages ward ich hier beim Zeichnen durch ein echt morgenländiſches Bild überraſcht. Auf der Ebene verſammelten

ſich große Kameelkaravanen, um nach verſchiedenen Gegenden auseinander zu ziehen. Es ſah recht abenteuerlich aus, wie ſie ſo der Reihe nach hinknieten, eine Weile ruhten und dann mit vorgeſtrecktem Schwanenhalſe ihren Führern folgten, die, auf Eſeln oder Pferden reitend, neben ihnen ganz klein und kümmerlich ausſahen. Um ihres Ganges und ihrer Geſtalt willen nennt man ſie ſehr treffend „das Schiff der Wüſte". Wie vom Winde getrieben, bewegt ſich die lange Kette unaufhaltſam fort, bis man ihr Stillſtand gebietet. In Griechenland gedeihen die Kameele nicht.

Gewöhnlich reiſt man des Nachts, um der großen Hitze zu entgehen, und in Cara Osman Oglus Staaten kann man es auch ohne Gefahr wagen, denn er verſteht ſeine Leute in Zucht und Ordnung zu halten. So verließen auch wir Pergamos um die Zeit, wo Karavanen abgehen und die Nomaden bereits fortgezogen waren. Unterwegs trafen wir eine ganze Schaar Negerſclavinnen, die zu kurzer Raſt von ihren Maulthieren geſtiegen, jetzt um den Sclavenhändler herumlagerten und unglaublich viel ſchnatterten. Im Mondenſchein glichen ſie mit ihren blauquadrirten Tüchern faſt einem Rudel Seehunde.

Von der Bergkette Temnos, die durch Sonnengluth völlig ausgedörrt war, ſtiegen wir in das Thal hinab und ließen uns auf einer Fähre über den Hermos ſetzen. Es iſt ein breiter Fluß von röthlicher Farbe, der langſam durch die weite Ebene ſtrömt, welche ſich bis an das Meer hinabzieht. An den ſandigen Ufern wühlte der heftige Wind hohe Staubwolken auf, die vor uns herzogen, wie die Wolke vor den wandernden Israeliten. In der brennendſten Sonnenhitze mußten wir faſt durch die ganze Ebene reiten, dann noch einen Bergrücken überſteigen, bis endlich bei Sonnenuntergang Smyrna erreicht war. Mit gutem Winde ſegelten wir im kleinen Kahne über den Golf zum Hafen der Franken und eilten dem am Meere liegenden Gaſthofe zu. Allein die Doganiers liefen zuſammen, und mit einer Unverſchämtheit, die nicht einmal an

franzöſiſcher Grenze üblich iſt, nöthigten ſie uns trotz ſpäter Nachtzeit, noch bis zur Dogana weiter zu ſegeln. Dort durchwühlten ſie die Koffer und waren wüthend, ſtatt Gold und Diamanten nichts als unnützes Papier vorzufinden.

Smyrna, das halbkreisförmig um den Golf die Berge hinangebaut iſt, war vor wenigen Tagen von einer furchtbaren Feuersbrunſt heimgeſucht worden. Nach Millionen zählte man den Schaden, denn der reichſte Stadttheil mit den vielen ſchönen Bazars ward ein Raub der Flammen. Durch den Nordwind begünſtigt, hatte ſich das Feuer in langen Strömen über die hölzernen Gebäude ergoſſen. Lauter Jammer tönte uns entgegen. Die Häuſer ſtürzen und glimmen immer noch. Geſtern brach neben uns das Feuer aus. Heute ward ein Aufſtand nur mühſam gedämpft. Der Hauptverluſt hatte die Türken betroffen, dafür wollte ſich das Volk an den Franken rächen, und warf Brander in ihre Häuſer. Man iſt keinen Augenblick ſeines Lebens ſicher, und die Gefahr wächſt. Man fürchtet eine Wiederholung der Chriſtenmetzeleien, wie vor etlichen Jahren. Auch jetzt, wie ſchon damals, werden die fanatiſchen Muſelmänner nur noch durch die engliſche Flotte im Zaum gehalten. Sie hat Ordre beim erſten Tumult gleich „auf die Türkei“ zu ſchießen, ſo wird hier nämlich der türkiſche Stadttheil genannt. Sechs Türken ſind als Aufrührer und Brandſtifter erdroſſelt, andere ſollen gehängt werden. Fortwährend hört man Schreckensgeſchrei. Auf den Mauerreſten der ſonſt reich gefüllten Buden ſitzen Türken und Armenier trauernd umher. Einige haben Zelte aufgeſchlagen und beginnen einen kleinen Handel mit den Früchten ihres Gartens, andere bauen ſchon wieder an dem elenden Sparrwerk neuer Häuſer.

Zur Römerzeit wurde Smyrna die ſchönſte Stadt genannt. Jetzt forſchte ich vergebens nach der orientaliſchen Pracht und dem regſamen Gewühl einer berühmten Handelsſtadt. Die Burg war verfallen, der berüchtigte Sklavenmarkt

existirte nicht mehr, und keine einzige Moschee war zu erblicken, die nur einigermaßen das architektonische Interesse erregen konnte. Eng und verwickelt sind die Straßen, die Luft kann nicht hindurchstreichen, daher Smyrna auch fast beständig von der Pest heimgesucht ist. Durch die Stadt wälzt sich ein kothiger Pfuhl, der selbst bei großer Hitze nicht austrocknet. Um aus einer Straße in die andere zu gelangen, muß man oft durch Höfe und Häuser hindurch reiten oder gehen. Die Pest ist auch der Grund, weßhalb in allen Häusern Hof und Treppe von der eigentlichen Hausflur durch vergitterte Thüren geschieden ist. Auf diese Weise kann man mit den Leuten verkehren, ohne in unmittelbare Berührung zu gerathen. Das jetzige Smyrna ist es wahrlich nicht werth, daß Alexander der Große auf dem Pagos unter der Eiche den schönen Traum ihrer Gründung geträumt hat. Trotzdem von allen Seiten hier Schiffe und Karavanen herbeiströmen, bleibt die eigentliche Stadt doch unberührt von dem Verkehr. Ihre Bedeutung liegt gegenwärtig einzig und allein im Transithandel.

Wilkinson, der dänische Generalconsul, empfing uns sehr liebenswürdig auf seinem Landgute in dem nahen Dörfchen Budscha. Unweit Smyrna in einem Bergthal gelegen, ist es zwar den sengenden Sonnenstrahlen vollkommen ausgesetzt, gedeihen auch die Bäume nur kümmerlich auf dem felsigen Boden; allein man kann sich hier ganz von Smyrna und der Pest abschließen. Zu gegenseitiger Freude trafen wir dort liebe Bekannte aus Konstantinopel. Madame Bali war in Gesellschaft vieler hübscher Cousinen eingetroffen, und das Wiedersehn stimmte uns alle zu romantischer Vertraulichkeit.

Je weniger Smyrna uns befriedigte, um so größer ward das Verlangen nach der Trümmerwelt von Ephesos. Bevor wir Asien auf immer verließen, hofften wir dort noch die schönsten und mächtigsten Eindrücke zu empfangen. Koës hatte andere Pläne. Ganz vertieft in sein Studium orientalischer Musik, wollte er direct nach Hydra und Athen schiffen,

wohin ihm unſer muſikaliſcher Freund Belloli ſchon von Konſtantinopel aus entgegen gereiſt war. Vor der Abreiſe mußten wir ihm aber verſprechen, ganz gewiß nicht weiter als bis Epheſos vorzudringen.

Am 20. Juni trat ich mit Bröndſted die Reiſe an. Bei herrlichem Sonnenſchein brach ein lauer Regen durch die Wolken, Himmel und Erde glänzten und flimmerten wie flüſſiges Silber. Wir hatten einen Janitſcharen als Begleiter mitgenommen, denn in Aſien ſind die Türken noch hochmüthiger, brutaler und unfreundlicher, als in der europäiſchen Türkei. Von ihrer viel gerühmten Gaſtfreundſchaft merkten wir nichts, fanden nur überall denſelben düſteren Ernſt und gleiche Abgeſchloſſenheit. Es liegt doch etwas barbariſch Großes in dieſer Verachtung aller Gebräuche und der Denkart Andersgläubiger! — Durch Sedikieu, das gleich Burnabad und Budſcha aus fränkiſchen und griechiſchen Häuſern beſteht, dann über den Bergrücken und weiter in der Ebene fort, gelangten wir am anderen Tage in das Thal des Kayſtros, der toſend über Felsſtücke rauſcht. Im Grunde des Thales lagen die ärmlichen Hütten des Dörfchens Ajasluk. Von grämlichen Menſchen bewohnt, von wenigen ſchlecht bebauten Feldern umgeben, iſt es recht ein Land für Dornen- und Diſtelgeſträuch, das mitunter faſt die Höhe von Roß und Reiter erreicht. Luft und Hitze waren hier ſehr drückend, die Zamparenſchwärme eine wahre Plage, und nur der Blick auf Epheſos ließ uns jede Unbill der Menſchen und der Natur ruhig ertragen.

Eine halbe Stunde von Ajasluk (auf deutſch: ſehr moraſtig) liegen die Ruinen des alten Epheſos, im Bergthal des Prion und Coryſſos gegen die vom Kayſtros durchwäſſerte Ebene hin. Dicht am Fuße des Coryſſos ſahen wir die wenigen Trümmer eines Tempels, die man bis jetzt noch nicht zerſchlagen oder fortgeſchleppt hatte. An Größe wetteiferten ſie mit dem Felſen, von dem ſie entnommen waren. Es ſcheint

mir die schönste und passendste Lage für den Tempel der Diana. Nur hier konnte er liegen, an jeder anderen Stelle wäre er versteckt gewesen. Chändlers Beschreibung vom Dianatempel trifft überein mit den Ruinen und den Terrassen von ungeheuerer Länge, die ich gesehen. Säulen, Kapitäle (fast 6 Fuß hoch), Architrave und Giebelstücke korinthischer Ordnung lagen noch der Reihe nach da, wie sie niedergestürzt waren. Sie sind im großen breiten Stil gearbeitet und gleichen besonders den wenigen Resten des Tempels auf der Burg von Pergamos. Es ist kaum begreiflich, wie man sie herabgeworfen hat. Nur eine so gewaltig zerstörende Kraft wie die des Tamerlan, von der Vorsehung ausgerüstet und über die Welt gejagt, konnte es zu Stande bringen. Kleinliche Zerstörer pickten dann wie Vögel weiter an den zerstreut liegenden Marmorkolossen. Chändler sagt, daß die Säulen in der Sophienkirche aus dem Tempel der Diana von Ephesos nach Konstantinopel gebracht wurden. Zwischen Erderhöhungen sieht man einige Felder und eine gewisse Ordnung in der Lage der Ruinen, es gehört aber eine starke Phantasie dazu, um hier alle die von Chändler angegebenen Straßen zu entdecken. Von dem ungeheueren, in den Prion hineingebauten Theater sind noch die beiden Flügel erhalten, außen von großen Blöcken aufgebaut, innen mit Steingemengsel. Einzelne Fundamente bezeichnen die Scena und die Gradinen. An dem anderen Ende der Tempelruinen laufen die Spuren einer großen Mauer und weiter am Coryssos noch Gewölbe und viele Terrassen, die sich bis hinab zu einem schilfbewachsenen Sumpf verfolgen lassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach muß hier der innere Hafen für die Kähne der Epheser gelegen haben denn das Schilffeld geht wie ein Kanal bis an den Kaystros, und hat in der Mitte einen fischreichen Teich. — Von dem Tempel aus zieht sich eine hohe Mauer aus späterer Zeit durch das Emplacement der Stadt, und zu beiden Seiten des Tempels findet man symmetrische Ruinen zweier großer

antiker Gebäude. Auf den alten Mauern von Marmor ſind Ziegelmauern aufgeführt. Neben dem Gebäude links liegen zwei ungeheuere Granitſäulen; hier kann man auch die Treppe verfolgen, welche halb verſchüttet durch einen engen Gang zur Quelle hinabführt. Das Gebäude an dem Schilffelde wird von einigen Reiſenden für den eigentlichen Tempel der Diana ausgegeben, was ich nicht richtig finden kann.

Zwiſchen dem Prion und der Stadt, von Nordweſt nach Südoſt, liegt das große Stadium. Zum Theil iſt es an den Berg gelehnt, zum Theil umgeben von uralten Mauern und Gewölben ſpäterer Zeit, die auf einer Terraſſe ſtehen, und faſt bis an die Zinnen wohlerhalten ſind. Auf der Höhe des Stadium fanden wir eine zerbrochene Säule von prächtigem Giallo antico. An der Bergſeite ſtand neben den Mauern ein aus weißen Marmorblöcken und zerſtückten lateiniſchen Inſchriften zuſammengeſetztes Thor. Wenn man von Ajasluk kommt, machen dieſe Gewölbe und Ruinen einen überaus großartigen Eindruck.

Auf den Hügeln gegenüber dem Stadium ſind noch viele Tempeltrümmer, Spuren und Reſte von Gebäuden und mitten unter all' der Zerſtörung das friedliche Bild eines von blühendem Geſträuch umgebenen Teiches. Über die ganze Höhe des Prion erſtreckt ſich die aus ſehr alten Marmorblöcken errichtete Stadtmauer. Sie fällt ſteil ab gegen einen Abgrund, der ſich als enge Bergſpalte fortſetzt. Die ſchwindelnde Tiefe mit ihren wilden Felspartieen iſt wahrhaft grauſenerregend. An den Säulenſtücken, Architraven u. ſ. w. ſieht man ganz deutlich, daß der Prion bis zur Stadtmauer hin bebaut war. In der Schlucht, die den Berg in zwei Hälften theilt, zeigte man die von einem Schäfer entdeckten Marmorgruben. Er ward von den dankbaren Epheſern zu Reichthum und Götterehre erhoben. Unweit davon liegt die Höhle der Siebenſchläfer, zu der auch Türken wallfahren, weil der Koran ihrer erwähnt. Weiterhin ſahen wir das angebliche Grab Johannes des Evan-

geliſten, und eine kleine Kapelle, welche unendlich rührend an die Zeit der erſten Chriſten erinnert. Eigentlich beſtand ſie nur aus der drei Fuß hohen Umfriedigung, und dem von rohen Steinen zuſammengehäuften Eingang. Ein großer Steinblock diente als Altar, drei aneinander gelehnte Steine ſchützten die brennenden Kerzen vor dem Windhauch. Brandſtellen und zu kleinen Lauben gebogene Büſche bewieſen, daß ſich hier immer noch andächtige Menſchen zum Gebet verſammeln. Als ich ſpäter die Ruinen von Epheſos mit dem Thal des Kayſtros zeichnete, ging ein Prieſter an mir vorüber. Er kam aus dem fernen Dorfe und wollte in der kleinen Kapelle Meſſe leſen.

Einſam und verödet ſind die Ruinen von Epheſos. Nur im Frühling und Herbſt kommen Leute aus den benachbarten griechiſchen Dörfern, um die zwiſchen den Trümmern liegenden Felder zu bearbeiten oder abzuernten. Auf unſerer Rückkehr blieben wir eine Nacht in Jenikieu, am Fuße des Gebirges. Freundliche Menſchen und erfriſchende Luft ſtimmten uns fröhlich. Ungeſtört zeichnete ich die kühnen Berglinien, die grünende Ebene und die hochgelegene Burg von Jenikieu. Der Abend zauberte ſo ſchöne Tinten darüber hin, daß ich faſt verzweifeln wollte, weil Claude Lorrains genialer Pinſel mir nicht zu Gebote ſtand. Bröndſted war indeß auf die Burg geſtiegen und brachte intereſſante Inſchriften mit.

Kaum waren wir wieder etliche Tage in Smyrna, als mich plötzlich ein Lungenkrampf ergriff. Der letzte Reſt von Luft und Leben drohte jeden Augenblick meiner Bruſt zu entweichen. Zum Glück war der Arzt einer engliſchen Fregatte gleich zur Stelle, um mir eine Ader zu öffnen. Sechs Tage blieb ich in Lebensgefahr, ängſtlich nach Luft röchelnd. Kein Mittel wollte helfen, obgleich noch zwei andere Ärzte mich behandelten, ein Franzoſe und ein braver Deutſcher (Zimmermann aus Riga). Ich konnte weder liegen noch ſchlafen, konnte nur ſitzen und meinen Kopf an die Bruſt des treuen Dimitri ſtützen, der mich Tag und Nacht ſorglich pflegte. Alles

Blut hatte ſich mir zum Herzen gedrängt. Ich dachte an meine geliebte Mutter, an den Tod, an Gott. Der Aderlaß half nicht, aber Blutegel thaten endlich die erwünſchte Wirkung. Ermattet ſank ich in halbwachen Schlummer, und wie ein tröſtendes Gefühl kam Lebenshoffnung dunkel über mich. Da erlöſte ein belebender Athemzug die bedrängte Bruſt. Als ich mich aufrichtete, ſchien es mir faſt unglaublich, daß ich noch lebte. Ein tiefes Dankgefühl, ein ſtiller, ahnender Glaube zog durch meine Seele.

Indeß war auch Bröndſted an gefährlichem Fieber erkrankt. Wilkinſon und Madame Bali hatten ſich unſerer ſo herzlich und theilnehmend angenommen, wie lang bewährte Freunde. Die gewaltige Hitze in der Stadt hinderte unſere Geneſung, und obgleich matt zum Umſinken, ließen wir uns doch langſam auf Eſeln nach Budſcha bringen. Dort bezogen wir ein hübſches hochgelegenes Häuschen, das von allen Seiten der Luft ausgeſetzt war. Budſcha iſt von lieblichen Thälern umgeben. Pinien, Kaſtanien- und Nußbäume wachſen auf den Hügeln, und eine ſchöne Cypreſſenallee zog ſich von unſerer Behauſung zu einer Mühle hin. Hier glich alles mehr einem fränkiſchen, als griechiſchen Dorfe. — Bald hatte uns auch die erquickende Bergluft ſo weit hergeſtellt, daß wir bei Sonnen- auf- und -untergang in der nächſten Umgebung kurze Spaziergänge unternehmen konnten. In den heißen Tagen ſaß ich am Homer und meinen Zeichnungen, Bröndſted las im Sophokles, und ſo wuchſen allmählich unſere Lebenskräfte wieder zu normalem Stande heran.

Eines Abends, ich hatte mich kaum zu Bette gelegt und war ſorglos eingeſchlummert, da fühlte ich mich plötzlich im Bette hin und her gerollt. Ich fuhr auf, um zu ſehen, wer mich weckte — niemand war da — allein über mir bewegte ſich das Dach, krachte und knackte zwei Mal zuſammen. Ein ſchauerliches Gefühl, wie nach einem eben verſchwundenen Geſpenſt, überkam mich. Ich ſtürzte aus dem Zimmer; Bröndſted

ſaß ebenſo voll Entſetzen am Nachttiſch. Die Wirthsleute rannten aus dem Hauſe hervor. — Das Erdbeben war vorüber, aber die ſchreckhafte Erwartung neuer und heftigerer Stöße dauerte noch mehrere Stunden fort. Schauerlich iſt es, wenn die liebe Mutter Erde, die ſonſt ihre Kinder immer ſicher und feſt im Schooße hält, Donner und Blitz, alle Veränderungen der Jahreszeiten und die furchtbarſten Wirkungen der Elemente ruhig über ſich ergehen läßt, jetzt ſelbſt zu wanken beginnt, wir feindlich vor ihr fliehen, und doch nicht entfliehen können!

Endlich geſtattete der Arzt unſere Abreiſe, und es galt jetzt ſich nach paſſender Schiffsgelegenheit umzuſehen. Von Budſchas Bergen ritten wir deßhalb zu kurzem Aufenthalt nach Smyrna. Über Nacht an dem ungeſunden Ort zu bleiben war uns verboten, und ſo gallopirten wir weiter nach Burnabad, um auch dieſes von den Franzoſen ſo viel gerühmte und bevorzugte Thal kennen zu lernen. Auf dem Wege dahin überſchreitet man den Meles. An ſeinen Ufern, ſo erzählt die Sage, iſt Homer geboren und deßhalb von ſeiner Mutter Meleſigenes genannt. Auf der berühmten Karavanenbrücke, die Smyrnas Handelsverkehr mit Kleinaſien vermittelt, ſieht man zu jeder Tageszeit ein bunt bewegtes Bild. Türken in farbigen Gewändern, Weiber mit fliegenden Schleiern, Franken hoch zu Roß geben der ſchön belaubten Landſchaft noch größeren Reiz. Von der Karavanenbrücke führte die Straße durch einen dunklen Cypreſſenwald, zwiſchen den Grabſtätten der Türken hin; unweit davon iſt dicht an der Straße um eine herrliche Platane der türkiſche Betplatz aufgemauert. Aus dem felſigen Boden ſprudelt ein klarer Quell und ſammelt ſich zu einem großen Baſſin, das unter dem Namen Bad der Diana bekannt iſt. Wir ließen unſere Eſel im Waſſer ſtehn und ruhten im Platanen-Schatten. Vor uns lagen Burnabads blaue Berge, zogen Kameelkaravanen in langen Reihen ſtill und melancholiſch ihres Weges. Schon

die Gangart dieſer Thiere deutet auf viele Meilen und ferne Länder. Mit vorgeſtrecktem Halſe haſchten ſie nach den Blüthen und Blättern wilder Myrthen zu beiden Seiten der Straße, und nur zu bald gewannen die ſchönen Sträucher das Anſehn nach franzöſiſchem Geſchmack geſchorener Hecken.

Zwei Tage blieben wir in Burnabad, doch auch hier war die Hitze faſt unerträglich. Beim Untergang der Sonne zog ſich ein bläulich rother Nebel am Horizonte hin, und der Mond glühte wie eine Kohle, bevor er in das Meer tauchte und verlöſchte. Burnabad wird von den Türken noch heutigen Tages das alte Smyrna genannt. Viele Säulenſtücke, Inſchriften u. ſ. w. liegen umher oder ſind zu Gräbern zuſammengeſtellt. — Durch die Ebene geht der Weg nach Magneſia, in deſſen Nähe ſchon ſeit einem Monat die Peſt arg wüthet; niemand kümmert ſich darum. Gegen ſolche Schrecken ſcheint man hier vollkommen abgehärtet zu ſein, denn auch die ſchönen Damen von Burnabad gehen mit der größten Ruhe dicht an den Karavanen vorüber, die geradeswegs vom Ort der Seuche kommen.

Nachdem auf griechiſche Weiſe gehandelt und ſchriftlich contrahirt worden, mietheten wir ein Tricheriſches Schiff, das uns nach Negroponte bringen ſollte. Zwar ſegelten die kleinen Martegos täglich durch den Archipelagos nach Hydra und Athen, allein um der Seeräuber willen wagten wir es nicht uns ihnen anzuvertrauen. Unter den herzlichſten Segenswünſchen raſch erworbener Freunde gingen wir um Mitternacht des 22. Auguſt an Bord des Schiffes. In nächtlicher Finſterniß war Smyrna gar bald unſeren Augen entſchwunden.

Elftes Kapitel.

Rückkehr nach Griechenland.

(1811.)

Obgleich zu Unfällen jeglicher Art Gefahr genug vorhanden, konnten die Freunde dieſes Mal ihre Reiſe ohne beſondere Abenteuer zurücklegen. Am 29. Aug. landeten ſie wohlbehalten in Tricheri und wurden jubelnd vom Conſul Gropius begrüßt. Er brachte ihnen wichtige Nachrichten von den übrigen Gefährten.

Bald nach Stackelbergs Abreiſe aus Athen, ſo erzählte Gropius, hatten auch Haller, Cockerell, Linkh und Foſter die Stadt verlaſſen und ſich nach Aegina eingeſchifft, um dort im Tempel der Minerva zu graben. Der Erfolg überſtieg alles Erwarten. In größeren und kleineren Fragmenten wurden von den beiden Giebelfeldern allmählich 15 Statuen aufgefunden. Es ſind die ſogenannten „Aegineten", jetzt eine Hauptzierde der Münchener Glyptothek. Unſere Künſtler zahlten der Stadt Aegina die verlangten 1000 levantiniſchen Piaſter, und brachten ihre rechtmäßig erworbenen Marmorgebilde ſofort nach Athen. Dort erregten ſie unter den Kunſtverſtändigen das größte Aufſehn, denn ſeit einem Jahrhundert ward kaum etwas Schöneres entdeckt. Da man be-

fürchten mußte, wegen des Beſitzes mit den Türken in Colliſion zu kommen, ſchaffte Gropius die Kunſtſchätze in aller Stille und mühevoller Umſtändlichkeit zum Golf von Germano und dann weiter nach Zante, wo ſie einſtweilen aufgeſtellt waren. Hier wollte man ſie an den Meiſtbietenden verſteigern. Die betreffenden Anzeigen waren bereits nach aller Herren Länder verſandt.

Koës hatte Belloli und die glücklichen Beſitzer der „Aegineten" in Zante getroffen, ſie aber nach kurzem Aufenhalt wieder verlaſſen, um noch vor ſeiner Rückkehr in das Vaterland den Peloponnes zu bereiſen. An einem beſtimmten Tage ſollten Haller, Cockerell, Linkh und Soſter zum letzten Mal vor der langen Trennung ſich noch bei den Ruinen des Apollotempels von Phigalia mit Koës zuſammenfinden. Nach wohlgeordnetem Geſchäft waren ſie auch von Zante abgeſegelt und durch Arkadien zum Tempel von Phigalia hinaufgezogen. Koës hatten ſie verfehlt. Er war ſchon Tages vorher bei den Ruinen geweſen und ohne die Freunde abzuwarten weiter über Elis nach Zante zurückgereiſt. An leicht ſichtbarer Stelle hatte er die Karte vom alten Griechenland aufgehängt und ſie mit ſeinem letzten Lebewohl Haller als Andenken hinterlaſſen.

In der Nähe des rieſigen Trümmerhaufens wurden nun Zelte aufgeſchlagen und mit großem Eifer die nähere Unterſuchung begonnen. Um aus der Verwirrung der Steinmaſſen die Ordnung und Conſtruction des Gebäudes aufzufinden, mußten Geſtalt und Maß jedes Werkſtücks genau erwogen und betrachtet werden. Durch ein aufgeſcheuchtes Thier wurden die Architekten dabei zufälliger Weiſe auf eine Lücke zwiſchen den Steinen aufmerkſam gemacht. Durch Hinwegräumung einiger Blöcke gelang es ihnen tiefer hinab zu ſchauen, und ihr forſchender Blick traf — ein Marmorrelief! Der entſprungene Fuchs hatte ſich auf der Darſtellung eines von Centauren verfolgten Lapithen ſein friedliches Lager be-

reitet[1]). So mußte das listige Geschöpf, welches einst dem Aristomenes im Messenischen Kriege zur Befreiung aus dem Gefängnisse verhalf[2]), hier nun denselben Dienst den Amazonen- und Centaurenkämpfen leisten. Aus der Vollständigkeit des Gebäudes im Allgemeinen und der seit dem Sturz offenbar unveränderten Lage der Steinmassen folgerten die Künstler, daß dieses eine Stück ihnen die Entdeckung des ganzen Frieses verkündete. Mit großer Mühe und nicht ohne Gefahr zwängte sich Haller in die Lücke hinein und machte eine Zeichnung von dem werthvollen Relief. Man beschloß mit der Ausgrabung unverzüglich zu beginnen; allein der Kadi von Sanari, welcher dort zu befehlen hatte, versagte nicht nur die Erlaubniß zum Graben, sondern verbot auch jegliche architektonische Untersuchung. — Im Gebirge kehrt der Winter früh ein und die Zeit drängte. Zwar unverrichteter Sache, aber mit hoffnungsvollen Plänen für das nächste Jahr hatten die Künstler das arkadische Land verlassen.

Man kann sich den Jubel und die Aufregung denken, mit der Stackelberg und Bröndsted diesen Bericht vernahmen. Beide schrieben sogleich an ihre Familien, damit bei der Concurrenz um die Aegineten sowohl Rußland wie auch Dänemark würdig vertreten wären.

Im fröhlichen Verein mit dem liebenswürdigen Gropius wurden einige Tage in Tricheri verbracht, „wo Sinn und Gefühl einander wie fliegende Pfeile begegneten", dann unternahmen die unermüdlichen Reisenden einen neuen Ausflug. Es sollte in Thessalien das wunderschöne Thal von Tempe besucht werden.

Volo Jolkos, wo einst der Argonautenzug in See stach, ward im leichten Kahn bald erreicht; dann ging es zu Pferde weiter über Berg und Ebene nach Lariſſa. Matt von der

[1]) In Stackelbergs Werk „vom Apollotempel" ist diese Platte besonders bezeichnet.

[2]) Paus. IV, 18.

Hitze, ſagt Stackelberg, ritten wir in die unabſehbare Ebene hinab. Der Olymp, der Oſſa, wurden durch Nebel ſichtbar. Am Fuße des letzteren zeigte ſich ein Fluß, und an ſeinem Ufer ein großer Tumulus. Nur in dieſer Gegend von Griechenland findet man noch häufig ſolche Grabhügel. Die Sonne ſank, der Mond ſchien mit vollem Licht und machte aus der Nacht einen kühlen Tag. Wir zogen dem Zeichen des Arktur gerade entgegen. Unſer Janitſchar trat unter ein Blätterdach, breitete ſeinen Teppich aus, nahm den Waſſerkrug, den er um der vorgeſchriebenen Waſchungen willen immer mit ſich führte, und gegen den Mond gewandt, warf er ſich betend zur Erde nieder. Gern wäre ich ſeinem Beiſpiel gefolgt und hätte gleich ihm den geweihten Boden mit der Stirn berührt. Es giebt doch kein ſchöneres Land, als das der Griechen. Mais- und Getreidefelder wechſelten mit Moraſt und Weidenbüſchen. Leiſe erklang die zitternde Luft von zirpenden Heimchen. Als wäre ich hingeriſſen vom ſauſenden Tanz und ſchallender Muſik unſichtbar ſchwebender Mänaden, ſo ſpornte ich mein Pferd mit jugendlicher Luſt und flog im hellen Mondenſchein den Anderen voran in das Nachtquartier.

Je mehr man ſich Lariſſa (türkiſch: Jeniſcher) näherte, um ſo üppiger ward die Natur, um ſo gigantiſcher die Form der Gebirge. Starr und ernſt, wie die uralte Zeit, blickten ſie in magiſcher Wirkung herüber zu uns. Mit der aufgehenden Sonne zeigte ſich allmählich die ganze Pracht der vom Oſſa, Olymp und Pelion umgrenzten Ebene. Noch ragte der Jupiterſitz frei in die Luft, aber mit der Sonne erhob ſich auch leichtes Gewölk, verhüllte den Gipfel und wuchs zu immer gewaltigeren Bildungen gewitterſchwerer Wolken heran. Rollender Donner und ſtrömender Regen erfriſchte die dürſtende Erde. Seit Anfang Mai waren wir an blauen, ewig heiteren Himmel gewöhnt, es war jetzt Anfang September und der erſte Regen, den wir erlebten. Stolz wie ein kleines Stambul lag Lariſſa mit ſeinen Strahlenthürmen vor uns. Von dieſer

Seite ſchien mir der Oſſa noch auffallender, noch intereſſanter. Ich ſtieg ab und zeichnete ihn im Schatten meines Pferdes. Ein Schäfer ſah mir zu, wollte wiſſen, woher ich käme und ob ich es denn auch wirklich leſen könnte, was ich da hinſchriebe. Auf der Höhe der Stadt, im Bosnak-Chan, logirten wir uns ein. Von hier aus überſah man vollſtändig die grandioſen Gebirge des Oſſa und Olymp, ſowie den Lauf des Peneios (Salambria), der ſich zwiſchen ihnen hindurch Bahn bricht. Vor der Schlacht von Pharſalos war Lariſſa Julius Cäſars Waffenplatz. — Zur Feier des herannahenden Ramazan umgab eine doppelte Lampenreihe alle Minarets. Gegen den dunklen Himmelsgrund glänzten ſie über den Strahlenthürmen wie ein ſchwebender Kranz glühender Roſen.

Während man ſich in Aſien nur heiterer Tage erfreute, war ein furchtbares Gewitter über Lariſſa hingezogen. Die angeſchwollenen Waldbäche hatten ſich von den niederen Bergen über die ganze Stadt ergoſſen und 4000 Häuſer in ihrem unhemmbaren Lauf mit fortgeriſſen. Die Straßen waren zu Kanälen geworden, die Gärten mit ihren Fruchtbäumen ſtanden unter Waſſer. Am Wege lagen mit Lehm und Schutt vermengte Haufen zuſammengeſtürzter Bretter und Balken. Die armen Leute gruben und fiſchten hier nach ihren verlorenen Gütern. Bei unſerem Gange durch den zerſtörten Theil der Stadt erhoben die Weiber ein drohendes Klagegeſchrei und jammerten: „Ach! wenn ſchon Franken zu uns kommen, dann wird die ganze Stadt untergehen!“ Wir wären unfehlbar von der wüthenden Rotte mißhandelt worden, wenn der Janitſchar uns nicht durch eine Nothlüge geſchützt hätte. Er nannte uns Abgeſandte des Sultans, die gekommen wären, um der Noth abzuhelfen. „Denn“, ſagte er vertrauensvoll zu mir, „ich unterſcheide drei Dinge: dem Franken gab Gott Verſtand, Erfindung und Gewerbfleiß, dem Türken Genuß und Herrſchaft, uns Griechen aber gab er die Liſt!“

Ein Empfehlungsbrief von Gropius verſchaffte uns die

Bekanntſchaft des Demetrio Apoſtolopulo, dem Secretär von Veli Paſcha. Unter ſeinem liebenswürdigen Schutz konnte Bröndſted in den Gottesäckern die Inſchriften abſchreiben, konnte ich überall zeichnen. Hier wird man nicht allein von den Kindern geſchimpft, ſondern von den fanatiſchen Moslems ſogar mit Piſtole und Meſſer bedroht. Übrigens weilten wir nicht lange in Lariſſa, denn es zog uns mit geſpannter Erwartung zu dem ſchönen Thal, das ſeines Gleichen kaum mehr findet. In großartig feſſelnder Landſchaft ritten wir auf der antiken Landſtraße, die von Theſſalien nach Macedonien führt. Wachthäuschen, aus Laub und Pfählen erbaut, ſtanden zwiſchen fruchtbaren Weingeländen auf antiken Grabhügeln. Türken lagerten mit Weib und Kind neben ihren Zelten oder liefen bettelnd unſerem Zuge nach. Anfangs führte uns der Weg durch Haine und Fruchtgärten an ſchön bewaldeten Hügeln vorüber. Man blickte in reizende von Geſträuch und Bäumen durchzogene Thäler, aus denen der Peneios breitſtrömend hervorrauſchte, verſchwand und wieder erſchien, bis er ſich in unzähligen Windungen mit ſeinen Platanenufern hinter einem Walde verlor. Am Fuße der Berge lagen türkiſche Dörfer. Ihre Moſcheen und Thürme glänzten aus dem dunklen Laub hervor. Allmählich rückten die blauen Gipfel des Oſſa und Olymp näher zuſammen, niedere Berge legten ſich vor das Thal und ſchloſſen es gegen die Ebene. Nun ging es über Steingeröll und zerriſſene Wieſen zu dem aus zwei mächtig breiten Felſen gebildeten Thor, welches der geſpannten Erwartung das anderthalb Stunden lange Felſenthal öffnet. So grandioſe Felſenmaſſen, welche drohend die ernſte Nähe der Götter ahnen laſſen, ſahen wir nicht in der Schweiz, die doch noch höhere Felſen hat. Allein Form und Verhältniſſe wirken und nicht die unermeßliche Größe. Die Berge drängen ſich an den Strom und überraſchen bei jeder neuen Wendung durch immer neuen maleriſchen Bruch ſonderbarſter Geſtaltung. Die Ufer des Stromes waren von dichten Waldungen aller Art in wildeſter Verwirrung um-

geben. Blühender Oleander, gelber Jasmin, Agnus castus, Therebinthen, Rosmarin und Myrthen erfüllten das Thal mit lieblichem Wohlgeruch. Oliven, Eschen, Lorbeer und Platanen neigten ihre Zweige tief herab, als dürsteten sie nach dem heiligen Trank des Flusses. In ihrem kühlen Schatten zog, von Vogelsang begrüßt, von Blumenduft umweht, der Schiffer seines Weges.

Zwischen Cypressengruppen, fruchttragenden Pinien, Granat- und Mandelpflanzungen sahen wir bald zu unserer Linken die Häuser und Moscheen des türkischen Dörfchens Babà. Durch Platanenstämme leuchtete in silbernen Streifen das glitzernde Wasser, muntere Dorfknaben führten die Pferde zur Tränke. Bei seinen vielfachen Windungen bildet der Peneios hier auch bewaldete Inseln, und ein schöner Platanenwald zog sich am Ufer hin. Es war der Wakuff oder geheiligte Hain einer Moschee, die an der Straße stand. Kein Bäumchen, kein Zweig darf in diesem gesegneten Walde beschädigt werden, und durch ihn ist die Moschee ein weitberühmter, vielbesuchter Ort geworden. Alljährlich wallfahren viele Leute hierher, und gleich den Lektisternien der Alten opfern sie große Schüsseln mit Pillav, die sie auf den Rasen umher stellen. Violine, Flöte und Trommel fehlen nicht zum Tanz, und fröhlicher Jubel schallt durch die Luft.

Wohl sahen wir Ambelakia auf des Ossa Höhe; allein es ward beschlossen, jetzt ohne Aufenthalt durch das Thal zu ziehen und erst bei der Rückkunft im Städtchen einzukehren. Auf hohen Felshäuptern stand hier eine Veste des Mittelalters, dort eine schroff aufsteigende perpendikuläre Wand, auf deren höchstem Rande sich mächtige Blöcke wie zum Thore formten. Weiterhin lag die kleine Kapelle dicht bei der tiefen Höhle am Olymp. Wer den Lorbeer gesehen, der hier gedeiht, erräth sogleich, daß es die Grotte der Daphne, des Peneios Tochter, ist. Vor alter Zeit lieferte die schöne Waldung dieser Gegend das Material zum Bau des ersten Pythischen Tempels und ward alle neun Jahre in heiligen Sendungen

nach Delphi gebracht. Gegen die Mitte der Tempeiſchen Schlucht wurden die Berge in Form und Linie immer großartiger und wechſelvoller. Dunkles Geſtrüpp wuchs zwiſchen dem kahlen Geſtein, und tief unten wurden die Stämme der aufſtrebenden Bäume ſchon von den Wellen beſpült. Denn nur der Peneios trennte noch den Oſſa vom Olymp. An der Bergſeite des Oſſa haben die Alten ſtufenartig eine Straße in das Geſtein gebrochen und mit feſter Schutzwehr verſehen, um Menſch und Thier vor dem Gleiten zu bewahren. Mühſam zieht man im Dämmerlicht der Felsſchatten über ſchwindelnde Abgründe bergauf, bergab durch die kühle Schlucht. Es iſt der Engpaß des Thales, die heilige Gegend des Peneios und die ſchönſte Baſis des Olympos.

Plötzlich treten die Gebirge auseinander, die Ebene am Aegäiſchen Meer iſt mit Gebüſch und Grün reich durchzogen, der Peneios wird breiter, wogt ſtolz und ruhig dem Meere zu, und eine lange Felswand am Olymp begleitet ſeinen Lauf. Man ſieht den Thermäiſchen Meerbuſen und im Rückblick auf das Thal die Höhen und Schluchten des Oſſa, die Vorberge des Olymp. An manchen Stellen war die Straße mit breiten Marmorquadern gepflaſtert und neigte ſich gegen den Ausgang allmählich bergab. Eine halbe Stunde weiter wölbte ſich noch vor wenigen Wochen eine prachtvolle Brücke über den reißenden Strom. Bei der letzten großen Waſſerfluth ſind faſt alle die Pfeiler zuſammengeſtürzt. Im Bewußtſein ſeiner Kraft fließt der Peneios jetzt ruhig durch die Trümmer hin. Dieſe Brücke war unſtreitig die ſchönſte in der ganzen Levante und bildete den vielbeſuchten Übergang von Theſſalonich nach Konſtantinopel. Räuber, die auf dem Olymp ihre Schlupfwinkel hatten, lauerten hier vor Zeiten auf die Vorüberziehenden. Das Wehklagen der Landleute drang endlich auch bis zu Muchtar Paſcha und er ließ den Brückenkopf durch ein befeſtigtes Thor ſperren. Jetzt wird das reiſende Volk nicht mehr von den Räubern beunruhigt, denn ſie ſind vor den Albaneſen, die hier Sitz und

Stimme haben, in andere Gegenden geflohen. Der Olymp ist den helleniſchen Göttern wieder freigegeben!

Es war tiefe Nacht, als wir in dem elenden Dörfchen Lapſuchori anlangten. Anfangs hielten uns die Albaneſen für Diebe und Schelme und wollten ihre Häuſer nicht öffnen; wie ſie ſich aber eines Beſſeren überzeugten, nahmen ſie uns ſehr gaſtfreundlich auf. So ſaßen wir denn recht gemüthlich am Feuerheerde. Hahn und Huhn, Ochs und Eſel ruhten traulich bei einander. Durch alle die geſchaute Herrlichkeit waren wir in gehobener Stimmung, freuten uns auf den anderen Morgen und die Rückkehr durch das Thal. Unſer Blick konnte dann mit mehr Ruhe auf der gigantiſchen Schönheit verweilen. Von Lapſuchori hatten wir einen Albaneſen mitgenommen, damit er die Neugierigen fern hielt, wenn ich zeichnete. Allein er langweilte ſich fürchterlich und fragte fortwährend: „Was macht der Mann? Er hext. Er ſchreibt ohne Tinte. Kann er ſe denn leſen?“

Langſam und immer wieder zögernd zogen wir durch das Thal. Als ich die Schlucht mit ihren himmelanſteigenden Felſen zeichnete, da ſah ich mit Schmerz, daß mein Bild die großen Formen wohl wiedergab, ihnen aber nicht den Zauber des Lichtes und der Farbe einhauchen konnte. Solche Naturſchönheit auf zwei Bogen Papier zu bringen iſt faſt ein Frevel! Unbefriedigt eilte ich weiter, aber bei jedem Schritt wurde mein Auge fortgezogen; ich hielt an, zeichnete wieder und immer wieder. Aus dem Thal Tempe könnte man eine große Sammlung von Anſichten machen, und hätte doch nicht alles dargeſtellt, was die Natur in ihrer freien unbeſchränkten Gewalt hier dem Künſtler darbietet. Wie gerne wäre ich noch länger ſitzen geblieben am Rande des Waldes, der, wie mit einem Federſtrich erfunden, ſich am Fuße des Olymp in der Thalſchlucht hinzieht, und plötzlich vom Peneios gehemmt wird, der rauſchend hervorſpringt, ſich um das Vorland ſchwingt und dann weiter fortſtrömt.

An Babà vorüber ging es den Oſſa mühſam hinauf nach Ambelakia, einem ſtadtähnlichen griechiſchen Dorfe. Waldſtröme hatten dort in jüngſter Zeit große Verheerungen angerichtet. Viele der Weinberge, deren rother Wein dem Städtchen den antiken Namen gegeben, waren weggeſchwemmt, zerriſſene Wände von Gebäuden hingen an tiefen Abgründen. Als wir bei den reinlichen Häuſern vorübergingen, riefen ſchöne junge Mädchen mit edlen Zügen uns ein fröhliches: «Ores kalès!» entgegen. Im Chan wurden wir zu unſerm größten Erſtaunen von mehreren Männern geläufig deutſch angeredet. Wie lieblich klang die Mutterſprache auf des Oſſa Höhe. Die Bewohner von Ambelakia ſind zum größten Theil Kaufleute, die nach Deutſchland und anderen Ländern mit rothem Wollgarn und Zeugen Handel treiben. Manche von ihnen haben in Wien ſtudiert, mitunter auch europäiſche Tracht angenommen, erzählen gern von ſteinernen Häuſern und freieren Verhältniſſen. Um ſo größer iſt ihre Entrüſtung über die Ungerechtigkeit und den Despotismus der Albaneſen, welche hier im Namen des Ali Paſcha von Janina Tribut einfordern und die Tyrannen ſpielen. Dennoch führt ſie ihre Anhänglichkeit an die bergige Heimath und wohl auch der reiche Gewinn immer wieder nach Ambelakia zurück.

Wir ſtiegen den Oſſa noch höher hinan, bis ich das Thal mit den Windungen der Berge vollſtändig überſah und aus der Vogelperſpective zu zeichnen verſuchte. Ich fühlte mich wie an der Schwelle des Olymp und konnte die Unermeßlichkeit ſeiner Götterwelt mir jetzt landſchaftlich rechtfertigen. Dieſe Ausſicht gab eine gewaltige Idee vom Olymp. Die ungeheuren Maſſen, welche ich in der Schlucht für unerreichbar hielt, waren jetzt ganz unſcheinbar, und die ferne Meereslinie zog ruhig drüber hin. Das vielgipflige Gebirge, an deſſen Felſenſpitzen die Wolken ſtreifen, ſind nur die Vorberge, die weitgeſtreckten Füße des Olymp, von denen ſeine breite Bergmaſſe, mit allen Wohnungen der Götter auf den hundert Gipfeln, ſich

erſt über den Wolken zu erheben beginnt. Unſeren Augen blieben ſie auch von jener Höhe unſichtbar. Aus den Fenſtern des hochgelegenen Chan in Lariſſa ſah ich ſpäter, zwar nur wenige Augenblicke, die Gipfel des Olymp überraſchend klar hervortreten. Selten ſind ſie ganz frei von Gewölk, denn die bewachenden Horen ſchließen ſorgſam mit goldenen Wolken die Thore des Olymp und öffnen ſie nur, wenn ein Gott aus ihnen hervorgeht.

Unſere Rückkehr nach Tricheri ſollte zu Lande unternommen werden. Der Weg führte durch Theſſaliens fruchtbares Korn- und Wieſenland nach Pharſalos mit ſeiner alten Burg und ihren Quadertrümmern, über die hiſtoriſche Ebene, in der Cäſar dem Pompejus die Schlacht geboten, dann weiter im Reben durchzogenen Thal, am Caſtel von Volo vorüber, den Pelion hinan. Dieſes hohe Waldgebirge, im Alterthum durch ſeine Heilkräuter vielfach bekannt, zieht ſich der Oſtküſte von Theſſalien entlang und vereinigt ſich bei der Mündung des Peneios mit der ſteilen Kegelſpitze des Oſſa. Die dichteriſche Mythe läßt Titanen im Kampf mit Göttern den Oſſa auf den Pelion thürmen, um den Olymp zu erſteigen. In dieſem Lande kann auch die Phantaſie nur titanenhafte Bilder ſchaffen. Prächtige Felſen ſchloſſen allmählich die grünbewachſene Bergſchlucht. Luftig und bleich, wie im Traum, ſchwand auch die ferne Ausſicht auf Tricheri, wo Gropius unſerer harrte. Immer ſteiler wurden die Pfade hinauf nach Makrinitza. Gleich Schwalbenneſtern hängen die Häuſer dieſes Dorfes übereinander an den felſigen Höhen. In ermüdendem Zickzack muß man ſich um jedes einzelne Thürmchen herumwinden, bis mit dem letzten Hauſe auch des Berges Spitze erreicht iſt. Hier ſowohl als auch in Tricheri beſtehen die Wohngebäude nur aus einem Thurm mit vorſpringenden Erkern und Balkonen. Der obere Stock dient zum Aufenthalt für die Familie.

Bei Stamuli Janaki, dem griechiſchen Archonten, ward

eingekehrt. Kaum hörte man im Dorfe von unſerer Ankunft, als auch ſchon die übrigen Archonten herbeieilten, den Empfehlungsbrief von Gropius laſen und uns mit dem landesüblichen ſinnbildlichen Gruß, einer Bewegung der Hand zum Herzen bewillkommneten. Es waren lauter gutmüthige herngrobe Leute, die ſich frei und zwanglos benahmen und nichts vom kriechenden Weſen der übrigen Griechen angenommen hatten. Hier, wo das Volk größere Freiheit genießt, gewinnt ihr Charakter an Ehrenhaftigkeit und die Phyſiognomien weiſen edlere Züge. Wir ſahen auch Frauen mit glänzend ſchwarzem Haar und munteren rothwangigen Angeſichtern, in denen das berühmte griechiſche Profil oft zum Erſtaunen ſchön hervortrat. Wenn ſie mit ihren Gefäßen zum Brunnen gingen, dieſe mit zierlicher Bewegung bald auf dem Kopf, bald auf der Schulter oder im Arme trugen, dann erneuten ſich in der Gegenwart die Bilder der Vorzeit. Zum Nachtmahl führte man uns in den oberen Stock, wo wir dreizehn Perſonen um eine levantiniſche Blechplatte ſaßen, alle aus einem Glaſe tranken, uns vor und nach der Mahlzeit die Hände wuſchen, und eine Menge Speiſen aufgetiſcht wurden. Unſere Betten waren in fränkiſcher Weiſe auf dem Divan ausgebreitet, die niedrigen Fenſter des behaglichen Gemaches mit feinem Hausgeſchirr geſchmückt. Am anderen Morgen ward die Reiſe fortgeſetzt und den Pelion immer höher hinaufgeritten, durch alle die freien freundlichen Dörfer, die an den ſteilen Felſen hängen. Sämmtliche Ortſchaften ſind das Eigenthum einer Sultanin. Der im Caſtro von Volo reſidirende Woiwode empfängt zwar den jährlichen Tribut, die griechiſchen Archonten verwalten aber Land und Recht ganz ſelbſtſtändig und unumſchränkt.

In brennender Sonnenhitze ging es nun die Schluchten hinauf und hinab; bald hoch erhoben über der weitausgebreiteten Landſchaft, dann hinabkletternd in den Waldesſchatten der Tiefe, um gleich darauf wieder die nächſte Höhe mühſam zu erſteigen. Kühlende Quellen rieſelten aus dem Geſtein,

fruchtbeladene Zweige von Wein, Oliven und Aepfel hingen über den steilen Felswegen. Freudvoll drückte ich mein Gesicht in das duftende Laub, welches meine Wangen streifte, und dachte an den Segen der Freiheit. Als wir bis gegen Abend immer Schritt vor Schritt um die Wände tiefer Schluchten ritten, das scheinbar nahe liegende Ziel dennoch unerreichbar blieb, als tief unten am Meer die Schiffe verlockend rasch von Ufer zu Ufer glitten, da ward dem romantischen Plan einer Landreise entsagt. Durch schöne Ölwälder eilten wir hinab nach Agrea, in die stille nie von Sturm bewegte Bucht, und segelten ab. Im Sternbild des Arktur leuchtete ein neblig schimmernder Komet, breitete sich riesenhaft am Himmel aus und überließ es der Phantasie seine Größe zu vollenden.

Mit frohem Zuruf von Gropius und seiner Gemahlin empfangen, verweilten wir etliche Tage in ihrem gastfreien Hause und machten in reiselustiger Sorglosigkeit schöne Pläne für gemeinsame Ausflüge. Am Abend vor der Abreise ward nach dem gegenüber liegenden Phtelio gefahren. Dort stand unter uralten zusammengestürzten Eichen eine Kapelle vom heiligen Wakuff umgeben. Wie der Wind sie umgebrochen, so lagen die verdorrten Stämme in reizender Wildheit am Boden von durchschimmernden Sonnenstrahlen mit farbigen Lichtreflexen beleuchtet. In dieser heiligen Waldesstille sagte uns Gropius, daß Koës gestorben sei! Nachdem er beim Apollotempel die Freunde verfehlt und nach Zante zurückgekehrt war, hatte er alles zur Abreise in das Vaterland vorbereitet, wo seine Braut ihn erwartete. Ein heftiges Entzündungsfieber warf ihn auf das Krankenlager. Wenige Tage später ward er in fremder Erde zur ewigen Ruhe gebettet. Wir verloren in Koës einen treuen, schwer zu entbehrenden Freund, und schmerzerfüllten Herzens schieden wir den 26. September von Gropius.

Euböa ward durchstreift und mit der Freude eines Heim-

wehkranken die Reiſe nach Athen beſchleunigt. Sonnenblicke froher Erinnerung flogen durch meine Seele und trotz des beſchwerlichen Weges ſpornte ich mein Maulthier zu raſcherem Schritt. Das Gebirge öffnete ſich, in Duft gehüllt ward eine wohlbekannte Bergform nach der anderen ſichtbar, und am fernen Horizont ſchwebte gleich einer bläulichen Wolke das Meer mit Aegina.

Zwölftes Kapitel.

Athen, Salamis, Aegina. Reiſen im Peloponnes.

(1811 – 1812.)

Feurig goldige Gluth ergoß ſich auf die zur Ebene geſenkten Abhänge des Parnaß, auf den Lykabettos und die Hügel der Stadt, als wir vom Gebirge herab zu den hohen Ufern des Kephiſſos ritten. Mit eiſiger Kälte wehte der Meltem über Athen hin. Doch in den Straßen wogte fröhliches Leben, denn die Türken feierten das Ramaſanfeſt und entſchädigten ſich zur Nachtzeit mit Muſik, Tanz und feſtlichen Gelagen für die vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne ſtreng und ehrlich gehaltenen Faſten. Um die Mitternachtsſtunde des 17. Oktober klopften wir wieder an das Thor des fränkiſchen Kloſters und wurden von dem vortrefflichen Pater Paul mit freudiger Überraſchung begrüßt. Haller machte mit den anderen Freunden noch wiſſenſchaftliche Reiſen durch den Peloponnes; im Übrigen befanden ſich ſowohl die athenienſiſchen Schönen, wie die antiquariſchen Philiſter ſämmtlich in statu quo. Sonſt war es die Neuigkeit eines ganzen Jahres, wenn fränkiſche Kaufleute nach Athen kamen, jetzt führte

Europas troſtloſer Zuſtand viele Künſtler und Laien in dieſe entfernten Gegenden. So wurde denn auch alsbald mit einer Schaar gebildeter Engländer Bekanntſchaft angeknüpft.

Gleich nach meiner Ankunft begab ich mich wieder friſch an die Arbeit, fand reichliche Beſchäftigung in den Bautrümmern und Denkmalen, in Sauvels und Luſieris Gräberfunden und zeichnete einige der ſchönſten Anſichten von Athen. Als Gropius uns bald darauf beſuchte, unternahmen wir bei ſeiner Rückkehr einen gemeinſchaftlichen Ausflug nach Marathon. Die Sonne vergoldete die Ebene, malte die Berge azurblau und ließ die ſchönen Ölwälder bei Kephiſia wie den prächtigſten Sammet erſcheinen. Wir hatten oft den Spaß, meinen athenienſiſchen Führer mit dem böotiſchen, den Gropius mitgenommen, ganz im antiken Sinne contraſtiren zu ſehen. Was jener mit leichtem beweglichen Weſen, mit Freundlichkeit und allerhand kleinen Schelmereien that, das machte der Böotier mit Grobheit und Schwerfälligkeit, ſeine Mienen waren dabei dumm und thieriſch, wie ſein Körper plump und unbehülflich. Wenn jener am Wege ein Mädchen ſich im Waſſer ſpiegeln ſah, einen Stein in das Waſſer warf, daß es aufſpritzte und das Mädchen aufſcheuchte, ſah der Böotier uns dumm und verdrießlich an. Für einen unſchuldigen Scherz fehlte ihm jegliches Verſtändniß.

Am Fuße des Pentelikos gelangt man zu einer Schlucht und ſieht beim Hinabſteigen zwei durch einen Bergrücken getheilte Thäler, die ſich gegen das Meer hin in eine große Ebene ausbreiten. Rechts, wo im Halbkreis der Berge jetzt das elende Dörfchen Brana liegt, war das berühmte Schlachtfeld, links ſtanden die Häuſer des neuen Marathon. Dorthin ward das Gepäck vorausgeſandt und den Bergrücken hinangeſtiegen, der die beiden Thäler von einander ſcheidet. Zwiſchen dem Geſtrüpp wurden Spuren einer Mauer ſichtbar, die vielleicht von den Verſchanzungen des athenienſiſchen Lagers herrührten, fanden wir auch herabgeſtürzte Statuen, große Trümmer eines Thores oder Triumphbogens. Auf dieſer Höhe mögen ſich wohl

die Heerführer vor der Schlacht verſammelt haben, um den Tag zu erwarten, welcher dem Miltiades das Recht der Obergewalt gab. Im Thale, dort wo ein Waldſtrom von Brana herabkömmt, breitet ſich die von Tumuli beſetzte Ebene aus und reicht bis an das weitgeſchweifte Meeresufer. Pauſanias ſah auf dieſen Gräbern noch Säulen mit Namen und Inſchriften und erzählt, daß Iphigenia auf ihrer Flucht, in Brauna (jetzt Brana) gaſtfrei aufgenommen, die Statue der Diana dahin brachte. Die Sonne war ſchon untergegangen als wir über das Schlachtfeld und um den Vorſprung des Bergrückens Marathon zu ritten. Bei der Dunkelheit, die uns umgab, mußten wir an die Geiſtererſcheinungen denken, von denen Pauſanias erzählt. „Alle Nächte", ſo heißt es bei ihm, „hört man auf der Ebene von Marathon das Wiehern der Pferde und das Getümmel der Kämpfenden. Wer von Neugierde getrieben näher herankommt oder mit Bedacht drauf horcht, wird gar übel zugerichtet. Wer aber nicht darauf achtend ruhig ſeines Weges zieht, dem geſchieht auch nichts Böſes, denn er beleidigt die Manen nicht." Uns geſchah nichts Böſes, und wir erreichten Marathon ohne beſondere Zwiſchenfälle.

Zufälliger Weiſe ward am anderen Tage in der Nähe einer kleinen Kapelle unter vielen Bruchſtücken der Torſo einer jugendlichen Statue entdeckt, im ſogenannten ägyptiſchen Styl mit langgeſtreckten Gliedern, aber von ſchönen Verhältniſſen und überaus ſorgfältiger Arbeit. Der Verſuchung zu widerſtehen und den Torſo nicht zu annectiren, ſchien ganz unmöglich. Wir machten der Kirche ein anſehnliches Geldgeſchenk und entführten die Statue vor ferneren Mißhandlungen der Türken und Chriſten. Bei der Quelle der Makaria verließ Gropius unſere Geſellſchaft und reiſte durch die Bergſchlucht weiter nach Negroponte. Nachdem ich in Brana die Zeichnung des Schlachtfeldes beendigt, Bröndſted ſeinen Torſo verpackt hatte, ritten wir hinab zu den Sümpfen der Perſer, ſetzten lange Zeit den Weg am Meeresufer fort und begannen alsdann den Pente-

likos (Mendeli) zu erſteigen. Je höher wir kamen, um ſo beſchwerlicher wurden die Pfade. Schon ſank die Sonne und das im Ölwald gelegene von Räubern zerſtörte Kloſter war erſt erreicht; bis zum Kloſter der heiligen Panagia von Mendeli blieben uns noch volle zwei Stunden. Die Nacht brach ein. Wir hatten den Weg verloren, ſtiegen ab, nahmen die Zügel der Pferde in die Hand und irrten durch Dornen und Gebüſch am Abgrunde tiefer Schluchten. Unter uns rauſchten Gießbäche, über uns tobte furchtbarer Orkan. In König Lears troſtloſer Lage fühlten wir uns. Schon ward beſchloſſen, in Sturm und Thau am flackernden Feuer mit dem Torſo zu übernachten, da brachte der Agogiate die freudige Nachricht, er habe den Pfad wiedergefunden. So gelangten wir denn glücklich an allen Abgründen vorüber auf die Höhe des Pentelikos und hinab zum Kloſter. Ein Mönch begegnete uns. „Bei allem was mir lieb und heilig iſt", betheuerte er, „das Kloſter iſt leer. Alle Mönche ſind vor den Türken geflohen, welche zur Beiram-Zeit in die Klöſter dringen, die Mönche mißhandeln, alles, was eß- und trinkbar iſt, rauben." Sein Jammern und Verſchwören half ihm nichts. Wir wußten durch unſern Agogiaten, daß die Mönche ſich vor den Plünderern nur im Innern des Gebäudes verbergen und einen Knaben als Wächter auf den Thurm ſenden, um ihnen Nachricht zu geben, ſobald ſich jemand dem Kloſter nahe. Ruhig ritten wir weiter und hofften dennoch ein Nachtlager zu finden. In dem Hofe des zwiſchen Oliven und Ulmen reizend gelegenen Kloſters banden wir unſere Pferde an und klopften an alle Thore und Thüren. Vergeblich. Unſer Führer ſuchte im Weinberge nach den Wächtern und fand ſtatt ihrer nur zwei Türken, die am Tage, wie Wölfe die Schafhürden, das Kloſter umſchlichen hatten und jetzt ruhig ſchliefen. Raſch ermuntert drängten ſie ſich herzu, zündeten ein Feuer an und ließen ſich Reis und Kaffee ganz wohlſchmecken. Nach ihrem fehlgeſchlagenen Raubzuge kamen ſie auf dieſe Weiſe doch noch

zu einem leidlichen Gaſtmahl. In der zur Küche umgewandelten Kapelle legten wir uns nieder. Als die Türken mit Tagesanbruch fortgingen, trat ein Mönch ſpähend hervor und lud uns in flüſterndem Ton zum Mittagsmahl in das Kloſter ein. Mit Freuden nahmen wir die Einladung an, baten ihn aber uns vorher noch zu den Marmorbrüchen zu führen.

Eine Stunde gegen den Gipfel des Pentelikos ſind hier die heiligen Gruben, welche einſt zu den Statuen des Phidias, zu den Tempeln von Athen den feinkörnigen penteliſchen Marmor lieferten. Mit beſonderer Theilnahme erblickten wir auf dem Wege zu der weiteſten Marmorgrube einen großen Block, der, zum Altar oder Säulenſtück behauen, roh zurückgeblieben war. In den Gruben konnte noch deutlich der Gang des Meißels verfolgt werden, mit dem man nach Maß und Angabe des Meiſters die Blöcke gleich ſorgfältig heraushieb, man ſah auch die Spuren angebrachter Hebemaſchinen. Unendlich maleriſch war der Anblick dieſer hohen Marmorfelſen, von deren großartigen Wänden Eichen- und Tannenzweige herabhingen, und über die hinaus man vom Hymettos bis zum Parnaß, Athens ganze Umgegend überſah. Im Winkel eines rechteckig ausgehauenen Felſens befand ſich die Grotte der heiligen Philothei, welche der Welt hierher entfloh. Hoch an der Felswand hatte die Einſiedlerin ihr Häuschen gebaut, unzugänglich wie ein Vogelneſt. Stalaktitſäulen ſtanden am Eingange, eine Kirche und zwei Grabkapellen waren im Innern der weiten Höhle. Bei Kerzenſchein geleitete uns der Mönch durch enge Gänge und gewundene Treppen zu einer klaren Quelle. Mit Jubel laſen wir hier an der Wand die Namen unſerer entfernten Freunde, und glücklich, wenigſtens ihre Handſchrift zu erblicken, fügten wir auch unſere Namen zu den ihrigen. Als ich die romantiſche Höhle, die wundervollen Marmorgruben und die weite Ausſicht nachgebildet hatte, ſagte ich mir: Es gäbe wohl ein Gemälde im Sinne des Salvator Roſa.

Unſerer wartete im Kloſter ein fettes Mahl und guter

Wein. Die Kloſterbrüder ſind ſtarke Arbeitsleute, kleiden ſich faſt ebenſo wie die übrigen Griechen, nur tragen ſie rothe Beinkleider und einen weißen Shawl um den Kopf. Geiſtesarbeit ſcheint bei ihnen nicht üblich. Durch eiſerne Thüren und verwickelte Gänge führte man uns in den inneren Hof und hinauf zu dem behaglichen Zimmer, wo die Speiſen aufgetragen wurden. Roſenhecken umrahmten die Fenſter, reinliche Polſter und Divans zogen ſich an den Wänden hin. Es müßte köſtlich ſein, während der heißen Sommermonate hier einige Zeit zu verweilen. Ich ging lange in der Kirche umher und betrachtete mit Freuden die Gemälde, welche bei aller Trockenheit doch ein Gefühl für die Schönheit der Form durchblicken ließen. In einigen fand ich Anklänge und Ideen der Meiſter vorraphaeliſcher Zeit, wie z. B. in der Erweckung des Lazarus.

An dem ſanften Abhange des Pentelikos ritten wir zur Ebene hinab und erreichten bei Mondenſchein das geliebte Athen. Hier empfing uns ſchon der treue Haller, der auf die Nachricht von unſerer Ankunft mit den engliſchen Gefährten raſch zurückgeeilt war. In der Wonne des Wiederſehens durchwachten wir faſt die erſten Nächte, denn nach ſo langer, gefahrbringender Abweſenheit wollten die Mittheilungen aller Erlebniſſe und Empfindungen gar kein Ende finden. Im ſchmerzlichen Entbehren wächſt das Bewußtſein der Freundſchaft und Zuſammengehörigkeit. Durch die Gegenwart vieler Engländer und anderer Reiſenden führte man in Athen jetzt beinahe das Leben einer fränkiſchen Stadt, und auf fränkiſche Art nahmen mitunter auch liebenswürdige Frauen Theil an unſeren Ausflügen. Der frohe Sinn erhöhte den Zauber der Gegend.

Lord Byrons eilige Abreiſe aus Sunium hatte Haller im vergangenen Jahr an der Vollendung ſeiner Zeichnung gehindert, und da er nochmals hinreiſen wollte, erbot ſich ihm jetzt zahlreiche Freundesbegleitung. Um der Piraten willen, die in

den Buchten und Höhlen des dortigen Meeresufers ihre Schlupfwinkel hatten, mußte man ſtark bewaffnet ſein, und auf höchſt ergötzliche Weiſe bequemten ſich engliſche und türkiſche Waffen zur Ausſchmückung unſeres Reiſekoſtüms. Eine ſtattliche Reiterſchaar zog über den zu dieſer Jahreszeit völlig trockenen Iliſſos an die Küſte hinab. Am Fuße des Hymettos ward die Grotte des Archidamos beſucht, und über viele Höhen zur Spitze von Attika geritten. Im letzten attiſchen Kloſter gewährte der Papa gaſtfreies Nachtquartier und am anderen Morgen ging es weiter zu den Hügeln des Vorgebirges.

Tief in das Meer hinein erſtreckt ſich das Cap Sunium. Auf ſeiner ſchroff und ſteilabfallenden Höhe ſtehen die Ruinen des Tempels der Minerva wie eine lichte Erſcheinung. Dreizehn Säulen ragten noch aus den zu Boden geſchmetterten Theilen hervor. Sie waren von blendender Weiße, und wo ihnen die Meeresluft Salpetertheilchen angeſetzt hatte, da ſah man eigenthümlich ſchöne bläuliche Halbſchatten. Stellte man ſich in die Mitte der Cella, deren Mauern eingeſtürzt waren, ſo umfaßte der Blick nach drei Seiten hin ſowohl das von Marmorſäulen eingerahmte Meer, wie die im duftigen Nebel verſchwimmenden Inſeln und Küſten. Mit andachtsvoller Begeiſterung begannen wir zu zeichnen und hatten uns in die ſchöne Aufgabe ganz vertieft, als unſere Agogiaten zwei ſchnellſegelnde Piratenböte entdeckten, die auf das Cap Sunium ſteuerten und in der Nähe des Tempels landeten. Uns blieb kaum die nöthige Zeit zu flüchten und nach den Waffen zu greifen, da ſtanden auch ſchon die Räuber auf der Höhe des Vorgebirges. Mit wahrem Feuereifer wurde ziel- und zahllos auf ſie losgeſchoſſen, und der gute Erfolg blieb nicht aus. Den drohenden Zeichen unſerer Tapferkeit gelang es die Räuber zu verſcheuchen. Sie kehrten zu ihren Barken zurück, ſegelten weiter und mochten ſich wohl mit beſſerer Gelegenheit tröſten. Dieſes kleine wohlüberſtandene Abenteuer ſtimmte uns überaus heiter und ſehr vergnügt trafen wir ſpät Abends wieder im Kloſter

ein. Hier ward die halbe Nacht unter tollen Streichen verbracht und zuletzt noch vom Janitſcharen und einem der Agogiaten ein charaktervoller Waffentanz aufgeführt.

Bei plötzlich eingetretener Kälte ward am 3. November über die Höhen von Laurium nach Thorikos (Thériko) geritten. Ich zeichnete das Theater und den Hafen. Die Grabungen blieben ohne beſondern Erfolg. Unſere Grableute hatten ſich über den Gradinen des Theaters um ein großes Feuer zur Nachtruhe gelagert, wir aber wollten zu einer Schäferhütte hinabſteigen, die, jenſeits der Ebene gelegen, uns mehr Sicherheit vor Räuberüberfall zu bieten ſchien. Einige der Agogiaten gingen unſerem Zuge mit brennenden Spänen voran und warfen im übermüthigen Spiel Brander in das dürre Geſträuch zu beiden Seiten des Pfades. Von den Ruinen des Theaters bis hinab zur Ebene bezeichnete alsbald helllohendes Feuer die durchſchrittene Bahn. Hochauf züngelten die Flammen im Theaterrund und beleuchteten die maleriſchen Gruppen der attiſchen Männer. Von Rauch und Dampf umwallt, warf das alte Gemäuer lange Schatten über den Berg, deſſen Pyramidengipfel hinter ihm hervorragte. Im Finſtern tappte man in die ärmliche Hütte, trieb die Pferde hinein und ſchloß die Öffnung der Thür mit Reiſern. Am nächſten Morgen waren wir zurück in Athen und hatten mit dieſem Ausfluge ein ſchönes Bild mehr zu dem reichen Schatz unſerer Erinnerungen gefügt.

In erfolgreichen Studien und wahrem Gedränge von Luſtbarkeiten verging der Monat November. Als nun gar namhafte Wechſel für uns ankamen, beſchloſſen wir den Athenern ein glänzendes Ballfeſt zu geben. Künſtleriſches Talent ſtand uns in reichem Maße zu Gebot. Nach wenigen Tagen hätte man die langen Gallerien und weitſchichtigen Räumlichkeiten unſerer Wohnung in lauter ſtattliche Feſtſäle umgewandelt. Arkaden von Palmzweigen, Gewinde und Kränze von friſchen gelben Roſen ſchmückten die Wände. Unzählige Kerzen

ſtrahlten auf phantaſtiſche Trachten und buntes fröhliches Treiben. Die zahlreich Geladenen ſchienen entzückt, die Archonten und Archontinnen verſicherten, Athen habe nie einen köſtlicheren Ball geſehen. Um des erwünſchten Erfolges willen ließ man ſich gern den bedeutenden Riß im Beutel gefallen; als aber die Rechnungen bezahlt werden ſollten, war der in Smyrna angenommene Diener verſchwunden und mit ihm auch alles Geld. Glücklicherweiſe gelang es den Dieb rechtzeitig zu erwiſchen, und fand ſich die geſtohlene Summe noch unberührt in ſeinen Kleidern eingenäht. Um den Buben, der bei alledem hartnäckig leugnete, nicht den türkiſchen Behörden und der Tortur preiszugeben, mußte man ihn unter einem ſchicklichen Vorwande laufen laſſen. Somit war alles wohl gelungen.

Indeß rüſteten ſich unſere engliſchen Freunde mit dem Lord North zu einer Reiſe nach Aegypten. Haller wäre gern mit ihnen gezogen, ſowohl aus Freundſchaft für Cockerell als auch um ihrer gemeinſchaftlichen architektoniſchen Arbeiten willen, ein ehrenvoller Auftrag des Kronprinzen Ludwig von Bayern hielt ihn jedoch in Athen zurück. In eigenhändigem Brief gab ihm der hohe Herr den ſchmeichelhaften Auftrag, Münchens Kunſtſammlungen durch Ankäufe und Grabungen mehren zu helfen, und eröffnete einen Kredit von 20,000 Scudi. Zu gleicher Zeit war auch Kapitain Parcival aus London angelangt. Vom Prinz-Regenten mit zwei Schiffen abgeſandt, vom Lord Schatzmeiſter durch ein Schreiben bevollmächtigt, ſollte er die Sammlung der in Aegina gefundenen Statuen für 6000 Pf. St. ankaufen und ſofort abholen. Da die öffentliche Verſteigerung bereits angekündigt war, mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen, hatte aber die Liebenswürdigkeit, den Antikenfund auf ſeinen Schiffen nach Malta zu bringen und dort zu deponiren. Zante ſchien als offene Stadt in gegenwärtig kriegeriſcher Zeit zu unſicher für den koſtbaren Schatz.

Bevor die lieben Gefährten zu längerer Trennung von uns ſchieden, ſollte noch ein Plan zur Ausführung kommen, der auf dem Cap Sunium im fröhlichen Verein beſchloſſen worden. Wir ſtifteten eine dauernde auch über die Zeit zufälligen Beiſammenſeins hinausreichende Verbrüderung und beſtimmten ein Symbolum im antiken Sinn als Erkennungszeichen. Neben der Idee eines Gaſtgeſchenkes bezeichnete es auch die Liebe zur Kunſt und die Verehrung des Alterthums. Die Statuten wurden entworfen, die Diplome von ſieben Primitivmitgliedern unterſchrieben und zum Symbol ein Ring von antiker Bronze gewählt, der mit einer Eule, dem Vogel der Minerva, und der Inſchrift ξεινήϊον (Gaſtgeſchenk) geziert war.

Auch über die fernere Thätigkeit der Zurückbleibenden mußte jetzt eine Entſcheidung getroffen werden. Am Abend vor der Abreiſe unſerer engliſchen Freunde ſaßen wir noch traulich beiſammen, überdachten den Gang der ganzen Unternehmung, die Leiſtungen, Entdeckungen, und wünſchten, es möchte aus unſerer Vereinigung ein recht tüchtiges Werk hervorgehen. Da war es ganz natürlich, daß ſich uns mit tauſend Gründen die Überzeugung aufdrängte, nur durch längeres Verweilen in Griechenland könnten bedeutende Reſultate erreicht werden. In mir ſtritten Kopf und Herz lange mit einander. Zur Heimkehr rieth die Gefahr der Reiſe, die Sorge meiner Mutter, die mich ſchon aus Italien wieder zurückwünſchte und endlich das Geld, welches von meinem Kapital genommen wurde. Zur Fortſetzung der Reiſe lockte die eigene Luſt, die Liebe zur Kunſt, die nach dem Urtheil der Freunde durch meine Zeichnungen von den ſchönſten Gegenden Griechenlands eine Bereicherung erfahren ſollte, und ſchließlich die Erwägung, daß, wenn man in der Welt etwas leiſten könne, man die Werkzeuge nicht aus der Hand legen dürfe. Zuletzt ward der Beſchluß gefaßt, die Reiſen auf ganz Griechenland auszudehnen, vereint oder getrennt, wie es die Verhält-

niſſe gerade mit ſich bringen würden. Für den Winter ſollte Athen der gemeinſchaftliche Sammelplatz bleiben. Es war ein göttlicher Augenblick, als die begeiſternden Gedanken in unſerer Seele neue Funken ſchlugen und ſich wiederum in jugendlicher Thatkraft zum gemeinſamen Werk vereinigten. Vielverſprechend leuchteten ſchon in der Zukunft die Ausgrabungen beim Tempel von Phigalia. An meine Mutter ſchrieb ich ſogleich ausführlich und beruhigend, um den neuen Plan zu rechtfertigen. Gegen Geldmangel ſchützte der Antikenfund und die zunehmende Reiſemappe, die mit meiner eigenen Veredelung wächſt. Gern will ich den Tauſch eingehen, klingendes Kapital anzugreifen, um dafür ein unſichtbares in meiner Seele anzulegen.

Cockerell und Foſter waren auf Parcivals Schiffen abgeſegelt. Linkh und Bröndſted unternahmen mit Walſingham gemeinſame Grabungen in Keos (Zea). Mich verhinderte eine heftige Erkältung ihnen zu folgen, ich verſprach aber Mittheilnehmer an Gewinn und Verluſt zu ſein. Haller ward unvermuthet von Gropius nach Zante gerufen, um dort die Einſchiffung der Statuen perſönlich zu leiten. In ſeiner Abweſenheit übernahm ich die Beaufſichtigung der für den Kronprinzen von Bayern vor dem thebaniſchen Thor begonnenen Grabungen. Als erſte antiquariſche Ausbeute des Jahres 1812 fand ich in den atheniſchen Gräbern eine Menge kleiner Lekythen und Figuren aus gebrannter Erde, die alle bemalt waren und im antiken Stil immer ſchöne Ideen in Bewegung und Faltenwurf ausdrückten. Auch eine große Anzahl von Vaſen wurden ausgegraben; viele lagen, zerbrochen und vom Feuer angegriffen, zerſtreut auf dem Scheiterhaufen, von dem noch große Brander vorhanden waren. Alle Darſtellungen auf dieſen Vaſen, die meiſt von kreideartigem Grunde ſind, bezogen ſich auf das Monument des Verſtorbenen und hatten die gewöhnliche Form, welche Athen eigen zu ſein ſcheint.

Während meine Freunde fern von Athen weilten, hatte

ich ein kleines unſchuldiges Liebesabenteuer. Aus den Fenſtern des fränkiſchen Kloſters konnte man zu unſerer Nachbarin Katinko hinüberblicken. Dort ſah ich ihre Schweſter, ein zartes junges Mädchen. Wenn auch die Convenienz uns mit Gittern und Mauern umgiebt, für die Gedanken des Herzens ſind ſie durchſichtig wie Glas. Es gelang mir nicht die Holde zu ſprechen; da griff ich zur Blumenſprache als Vermittlerin meiner Liebe. Dieſer ſinnige Austauſch der Gefühle iſt vielfach bräuchlich in Athen und nicht blos die erkünſtelte Sprache des Harem. Was ein jungfräuliches Herz in zaghaftem Erröthen nicht auszuſprechen wagt, vertraut es in ſtummer Liebe den Blüthen und Blumen. Der Liebesſprache ſymboliſche Bedeutung lernten die jungen Mädchen wohl von der Mutter Erde, die durch der Blumen Farbenpracht zum Himmel ſpricht, um die ſtrahlende Glut zu erwidern, welche ſie in das Leben gerufen. Als ich am vergitterten Fenſter des Nachbarhauſes vorüber ging, fiel ein Briefchen vor meine Füße hin. Mit grüner Seide war es umwunden, eine duftende Muskatnuß lag in dem Netz von grüner Seide. In einſamer Stunde hatte ſie es geſponnen, dabei an mich gedacht und durch dieſes Zeichen mir ihre tiefe Sehnſucht und verborgene Hoffnung vertraut. Von allen ſpäteren Sendungen erhielt ich ſtets ein Paar. Als in enger Gaſſe ihre Sklavin an mir vorüberſtreifte, ſchob ſie zwei purpurglühende Nelken verſtohlen in meine Hand. Aus einem Stengel erwachſen, mit Haar umſchlungen, redeten ſie zu mir von dem glühenden Wunſche der Vereinigung. Mir war es nicht vergönnt zu ihr zu kommen. Da erhielt ich eine ſilberne Münze, die ſie im Stillen mit der Nadel durchbohrt hatte. Ich weiß nun, daß ihre Leidenſchaft ſo rein iſt wie das glänzende Metall, und daß ihr Herz von Schmerzen durchzuckt iſt. Dennoch will es mir immer und immer nicht gelingen zu ihr zu eilen, ihre Hand zu faſſen und meine Liebe zu geſtehen!

Am 1. März alten Stiles, dem Frühlingsanfang dieſer

Gegend, war Haller aus Zante zurückgekehrt, auch Bröndſted und Linkh die lieben Schatzgräber glücklich in Athen angelangt. Sie hatten in Keos ſehr erfolgreiche Grabungen angeſtellt, Fragmente von Statuen und höchſt intereſſante Inſchriften auf den Pilaſtern des Tempels gefunden. Die ganze Sammlung war durch das Loos Bröndſted zugefallen und von ihm gleich nach Malta in Sicherheit gebracht.

Jetzt benutzte man die ſchöne Jahreszeit wieder zu gemeinſchaftlichen Ausflügen. Zwei curious travellers, Walſingham und Atkinſon, hatten ſich uns angeſchloſſen. Mit ihnen zog auch der engliſche Comfort hinter uns drein in Geſtalt von Betten, Keſſeln, Flaſchen und zahlreichem Dienertroß. Anfang April ward nach Salamis hinübergeſetzt, die ſchmale Meerenge, welche das feſte Land von der Inſel trennt, bald durchſchifft und Kuluri zum Standquartier gewählt. Von hier aus unternahmen wir größere und kleinere Excurſionen in das Innere des Ländchens, durchforſchten die Mauertrümmer des alten Salamis und die Inſchriften der ſchönen Tumuli auf dem Felſenpiedeſtal des Kynoſura. Ich zeichnete den Schauplatz der Seeſchlacht, die Überreſte der alten Stadt und entdeckte in der Kirche des heiligen Andreas manches Bild mit ſchönen Motiven. Größtentheils findet man wohl nur die Wiederholung der nämlichen geiſtloſen Bilder; glücklicher Zufall bringt aber doch zuweilen die Compoſition eines echten Künſtlers zur Durchzeichnung. In Kuluri kaufte ich auch den Torſo einer halb lebensgroßen Amazonenſtatue. Sie iſt mit einer Tunika bekleidet, die bis an das Knie reicht, hat quer über der Bruſt ein Rehfell gegürtet, das heilige bacchiſche Kleid, und einen Feldherrnmantel, der, am Halſe zuſammengeknöpft, nach hinten zurückgeworfen lang nachſchleppt. Dieſer Fund machte mich ſehr glücklich.

Zu längerem Aufenthalt fehlte unſeren Engländern die nöthige Ruhe, ſie drängten vorwärts. Am 20. April gingen wir beim herrlichſten Mondenſchein zum Strande hinab und

ſchifften uns ein. Totale Windſtille erlaubte aber den ganzen nächſten Tag nur hin und her kreuzend auf dem Meere zu ſchaukeln, bis ein günſtiger Luftzug das Schiff endlich in den großen Hafen von Aegina brachte. Dieſe Inſel iſt nur von Griechen bewohnt. Kodjabaſchis aus Athen haben das Land gepachtet und benutzen die geographiſch günſtige Lage zum Stapelplatz ihrer Handelsunternehmungen. Der fruchtbare Boden liefert Getreide in großer Menge, das aber gleich nach der Ernte verſchifft wird. Für das ärmere Volk bleibt kein Korn zum Brodbacken übrig, und es iſt ganz allgemein angenommen, daß ſie ſich ſtatt deſſen von Käſe nähren. Zur Faſtenzeit erhalten ſie vom Biſchof einen Dispens.

Gleich nach der Landung ritt die ganze Geſellſchaft zum Tempel der Minerva, der an entgegengeſetzter nordweſtlicher Seite der Inſel 4 Stunden vom Hafen entfernt liegt. Durch wogende Saaten von purpurnem Mohn durchſtreut, durch Mandelpflanzungen, zwiſchen denen Hütten und Kapellen hervorblickten, führte der Weg aus der Ebene allmählich bergan. Am Ausgange einer großen Schlucht ſahen wir das Städtchen Aegina, das ſich die Höhen hinaufthürmte und überragt ward von den Ruinen eines Schloſſes aus dem Mittelalter. Um Mittagszeit erreichten wir den Tempel. Es war der 23. April, der Jahrestag von dem aeginetiſchen Statuenfund unſerer Freunde. In den edelſten Verhältniſſen der doriſchen Kunſt erhebt ſich hier das Säulenhaus auf hohem Bergesgipfel. Kaum hat wohl ein anderes Denkmal Griechenlands ſo ideal ſchöne Lage und ſo weite Rundſicht. Aus ſeinen Hallen überſchaut man ganz Attika mit den Buchten, Küſten und Inſeln; ſieht in der Ferne den Parnaß, die Berge von Epidauros, und im bläulich verſchwimmenden Duft auch die Inſeln des Archipelagos. Der Tempel iſt ſechsſäulig und von einer offenen Säulenhalle umgeben. Das ganze Gebäude erreicht nur die Höhe eines mäßigen Wohnhauſes unſerer Städte. Dem architektoniſchen Charakter nach fällt ſeine Entſtehung in die Zeit

der Perſerkriege, alſo in das fünfte Jahrhundert vor Chriſtus. Schon frühzeitig entwickelte ſich in Aegina eine beſondere Kunſtrichtung. Smilis, der Holzbildner, wird in den ſagenhaften Tagen des Dädalos rühmend genannt. Kallon, der Meiſter im Erzguß, eröffnet die Reihe der Künſtler, die auf Aegina eine Schule eigenthümlichen Stiles bildeten. Die alten Schriftſteller machen ihr den Vorwurf der Härte und Magerkeit. Dieſes Urtheil bekräftigen die Werke, welche unter dem Schutt hervorgezogen wurden. Allein obgleich nicht frei von ſteifer Form, ſind ihre Geſtalten doch ſchon belebt, iſt die Bildung der Körper naturwahr und edel. Nur im Ausdruck der Köpfe herrſcht noch eine allgemeine Gleichförmigkeit. Da iſt kein Unterſchied der Charaktere und Stimmungen, überall begegnen wir nur dem bedeutungsloſen Lächeln. Gleich ſteif und gezwungen iſt auch die Behandlung des Haares und der Gewänder; aber in den Bildwerken dieſer Zeit ahnt man ſchon den Aufſchwung, den die Plaſtik nehmen will, und durchſchaut das erwachende Beſtreben der Künſtler, ſich von unbewußter handwerksmäßiger Leiſtung zu freier geiſtiger Geſtaltung durchzuringen. Im Weſentlichen erhielt ſich dieſe Kunſtrichtung bis zum Untergang von Aeginas Selbſtändigkeit. Mit ihr löſte ſich auch die aeginetiſche Schule auf. Für die Geſchichte der Kunſtentwickelung bildete ſie den Übergang aus der ſtrengen Richtung zu dem vollendeten Stil der altattiſchen Kunſt, die im Phidias ihren Höhepunkt erreichte. Weil man in ihnen das fehlende Mittelglied gefunden, darum wurden die Giebelſtatuen, welche Haller mit den Freunden im Jahre 1811 aus dem Minerventempel hervorgrub, ſo überaus wichtig für das kunſthiſtoriſche Intereſſe. Sie waren die erſten Zeugen einer bis dahin dunklen Periode der Kunſtgeſchichte und haben die Kenntniß jener Zeit um ein Bedeutendes gefördert. Als Schmuck eines Tempels konnte durch ſie jetzt auch das Entwickelungsverhältniß der Architektur zur Plaſtik feſtgeſtellt werden. Das Geſtein, aus dem man den

Tempel erbaute, hatte blaßgelbe Farbe und war porös. Daher vermochten die mit größter Genauigkeit gearbeiteten Säulen und Kapitäle dem Einfluß der Elemente nicht zu widerstehen. Vieles ward auch absichtlich verstümmelt, denn Haller sah mit Kummer, daß die im vergangenen Jahre von ihm ausgegrabenen Architekturtheile jetzt muthwillig zertrümmert dalagen.

Nach einem flüchtigen Blick auf den Tempel segelten Walsingham und Atkinson wieder fort. Nun konnten wir ungestört unsere Arbeit beginnen, und blieben den ganzen Tag im Tempel und seiner nächsten Umgebung. Erst bei sinkender Nacht ward zu den am Berghang idyllisch gelegenen Hütten gezogen, wo die freundlichen Dorfleute uns frische Blumen entgegenbrachten und wohlschmeckenden Jauert bereiteten. Ländlich hübsch liegen die Bauernhäuser im Schatten der Bäume. Abends und Morgens, wenn die Sonnenhitze es erlaubt, sitzen fleißige Frauen auf den flachen Dächern, verrichten die Arbeiten des Hauswesens, trocknen Oliven und kleine Feigen, oder sehen dem fröhlichen Treiben ihrer Kinder zu. Die Aussicht der Ferne zeigt das Städtchen Aegina, die Thalwindungen der verschiedenen Bergreihen und die Steinbrüche, welche das Material zum Tempel lieferten. In dieser anmuthigen Umgebung ruhten wir von unserer Arbeit unter weitschattendem Brodfruchtbaum und freuten uns bei Sonnenuntergang des wundervollen Farbenspiels. Als hätten Himmel und Erde Seele und Leben gewonnen, so wuchs und verbreitete sich der feurige Ausdruck der Gegend.

Dicht vor dem Städtchen Aegina liegt in der Mitte der Insel ein interessanter Berg, dem die Franzosen den Namen mont fendu gaben, ich aber „ein kleines Gedicht mit gewaltigen Ideen" nennen möchte. Der felsige Kern ist grauer Peperino. Vulkanische Kraft muß ihn gesprengt haben, denn die der Stadt zugekehrte Seite zeigt in dem von oben bis unten geborstenen Gestein tiefe Spalten und Risse. Wenn man durch

eine ſolche Öffnung das Inneren betritt, iſt man im höchſten Grade überraſcht. Wir ſahen hier die Thätigkeit ungeheuerer Naturkräfte in den thürmenden Spitzen, ſchroffen abſchüſſigen Wänden und den ſchmalen Tafeln, die aufrecht ſtehen geblieben ſind. Alle dieſe ſpitzaufragenden abenteuerlichen Felſen neigen ſich, wie zum Falle bereit, und ſind nur aufgehalten durch eine unſichtbare Macht, die der raſenden Zerſtörung plötzlich Stillſtand geboten. Man erwartet jeden Augenblick noch die Flammen durchbrechen zu ſehen und blickt auf ungeheuerliche Maſſen zertrümmerter Felsſtücke, die zwar nicht übermäßig in der Größe, aber gewaltig in der Formgeſtaltung ſind. Der Wind hat manches Samenkorn in ſie hineingeweht, hie und da bedecken Moos und Flechten das zerklüftete Geſtein, wachſen Gräſer, Pflanzen, wilde Feigen in dem dämmerigen Raum und drängen ſich dem Licht entgegen. Wie bei einer geſprungenen Frucht iſt der Trümmerberg oben in der Mitte offen und nur durch eine lockere Schaale zuſammengehalten.

Die für Aegina beſtimmte Zeit war verfloſſen. Neue Unternehmungen drängten zur Abreiſe. Es ſollte die im vergangenen Jahre unterbrochene Ausgrabung des Apollotempels von Phigalia jetzt ſyſtematiſch unternommen werden. Zwei Engländer, Cigh und Marle, hatten uns die erforderlichen Geldmittel vorgeſchoſſen. Cropius war bereits abgereiſt, um bei Veli Paſcha, dem ſtellvertretenden Herrn der Morea, Vollmachten und Firmans auszuwirken. Sämmtliche Theilnehmer wollten ſich verabredetermaßen am 21. Juni in Megalopolis treffen, vereint zum Tempel hinaufziehen und ſogleich die Grabung beginnen.

Nach kurzem Aufenthalt in Athen zerſtreuten wir uns zu größeren und kleineren Ausflügen. Haller und Linkh begaben ſich nach Epidauros, und ich reiſte mit Bröndſted in den nördlichen Peloponnes, um auch dort die merkwürdigſten Gegenden zu durchforſchen und zu zeichnen. An Eleuſis und Megara vorüber ward durch den fichtenbewachſenen

Geraneia, dieſer felſigen Brücke des Iſthmos, geritten, Korinth und das elende Dörfchen Vaſiliko berührt. Dort lag auf ungeheuerer Felſenterraſſe das vom Erdbeben zerſtörte Sikyon mit königlicher Ausſicht. Weit über das korinthiſche Meer ſah man die jenſeitige Küſte, ſah den Golf von Chryſo und die gewaltigen Maſſen des Parnaſſos. Dann ging es weiter die Höhen hinauf und hinab bis zur großen Schlucht von Trikala. Hoch überragt von den ſchneebedeckten Gipfeln des Kyllene, erblickte man bereits an der gegenüberliegenden Gebirgswand ganz deutlich die Häuſer von Trikala, unwegſame Tiefen trennten uns aber von dem kleinen Städtchen. Auf beſchwerlich langem Wege mußte man einen Theil der Schlucht umgehen, mußte über Gießbäche durch Wälder und Felspfade ſich mühſam durcharbeiten, bis endlich im hellen Mondenſchein Trikala erreicht ward. Empfehlungsſchreiben von Gropius öffneten uns alsbald das gaſtliche Haus der Gebrüder Notara, die einem italieniſchen Grafengeſchlecht entſtammen, die angeſehenſte Familie der Morea ſind und den größten Theil des nördlichen Peloponnes verwalten. Ihre Beſitzungen erſtrecken ſich über die Berge weit in das Land hinein. Gleich einem griechiſchen Sommerſchloß lagen in Trikala ihre Familienhäuſer unter hohen Ulmen wohnlich bei einander. Uns ward das Haus der Mehhaſirides oder Fremden eingeräumt. Als wir am anderen Morgen den Notaras unſeren Beſuch abſtatteten, nöthigte man uns auf einem ungewöhnlich hohen Divan Platz zu nehmen, die Herrn des Hauſes lagerten ſich uns gegenüber auf ganz niedrige Polſter. Dieſe Art von Auszeichnung ſchien wohl für türkiſche Gäſte berechnet, denen es zu beſonderer Genugthuung gereichen mußte, mit dem unterjochten Volk ſo von oben herab verkehren zu können. Wir fanden in unſeren Gaſtfreunden nicht allein ſehr liebenswürdige, ſondern auch ganz ungewöhnlich gebildete Männer. Sie laſen italieniſch und altgriechiſch, hatten Freude an den helleniſchen Schriftſtellern und beſaßen ſogar den ſeltenen Schatz einer

kleinen Bibliothek. Meine Zeichnungen machten großes Aufsehen. Die dörflichen Bewohner umringten mich, schauten verwundert auf alle Striche und Linien, mit denen ich das Papier bedeckte, und fragten recht kindlich naiv, ob sie wohl dazu beitragen würden, um Griechenland aus der Sklaverei der Türken zu befreien? „Ach!" riefen sie verzweifelnd aus, „wann werden die Franken kommen, um uns endlich zu erlösen! Wir können es kaum ertragen, so mit Füßen getreten zu werden!" Mit der Bildung erwacht das Bewußtsein der schmählichen Herrschaft, und in gleichem Verhältniß wächst der Drang nach Freiheit und Selbständigkeit.

Fünf Stunden von Trikala entfernt ist das stymphalische Thal mit dem geheimnißvollen See, auf dessen Grunde die Trümmer einer Stadt ruhen. Dorthin richteten wir unsere Schritte. Wandernde Hirten albanesischen Stammes gaben uns das Geleit durch die bergige Gegend zu dem träge fließenden seichten Gewässer des Stymphalos. Dunkles Gestrüpp und leuchtende Wiesen durchzogen das Thal, Spuren häufiger Überschwemmung waren sichtbar, denn alljährlich zur Winterzeit steigt der See, schwillt der Bach, ergießen sich die Fluthen über das Thal weit in die Ebene hinein. Haben sich die Gewässer wieder verloren, so sproßt aus dem geebneten Boden eine Fülle fetter Gräser hervor. Arkadische Schäfer treiben alsdann ihre großen Heerden bis in dieses baumlose Bergthal und führen ein vorüberziehendes Leben auf den üppigen Wiesen. Sie wandern von Ort zu Ort und brechen die Hürden ab, sobald ihrer Heerde die Nahrung mangelt. Prächtige Gebirgsmassen umdrängen im Halbkreise den quellenreichen See. Ihre schroffen Gipfel ragen hoch über die Wolkenregion empor, und hügeliges Land zieht sich bis an das Ufer hinab. Mitten in den See hinein tritt das Vorgebirge, auf dessen äußerster Spitze einst die alte Burg von Stymphalos stand. Von hier aus erstreckte sich die Stadt bis hinab in die Niederung. Mich überraschte der geheimnißvolle Charakter

dieſer Ausſicht, und ich blieb dort, um zu zeichnen. Später ritten wir mit Bröndſted am See entlang zu der Stelle, wo die alte Burg geſtanden hat, wo Mauerſtücke, behauene Felswände zu ſehen ſind, und Stufen einer großen Treppe ſich in den See verlieren. Spiegelhell iſt das Waſſer, und je länger man hineinſchaut, um ſo klarer erkennt man darin Säulenſtücke, ſchön bearbeitete Marmorblöcke, einen Altar und alle die verſchiedenartigen Trümmer einer untergegangenen Stadt.

Stymphalia war der Göttin Artemis geweiht. Wenn ſie angefleht wurde, das zerſtörende Waſſer in ſeine Grenzen zu bannen, ſo forderte und erhielt ſie Menſchenopfer. Schrecken umgab ihren Tempel. Auf ſeinen Mauern waren die in den Tod geleitenden Sirenen abgebildet und die menſchenfreſſenden ſtymphaliſchen Vögel, welche mit ehernen Klauen und Schnäbeln die Gegend verheerten bis der ſicher treffende Pfeil des Herkules ſie tödtete.

Noch iſt das Rieſenwerk der Katabothra vorhanden, aber durch Schutt und Schlamm verſtopft. Auf den Bergen ſtehen wenige ärmliche Hütten, hie und da werden auch einzelne Kornfelder angebaut, auf dem Boden des Bergthales gedeiht aber nur Schilf und Weide. Unter den wandernden Hirten haben ſich allerlei Märchen aus der alten Zeit erhalten. Ich fand einige Münzen, auf denen die ſtymphaliſchen Vögel abgebildet waren. Die Poeſie des ſagenreichen ſtillen Sees hatte einen kühnen Wunſch in uns erweckt. Auch des Styx verhaßtes Gewäſſer wollten wir jetzt ſchau'n.

Dreizehntes Kapitel.

Die Reiſe zum Styx[1]).

(1812.)

Pauſanias erwähnt nicht weit von Nonakris Ruinen einen Felſen von allübertreffender Höhe, wie er ſonſt keinen geſehen. Dort waren die Quellen vom Todesfluß der Alten, und bei jenem herabträufelnden Waſſer des Styx ſchwuren die Götter den kräftigſten ihrer Eide. Was die Griechen aus der Natur zur Dichtung erhoben, zeigt immer ein tiefes Gepräge. Das geheimnißvolle Grauſen der Sage und Gegend zog uns hinauf zur ſtygiſchen Fluth. Durch Mühe und Gefahr allein kann ein Menſch ſich ihr nahen. Kein Kranke hatte bisher noch aus ſeinem Quell getrunken; Bröndſted und ich wollten die Erſten ſein. Vom ſtymphaliſchen See kommend, übernachteten wir in dem kleinen Örtchen Lawka. Die Bewohner kannten alle das von hoher Felswand tropfende Waſſer, allein ſie gaben verwirrende Auskunft über den Weg. Da wir ſonſt nur nach alten Steinen gefragt, meinten ſie uns in entgegengeſetzter Richtung weiſen zu müſſen. Dem wider-

[1]) Hyperboreiſch-römiſche Studien. Bd. II, S. 293—298.

ſprachen aber die ſchriftlichen Angaben, die den Styx in der Nähe von Pheneos ſuchen hießen. So beſchloſſen wir denn auf gut Glück weiter zu ziehen.

Hohe Bergmaſſen, eng zuſammengedrängt, mit Schnee durchzogenen Gipfeln, umgaben uns. Tief unten verbreitete ſich das freie ebene Thal von Pheneos. An den Bergen hinab ging der Weg über den Gletſcherſtrom Aroanius, der viel Steingerölle mit ſich führt und das Land alljährlich überſchwemmt. Immer fruchtbarer wurden die Gefilde. Durch üppige Gliederbüſche ritten wir hinauf nach Phonia, das, an hohem Berghang unter blühenden Obſtbäumen maleriſch gelegen, reich und luſtig anzuſchauen war. Jenſeits des Dörfchens kam man in ein freundliches Bergthal, zur Linken erhob ſich der ſchneebedeckte abgeſtumpfte Kegel des Tortowana, in der Ferne ſah man das reizend gelegene Kloſter des heiligen Georg, unſerer Wanderung vorläufiges Ziel. In der Mitte des Thales lag die alte Kloſterkirche. Sie war zerſtört und verlaſſen, denn die immer wiederkehrenden Überſchwemmungen hatten die Mönche gezwungen ſich höher anzubauen. Unter weitſchattenden Ulmen ſtand jetzt das neue Kloſter, an deſſen Pforte wir Einlaß begehrten.

Würdevoll gaſtfrei empfingen uns die heiligen Väter; lauter in der Einſamkeit ergraute Männer, die mit der ruhigen Sicherheit eines abgeſchloſſenen Weſens in kindlichem Glauben und Aberglauben feſt an Lehren und Formeln hielten. Kein Widerſpruch, kein Zweifel hatte ſie jemals beunruhigt, und ihre ſtillen Tage wurden nur ſelten durch Obdachſuchende belebt. Da erſchienen wir und fragten mit haſtiger Ungeduld nach dem Wege zum Styx. Die ehrwürdigen Männer waren es gewohnt, den Namen dieſes Fluſſes nur mit heidniſchem Glauben und heidniſchen Gebräuchen in Verbindung zu bringen. Jetzt ſtanden ſie vor fremden Leuten, die ſich für Chriſten ausgaben und dennoch zum Styx hinauf wollten. Das verwirrte ſie offenbar und weckte ihr Mißtrauen. Man führte uns in

die Kirche. Mit prüfendem Blick beobachteten die Kloſterbrüder den Eindruck des heiligen Ortes und der heiligen Bilder auf unſer Gemüth. Wenn ſie ſich auch bald überzeugten, daß wir jedenfalls einer chriſtlichen Sekte angehörten, ſo wurden doch unermüdlich die verfänglichſten Glaubensfragen an uns gerichtet und mit großer Geſchicklichkeit alle Worte angebracht, die den Teufel conſterniren müſſen. Nur zögernd berichteten ſie endlich, das tropfende Waſſer ſei noch tief im Gebirge ſechs und eine halbe Stunde vom Kloſter entfernt. Wiederkehr verheißend, zogen wir fort.

Es war ein beſchwerlicher Aufgang vom Kloſter Phonia auf das Gebirge hin. Man hatte uns, den Pfad zu weiſen, einen Wahnſinnigen mitgegeben. Er führte durch die großen Fichtenwälder zum Krathis hin. Wir wanderten immer der untergehenden Sonne entgegen. Allmählich überſchaute man zur Rechten das ganze Thal von Pheneos mit all' den gedrängten ſchroffen Bergreihen, die es umgaben und von der Kyllene mächtig überragt wurden. Links ſahen wir hinab in die vollkommen regulären Windungen eines Thalgrundes, der, in der Richtung von Südoſt nach Nordweſt durch die gleichmäßig ſich kreuzenden Füße der Berge gebildet, nur für einen Strom des Krathis Raum hat. Zu beiden Seiten der Abhänge erblickt man acht freundliche Dörfer zwiſchen blühenden Fruchtbäumen. Nach Zarukla, das am tiefſten gelegen, ſtiegen wir mühſam den ſchroffen Weg hinab. Hier aber ward uns die Aufnahme verweigert, denn aus Furcht vor der Peſt hatte man eine Quarantaine errichtet und verlangte, daß wir die Nacht unter freiem Himmel außerhalb des Dorfes zubringen ſollten. Von einem großen Haufen Volkes alsbald ſchreiend und lärmend umgeben, mußten wir uns mit ſtreitender Beredſamkeit vertheidigen. Erſt nach vielen dringenden Vorſtellungen und vergeblichem Hin- und Herreden überwand ein ſchlagender Beweisgrund die hartnäckigen Dorfarchonten. Wir gaben ihnen zu verſtehen, daß ſie jetzt gleichfalls der Quaran-

taine verfallen ſeien, ſeitdem ſie uns umgeben und berührt hätten. Hierauf ward endlich das ſehnlichſt erhoffte Nachtquartier gewährt. Wir erhielten viel Beſuch und viele Bitten um Entſchuldigung wegen des nothgedrungen barſchen Verfahrens.

Wohl ausgeruht ging es nun weiter an der linken Seite des Berges über den Krathis. Durch eine Nebenſchlucht, die ſüdlich von der höchſten Kette der aroaniſchen Gebirge herabkömmt, öffnet ſich der große Thalgrund der Kutſines. In der Ferne ſieht man den Parnaß. Am Eingange dieſer Schlucht liegt Solos mit ſeinen wohlhäbig zierlichen Häuſern, in echt arkadiſcher Umgebung. Hier herrſchte noch voller Frühling. Im friſch belaubten Walde ſchlugen Nachtigallen, zwiſchen blühenden Obſtbäumen rieſelten Quellen und in der Tiefe rauſchte ein Bergſtrom, den Pauſanias den Styx nennt. Mavroner oder das ſchwarze Waſſer iſt jetzt ſein Name. Wir freuten uns, die Überſetzung des Homeriſchen melan hydor (μέλαν ὕδωρ) in dieſer Bezeichnung wiederzufinden. In der Nähe der vielen kalten Quellen, die hier zuſammenfließen, muß Nonakris gelegen haben. Schon zu Pauſanias Zeit waren die Trümmer zum größten Theil verſchüttet; jetzt herrſchte nur die Tradition eines Paläokaſtron.

Am frühen Morgen des 24. Juni war Solos erreicht und wir betraten das gaſtfreie Haus von Chriſtodulos, an den uns der Proegùmenos des Kloſters von Phonia empfohlen hatte. Die einfach herzliche Zuvorkommenheit des liebenswürdigen Greiſes berührte uns ſehr wohlthuend nach den vielen ſchlimmen Erfahrungen vom habgierig berechnenden Weſen der Neugriechen. Fürſorgend geſchäftig trug die Frau allerlei Erfriſchungen herbei, und nachdem die Begierde des Trankes und der Speiſe geſtillt war, begann, treu der Sitte altgriechiſcher Gaſtfreundſchaft, das Fragen nach Zweck und Ziel unſerer Reiſe. Im Laufe des Geſpräches erfuhren wir, daß drei Stunden von Solos der Mavroner an einer Fels-

wand des Chalmos herabſtürzt. Alle Nachrichten, die uns die guten Leute gaben, beſtärkten in der Überzeugung, nicht fehl gegangen zu ſein. Das Verlangen, die berühmten Quellen zu ſehen, verdoppelte ſich, je weiter der Gegenſtand von uns wich, und es ward nicht mehr auf den Termin geachtet, an dem wir in Leondari eintreffen ſollten. Nach kurzer Raſt brachen wir wieder auf, von mehreren hülfreichen Leuten begleitet, den Sohn des Hauſes als Führer mit uns nehmend.

Die Wanderung ging anfangs dem Bergſtrome entlang, an deſſen Ufer unzählige Vergißmeinnicht blühten. Boten des Frühlings waren ſie, während unten im Thal die Sonne ſommerlich brannte, und auch die erſten, die wir je in Griechenland ſahen. Immer öder und wilder ward die beſchattete Gegend. Am Ausgange der ſich erweiternden Schlucht ſahen wir plötzlich vor uns das Aroaniſche Gebirge, welches ſich durch Form und Höhe in Arkadien auszeichnet und bis nach Pheneos hinzieht. Abenteuerlich phantaſtiſche Felſenhörner und Zacken ſind es, von Schneefeldern durchzogen und von dem völlig pyramidalen Chalmos überragt, an deſſen nacktem Geſtein kein Gräschen haftet. Zwiſchen dem vielgeſtaltigen Berggerippe leuchtete in der Ferne als ſilberheller Streif der Styx, der von hoher ſteiler Wand in die Tiefe ſtürzt. Schwarz iſt der Felſen von ſeinem Schaumgewäſſer die Höhe des Falles entlang, Schneefelder unter ihm. Ein anderes Gewäſſer ſieht man im Thal am Fuße des Gebirges hervorkommen, und dieſes fällt durch die Thalſchlucht in das Bette des Krathis. Herrlich ſtimmt die öde erſtorbene Gegend, in der einige Tannen verloren ſtehen, die ſonderbaren Felſenhörner und Zacken mit dem Fluſſe des Todes und der Unterwelt.

Uns ward die ſchwierige Aufgabe, an den tiefſten Abgründen und Schluchten des Chalmos hinauf und hinab den Pfad zu ſuchen. Gleitet der Fuß, ſo iſt man unrettbar verloren. Wir ſtärkten uns aus den kalten Quellen, konnten glücklich die Schneefelder umgehen und an erklimmbaren

Stellen langſam vorrücken. Nach unſäglichen Beſchwerden war das letzte Hinderniß überwunden, die letzte Klippe überſtiegen und unmittelbar vor uns ſahen wir den Fall, der unten wie ein Silberfaden, hier wie ein Staubbach erſchien. Auch die Höhe war annähernd die des Staubbaches in der Schweiz. Die gewaltige Maſſe der ſchön geformten ſenkrechten Felſenwand, die abgeſondert daſteht und röthlich grau gefärbt iſt, überraſchte uns. Nie haben wir, auch nicht einmal in der Schweiz, etwas Ähnliches geſehen. Dem Staubbach fehlt beſonders die ſchöne Form der Felſen. In raſender Eile toſet und ſtürzet das donnernd ſchäumende Gewäſſer in verſprühendem Staube über das feucht ſchwarze Geſtein und erreicht nimmer die Erde. In feine Tropfen löſt es ſich auf und verſchwindet. Im hellen Sonnenſchein aber wächſt die Staubſäule bis hinauf in die Wolken. Um zu den Quellen zu gelangen, mußte man bis an den Bergſtrom wieder in die Tiefe hinabſteigen. Hier war das Schneefeld nicht mehr zu umgehen. Mit Hacke und Beil Stufen in die glatte Fläche hauend, kamen wir Schritt vor Schritt hinüber, erkletterten mit Händen und Füßen den naſſen Felshang, ſprangen ein paar Mal über Felſen in den Bergſtrom und eilten durch den Regen des Falles in die Höhle der röthlich ſchimmernden Wand, gerade unter dem Styx, vor welcher er in Staub vergeht. Hier entſpringt in einer natürlichen Niſche, nur wenige Fuß über dem Boden, wie durch Moſis Stab hervorgerufen, eine ſchöne kalte Quelle. Das herabſtäubende Waſſer des Styx vereinigt ſich mit dem klaren Strahl, der in unzähligen Cascaden ſich durch Schnee- und Eisgewölbe den Weg bahnt, als Bergſtrom das Thal erreicht und bei Solos in den Krathis ſich ergießt.

Es iſt ein Leichtes, dem Styx alle Wunderkräfte zuzuſchreiben, die Pauſanias herzählt, wie Menſchen tödten, jedes Gefäß außer eines von Pferdehuf zerbrechen u. ſ. w. Wo der Quell in Staub verweht, kann niemand das Waſſer ſammeln, und auf die Höhe des Berges zu dem Urſprung der

Quellen zu ſteigen, iſt den größten Theil des Jahres unmöglich, immer aber halsbrechend. Schön iſt die Sage, daß Alexander mit dem Waſſer des Styx getödtet wurde. Pauſanias ſcheint nicht an den Ort hinauf geſtiegen zu ſein, wo man die Quelle in der Höhle ſieht und der Styx herabregnet, denn er erwähnt (Buch VIII, Kap. 18 Arkadien) aus dem Homer, von dem er ſagt, er ſei doch ſelber hier geweſen, eine Stelle, die ihn verwundert, weil Homer von dem Titareſios ſpricht als einem Fluß, der aus den Gewäſſern des Styx gebildet werde. Ich ſtelle mir vor, der Titareſios ſei die Quelle, die unter dem Styx hervorkömmt und in welche der Styx herabregnend ſein Gewäſſer miſcht. Wir wollten die Quellen ſelber unterſuchen und von dem tödtlichen Waſſer ſchöpfen. Aus der Höhle tretend, an der Felswand vorüber, einem Schneefelde entlang gehend, ſperrte ein anderes Schneefeld am Abhange unbetretbar den Pfad. Wir mußten umkehren und kletterten nun dicht bei der Felswand hinauf, uns immer über dem ſchwindelnden Abgrunde an Moos und Steinen mit den Händen forthelfend. Es war der gefährlichſte Weg, den wir je betreten und der glückte nur mit Hülfe unſerer unermüdlichen Führer, die als Schäfer an das Felſenſteigen gewöhnt ſind.

Am Rande der Felswand entſpringen drei Quellen, von denen ſich zwei durch einen ſelbſtgebildeten Kanal zur großen Waſſerſäule vereinigen. Dicht dabei fällt der dritte Strahl hinab und verſtäubt ſchon auf halbem Wege in der Luft. Die mittelſte und reichſte Quelle kömmt unter einem großen Felſenſtücke hervor. Ich ſchöpfte mir einen Trunk mit der hohlen Hand. Das Waſſer war kalt und hell. Wir ließen aus der größten Quelle zwei Flaſchen füllen, die wir mitnahmen, denn ſie zerſprangen nicht. Mit dem Glauben daran hat auch das Waſſer die poetiſche Kraft verloren, wie in vielen ähnlichen Fällen die ganze griechiſche Nation.

Da man von der anderen Seite des Chalmos leichter in das Thal hinabkömmt, beſtiegen wir noch ſeinen Gipfel, ſahen

von der Höhe weit nach Arkadien hinein, ſahen die Küſte von Hellas und den korinthiſchen Meerbuſen. Auf den niedrigeren Felſen ſteckten die Schäferhütten noch ganz im Schnee, der in großen Feldern dalag. Im Hochſommer wecken die warmen Sonnenſtrahlen hier einige ſprießende Kräuter. Dann dient das dürftige Land den Hirten zum Weideplatz ihrer kletternden Ziegen. Über einen jähen Abhang, der ſchneefrei und ganz mit Steingerölle bedeckt war, gelangten wir gleitend und ſtolpernd nach 9 Stunden angeſtrengten Marſches zu dem kleinen Dörfchen, das Solos gegenüber liegt. Im Morgengrauen ging es beim Geſang der Nachtigallen durch die anmuthigſten Baumpartieen unſerem Solos zu, wo des Chriſtodulos Familie uns mit lautem Jubel empfing. Sie waren alle in großer Sorge um uns geweſen. Am anderen Tage ſtieg ich wieder zum Styx hinauf, den Waſſerfall in der Nähe zu zeichnen. Ich nahm nur einen Mann mit mir, der das Mittagsbrod trug. Ein furchtbares Gewitter überraſchte uns in der Nähe des Falles. Wahrhaft betäubend war das Brauſen der anſchwellenden Gewäſſer und das Rollen des Donners, den das Echo in endloſem Wiederhall von Fels zu Fels trug. Wolken verhüllten die Gegend, es ward eiſig kalt, mich fror trotz des Pelzes. Unter dem ſchützenden Dache einer Fichte vor dem heftig niederrauſchenden Regen geborgen, brachte ich den Tag zu. Wenn die feuchten Nebel ſchwanden, der Blick auf die Landſchaft wieder frei ward, dann ſuchte ich mit halberſtarrten Fingern meine Zeichnung zu vollenden. Ich gedachte dabei der ruhmvollen Vergangenheit des Landes, durch Poeſie und Mythe zu irdiſcher Unſterblichkeit geweiht, jetzt verkommen und geknechtet unter dem Joche der Barbarenherrſchaft. Wird Griechenlands Stern ſich einſt noch über den Halbmond erheben oder iſt es ihm beſchieden, wie hier dem hellen Strahl vor mir, in einem fremden Strome unterzugehen? Tief erſchüttert durch das ſchauervolle Gefühl dieſer bedeutſamen Gegend, die von der Menſchheit ſo weit entfernt in die

Nähe des Himmels geſtellt iſt, kehrte ich in das Dorf zurück. Bröndſted rüſtete zur Abreiſe, ich aber blieb noch einen Tag bei dem freundlichen Chriſtodulos und zeichnete die Anſicht des Chalmos von der Thalſchlucht aus, wo er ſich zuerſt ſo überraſchend großartig dem Auge darſtellt. Dann ritt ich allein das Thal der Kutſines hinauf und über den Fluß Krathis zum Kloſter zurück. Hier fand ich Bröndſted meiner harrend und ward ohne Vorurtheil mit freundlichem Willkomm von den Mönchen begrüßt. Man hatte ein fettes Kloſtereſſen bereitet. Ich zeichnete am Abend noch eine Anſicht von Pheneos und dem hohen Tortowana unterhalb des Kloſters bei den höchſten Ulmen, die mir viel Freude machte. Es iſt ein gewaltiger Ausdruck von Höhe und Tiefe darin. Dann ritten wir weiter durch das Dorf Phonia über Berge und Ebenen nach Tripolitza. Beunruhigende Gerüchte hatten dort alle Bewohner in die größte Aufregung gebracht. Es hieß, die Stadt Nauplia habe ſich dem Paſcha widerſetzt und die Kodjabaſchis der Griechen ſeien gefänglich eingezogen. Dafür plünderten räuberiſche Horden auf des Paſchas Befehl die ganze Gegend und begannen bereits die Kornfelder der Stadt abzuernten. Hängen und Morden drohte den armen Leuten, und die patriotiſch Geſinnten waren empört über die Willkür ihrer Tyrannen.

Nach kurzem Aufenthalt ward die Reiſe fortgeſetzt und ſieben Stunden lang mit qualvoller Anſtrengung über öde Berge gewandert, bis endlich von den letzten ſteinigen Höhen Megalopolis' ſaatenreiche Gefilde ſichtbar wurden. Des Alpheios Gewäſſer zogen langſam in der Ebene hin, und wo die Hügel zu Bergen zuſammentreten, da drängte er ſich weiter durch das ſchluchtenreiche Gebirge. Dort lag am felſigen Abhang das freundliche Karytäna mit ſeiner mittelalterlichen Burg. Unſer Weg führte bergan und über die große Brücke des Alpheios. Alle die ſchönen Landſchaften waren uns wohlbekannt durch die Zeichnungen der Freunde. Gegen Abend trafen wir in Andritzena ein. Was ſich die ſchaffende Phantaſie von

einem arkadiſchen Wohnſitz nur träumend zu bilden wagt, das fand man hier in Wirklichkeit erfüllt. Weitvortretende Höhen waren mit immergrünen Bäumen geſchmückt, die, für den ſonnigen Süden eigens erſchaffen, zu jeder Jahreszeit dichten Schatten bieten. Dunkle Cypreſſen flammten auf zwiſchen hellbelaubten Obſtpflanzungen, und rieſenhafte Platanen, wahre Wunder der Vegetation, hatten ihre Äſte weit ausgebreitet. Aus dieſer grünen Umgebung blickten die Häuſer des reizenden Städtchens halb verſteckt hervor und zogen ſich den Berghang tief hinab, ländlich verbunden durch ſchattig geſchlungene Pfade und leichte Stege, die über rieſelnde Bäche führten. Von der Höhe überſchaute der weite Blick eine nebelige Tiefe, wo ſich das Gebirge mit den labyrinthiſchen Windungen der Schluchten hinabſenkte, wo niedere Bergreihen mit den Zwiſchenthälern des Alpheios, Ladon und Erymanthos ſich verzweigten und allmählich wieder zu den fernen Zacken des Pholoë und den Aroaniſchen Bergen hinaufſchichteten.

In dieſem Städtchen, das nur drei Stunden vom Tempel entfernt iſt, hofften wir ganz ſicher unſere Freunde vorzufinden, zumal der Vereinigungstermin faſt um zwei Wochen überſchritten war. Allein außer Gropius hatte bisher noch keiner von ihnen Andritzena berührt. Die ganze Unternehmung ſchien mißlungen. Schweren Herzens beſchloſſen wir mit Bröndſted allein zum Tempel hinaufzuziehen und dann über Sparta und Meſſenien nach Athen zurückzukehren. Glücklicher Weiſe trafen Haller und Linkh noch rechtzeitig vor unſerer Abreiſe in Andritzena ein, auch Soſter ließ nicht mehr lange auf ſich warten und die Geſellſchaft ward vollzählig, als bald darauf Gropius anlangte. Ihm waren ſeine Verhandlungen über alles Erwarten gut gelungen. Um die Ausführung und etwaige Reſultate der Grabung zu ſichern, mußte Veli Paſcha mit in das Intereſſe gezogen werden. Durch den Verkauf einiger Alterthümer, die er zu Mykenäe in der Schatzkammer des Atreus gefunden, gewann er Liebhaberei für ſolche Unternehmungen,

und wie nun Gropius ihm den Vorſchlag machte, Mittheilnehmer der Grabung zu werden, gab er ſogleich ſeine Einwilligung und übernahm die Hälfte der Unkoſten. Dafür mußte er auch die Hälfte des Fundes erhalten, den Findern blieb aber das Vorrecht des Ankaufs gewahrt. Hierauf erließ Veli Paſcha an die Archonten von Andritzena einen ſchriftlichen Befehl, in welchem er ihnen gebot, Sorge zu tragen für die Herbeiſchaffung von Leuten, Lebensmitteln und Geräthſchaften. Auch ſandte er Diener ſeines Hofſtaates an den Ort der Grabung, damit ſie auf pünktliche Befolgung ſeiner Anordnungen achten ſollten. Veli Paſcha hatte ſeine Grabungserlaubniß ſogar auf das ganze ihm untergebene Paſchalik ausgedehnt und man konnte hoffen, ſowohl im Peloponnes als in Theſſalien noch viele verborgene Alterthümer zu entdecken.

Vierzehntes Kapitel.

Der Apollotempel[1]).

(1812.)

Ausgerüſtet mit allen Erforderniſſen zum großen Werk, begannen die Kunſtgenoſſen am 7. Juli ihre Wanderung zum Tempel von Phigalia. Ein mühevoller Weg führte dem Ziel entgegen, denn der Tempel lag mitten in den Bergen wohl 3500 Fuß über dem Meeresſpiegel. In der Wildniß der Gebirgsgegend verlieren ſich die Pfade. Gießbäche und vor Alter niedergeſtürzte Stämme ſperren den Zugang. Aus den ſchattigen Abgründen erheben ſich nackte Felsrücken, Regenſtröme haben im Lauf der Zeiten dem uralten Geſtein tiefe Furchen eingegraben, verwittertes Steingerölle ſich in den Furchen gehäuft. Darüber hin mußte man muthig vorwärts ſchreiten, durch enge Schluchten, auf öde unwirthliche Berghänge. Überall ſtellten ſich Schwierigkeiten der Annäherung des Tempels entgegen.

Endlich ward die große Bergſchlucht erreicht, welche am ſteilen Abhang des Kotylion zum letzten Bergeskamm hinauf-

[1]) Mit Benutzung des Textes von Stackelbergs Werk über den Apollotempel zu Phigalia.

führte. Im Schatten uralter Eichen, welche ihr mächtiges Geäst schützend über die Wanderer breiteten, hatte man den Gipfel erstiegen. Weite Fernen öffneten sich dem staunenden Auge. Schön geschwungene langgedehnte Berglinien und die unabsehbare Fläche des mittelländischen Meeres begrenzten den Horizont. Im Osten erblickte man den Lykaion, diesen arkadischen Olympos, mit dem Bergaltar des Jupiter, den herausischen Berg, auf dessen Höhe die Pelasger dem Zeus ihre Opfer darbrachten. Zwischen dem hochgipfligen Gebirge ragten die schneebedeckten Felsenhörner des Taygetos hervor, und gegen Süden, wo die Kette der Berge sich senkt, über die waldigen Höhen des Elaion hinweg, öffnete sich dem Auge eine der schönsten und heitersten Fernen. Durch den klaren bläulichen Schleier der Luft sah man die sanfte Form des Ithome, der, gekrönt mit den von Epaminondas erbauten Mauern der Stadt Messene und dem Tempel des Zeus Ithomates, sich aus der grünenden vom Pamysos durchströmten Ebene erhob. Nach Norden zu war die Landschaft durch die höchsten Gipfel des Kotylion verdeckt.

Unter seinem Schutze stand am Rande tiefer Bergschluchten der verfallene Tempel des Apollon Epikurios[1]). Dem lichtbringenden Gotte geweiht, dem Lichte zugekehrt, leuchteten die Säulen in schimmernder Weiße, wie ein Wunderbild durch das Laub der Bäume. Die jähe Tiefe, die er überragt, ist in den Windungen der Schluchten mit Platanen, an den Berghängen mit Eichwäldern bedeckt, und graue Felsrücken strecken ihre scharfgespaltenen Klippen aus den Abgründen empor. Nach Westen zieht sich die erwähnte größte Bergschlucht vom Tempel gegen die Stadt Phigalia hinab. Sie gewährt eine Aussicht auf die Lage der Stadt, ihren Dianentempel und auf die tiefgewundenen Ufer der rauschenden Neda am Berge Elaion,

[1]) Dr. Chändler war der erste, der in seinem Reisewerk 1765 nach einer Beschreibung des französischen Architekten Bocher, den Apollotempel erwähnte.

welcher mit dem Kotylion die Anhöhe von Phigalia umſchließt. Die Bildung der Gegend, die Buchten und Falten, die ausgebreiteten Eichenwälder enthüllen ſich dem Auge in ihrer Verwilderung. Alles charakteriſirt hier ein Land, das frei und ungeſtört dem Walten der Natur überlaſſen iſt. Der Ort, welcher vor Zeiten das Heiligthum umgab, hieß in doriſcher Mundart Baſſae.

Man kann ſich kaum ein großartigeres Bild denken, wie dieſe herrliche Ruine in der unvergleichlich ſchönen Landſchaft[1]). Nichts läßt einen tieferen Eindruck zurück als dieſer Anblick. Selten wird hier oben die feierliche Stille unterbrochen, und geſchieht es einmal, ſo iſt es ein Gewitter, das mit mächtigen Lauten über die Gipfel der Berge zieht, iſt es der Sturm, welcher die uralten Bäume zur Erde beugt, ein aufgeſcheuchtes Wild oder der Ruf des Schäfers, der ſeine Heerde vorübertreibt. Auch ſind die Laubhürden umherziehender arkadiſcher Schäfer und ihre braunen Zelte, die von Zeit zu Zeit hier aufgeſchlagen werden, die einzigen Zeichen menſchlicher Bewohnung. Dieſe Einſamkeit vermehren ſelbſt die Wolken, wenn ſie unterhalb des Tempels ſich bilden. Vom Nebelmeer umſchloſſen, ſteht dann der heilige Ort gleich einer Inſel allein im Schein der Sonne, alles übrige Land iſt dem Auge entzogen. Der Zauber des wechſelnden Lichtes und der Farben, die beim Sinken der Sonne immer mehr wachſen und ſich erhöhen, verbreiten einen ſo wunderbaren Reiz über dieſe Gegenden, geben ihnen einen ſo ſteigenden Ausdruck, daß es ſcheint, als hätten ſie wirklich Seele und Leben, wie der Glaube der Griechen ihnen beilegte. Noch ruht in dieſer Natur ein eigener Genius, der mit der heiteren Götterwelt nicht entwich. Denn wo Götter geweilt haben, da laſſen ſie einen Abglanz ihrer Herrlichkeit zurück. Es iſt auch keine bloße Vermuthung,

[1]) Die Länge der äußeren Säulenſtellung iſt 124 Fuß, 11 Zoll Londoner Maß, die Breite 27 Fuß, die Höhe von der Oberfläche des Bodens bis zur Giebelſpitze 37 Fuß 6 Zoll.

wenn wir überhaupt in der Geſtalt und Phyſionomie des klaſſiſchen Griechenlands eine Übereinſtimmung, ja ſogar die erſte Veranlaſſung finden zu jenem Hellenismus der Form und des Charakters, welcher in den Kunſtgebilden ſeiner ehemals begeiſterten Einwohner bewundert wird, aber nicht durch Nachahmung erreicht und anderswo heimiſch geworden iſt. Denn wie auf Ausbildung und Farbe der Pflanzen die Miſchung des Bodens, ſo wirkt auf Entwickelung und Stimmung des menſchlichen Geiſtes auch die Beſchaffenheit des von ihm bewohnten Landes.

Als im Anfange des peloponneſiſchen Krieges ganz Griechenland von der Peſt ſchwer heimgeſucht ward, da flehten die Phigaleer zum Apoll, er möchte ſie vor der Seuche bewahren. Die Gottheit bezeugte ſich ihnen gnädig, und die Landſchaft, welche den Poeſie durchhauchten Namen Arkadien trägt, blieb verſchont von dem Übel. Aus Dankbarkeit beſchloſſen die Phigaleer dem Apollo Epikurios oder Helfer einen Tempel zu errichten. An abgeſonderte hochgelegene Orte ſtellten die Griechen gerne ihre vornehmſten Heiligthümer, vorzüglich die der Schutzgötter. Nicht allein, weil ſie über das Gewöhnliche hinausragen ſollten, ſondern weil in der Wirkung auf das Gemüth, in Erweckung der Idee des Göttlichen hier auch die Natur der Kunſt beitrat. Demnach eignete ſich Baſſae inſonderheit zum Sitz des weiſſagenden Gottes, denn Klüfte, Schluchten und Quellenorte glaubten die Alten von ſeiner begeiſternden Kraft erfüllt. Damals lebten in Athen die größten Männer der Zeit, ſtand die Kunſt in höchſter Kraft und Blüthe, dort hatte kurz zuvor Iktinus den Parthenon erbaut, und kein Geringerer als dieſer Meiſter ſollte auch den Tempelbau in Arkadien leiten. Er ward von den kunſtſinnigen Phigaleern berufen und vollendete ihnen das Heiligthum zu Baſſae, das um ſeiner harmoniſchen Verhältniſſe willen mit beſonderem Ruhm genannt ward. Größtentheils lieferte der Ort ſelbſt das Material zum Bau. Es war ein bläulich weißer Kalk-

ſtein, deſſen Schönheit und Härte den Anwurf entbehren ließ, den die griechiſchen Tempel gemeiniglich erhielten, wenn ſie nicht von Marmor waren. Den feſteren grobkörnigen Marmor gebrauchte der Künſtler nur zu den fein verzierten Theilen der Architektur. Ein ſchönes Gleichmaß herrſchte in der Lage der Mauerquadern, und die gewaltigen Bauſtücke waren nicht mit Mörtel, ſondern durch inwendig unbemerkt eingeſetzte Eiſenklammern verbunden.

Unter den bekannten Heiligthümern Griechenlands iſt der Tempel des Apollon Epikurios am beſten erhalten. Er iſt auch der eigenthümlichſte und zeigt ſowohl im Plan wie in der Ausführung erhebliche Abweichungen von den ſtrengen Regeln. Denn trotz der bewunderungswürdigen Reinheit ſeines Stiles ſtand auch Iktinus ſchon unter der Macht des Fortſchrittes und bewies bei dieſem Bau den Hauptzug des Genies, die Originalität, die ſich nicht an das Gewöhnliche bindet, ſondern ſelbſtgefällig in neuen Schöpfungen ſich ergeht. Indem er dem Tempel nach Lage und Beſtimmung die Geſtalt gab, erlaubte er ſich Neuerungen und gewagte Combinationen und folgte mit aller Freiheit den Eingebungen ſeines Geſchmacks und ſeiner Phantaſie. Schon in der veränderten Stellung iſt der religiöſe Gebrauch der Alten nicht mehr beobachtet. Sie richteten ihre Tempel, wie das Antlitz beim Gebet, immer nach Oſten, nicht wie hier von Nord nach Süd. Hierzu mag wohl der auf die Ferne berechnete maleriſche Anblick den Hauptgrund geboten haben, denn jetzt wandte der Tempel ſeine reiche Seitencolonnade dem Aufgang von Phigalia zu. Wenn die feſtliche Menge den Berg hinanſtieg, mußte ſie gleich durch die volle Prachtentfaltung des Säulenhauſes den mächtigſten Eindruck empfangen.

In mäßigen Verhältniſſen erbaut, dem Parthenon ſehr ähnlich, nur wenig kleiner, war das phigaliſche Heiligthum ein doriſcher Peripteros, d. h. mit einem einfachen Säulenumgang, und ein Hypäthron (innen unbedeckt) ohne die gewöhn-

lich über einander geſtellten Säulenreihen zur Stütze der Dachöffnung. Die äußere Säulenſtellung, das Pteroma, zeichnete ſich aus durch das Verhältniß der Säulenzahl, indem ſechs Säulen in der Vor- und Hinterfront und fünfzehn mit Inbegriff der Eckſäulen in jeder Seitenfront ſtanden. Dem Pronaos (Vorderraum) und dem Opithodomos (Hinterraum) lag ein tiefer Porticus vor. Der Pronaos war mit einem metallenen Gitter geſchloſſen und man betrat die Cella durch eine majeſtätiſche Pforte. Wenn ſie geöffnet wurde, ſchwand plötzlich die geheimnißvolle Dämmerung der äußeren Halle und ein unerwartet blendendes Licht ſtrömte durch die Hypäthralöffnung von oben herab. Die darüberſtehende Sonne ſchien in dieſen unbedeckten heiligſten Raum und vergegenwärtigte den Gott, dem hier ein Naos, eine Wohnung, bereitet war. Der an dieſem Orte dergeſtalt geſammelte Glanz der Strahlen mußte in dem Andächtigen Staunen erregen, wenn er durch die Schatten der äußeren Halle und des Pronaos hierher blickte und im hellen Sonnenſchein, dem Ausfluß der Macht Gottes, in der Pracht umgebender Säulen und Bildwerke das Koloſſalbild Apollos ſtehen ſah, das auf ſeinem Fußgeſtell bis gegen das Säulengebälk emporreichte und den inneren Raum des Tempels gleichſam mit ſeiner Gottheit ausfüllte. Damit das Auge dieſen Eindruck auf einen Blick faſſen könnte, hatte der Künſtler der Thüre eine verhältnißmäßig ungewöhnliche Breite gegeben. Im Innern der Cella brachte der Baumeiſter an den beiden Längeſeiten je zehn joniſche Halbſäulen an, gab ihnen ungewöhnliche Schlankheit und lehnte ſie an weit vorſpringende Wandpfeiler. Eine einzeln ſtehende Säule mit kompomirtem Kapitäl ſcheint die beiden Säulenreihen verbunden zu haben, die in einer Länge von hundert engliſchen Fuß nach allen vier Seiten hin den Architrav, den verzierten Fries und das Kranzgeſimſe trugen, welche zur Einfaſſung der Lichtöffnung in der Cella gehörten. Indem das offene Marmordach die Strahlen der Sonne einließ, empfing ſie dieſe Einfaſſung gleichſam mit

ſinnbildlichem Danke. Durch Triglyphen nicht unterbrochen, konnte der Bildſchmuck des Frieſes ein fortlaufendes Relief geſtatten. Es verherrlichte den Helfer Apollo durch die Darſtellung ſeines ſieghaften Beiſtandes in den, die geſammten Griechen betreffenden, drohendſten Gefahren im Kampfe mit den fanatiſchen Amazonen und rohen Centauren. Das archäologiſche Intereſſe und die Eigenthümlichkeit des Tempels liegen hauptſächlich in der hier angebrachten Verbindung der drei Säulenarten, der doriſchen Ordnung nach Außen, der joniſchen im Innern und der einzeln ſtehenden Säule, welche dem Vitruvius zu Folge, erſt ſpäter die korinthiſche genannt wurde, und das früheſte bekannte Beiſpiel dieſer Säulengattung iſt.

Wahrſcheinlich ſchüttelten heftige Erdbeben Jahrhunderte hindurch allmählich das Ganze zuſammen, nachdem die Metallgier der Menſchen den Tempel ſowohl des Schmuckes beraubt als auch die Feſtigkeit gelöſt hatte. Es ſtürzten zuerſt alle inneren Theile deſſelben von oben herab; der innere Fries, die Decken, der größte Theil der Mauervorſprünge und Halbſäulen, der Antenmauern und Zwiſchenſäulen, dann die äußeren Theile bis an den Architrav der Säulenumſtellung, und füllten das ganze Innere des Tempels bis zu einer Höhe von etwa ſechszehn Fuß mit einem Berge gewaltiger Bauſtücke an. Noch ſtehen von achtunddreißig, ſechsunddreißig doriſche Säulen dieſes Pteroma, indem die beiden Eckſäulen in der ſüdlichen Fronte des Tempels allein niedergeſtürzt ſind. In der maleriſchen Vertheilung der Säulenſtücke, welche der Reihe nach dalagen, ſah man noch die Bewegung des Sturzes. Nur an dieſer Fronte fehlten auch mehrere Stücke aus dem Architrav. An der weſtlichen Seite des Tempels war die Säulenreihe in der Mitte nach innen geſunken, doch ohne aus dem Schwerpunkte zu weichen, und ſo erhält ſie ſich, den Fall drohend, dennoch aufrecht. Von dieſer ernſten Säulenpracht angeſprochen, doch in gänzlicher Unwiſſenheit ihrer urſprünglichen Beſtimmung, bezeichnen die Hirten den Ruin mit dem Beinamen:

Is-tus-stylus, d. h. zu den Säulen. Aus dem inwendigen Haufen der Trümmer, der ſich von allen Seiten nach außen hin verbreitet hatte, ragte nur ein einziges Mauerſtück, mit einer joniſchen Halbſäule geziert, hervor. Indem die Abgelegenheit und die Beſchwerde des Zugangs an dieſen hochliegenden Ort zur Erhaltung mitwirkten, verbargen die Trümmer die ganze innere Baueinrichtung und bewahrten auf unſere Zeit mit der Kenntniß und Anſchauung derſelben, die wir bei den meiſten Architekturreſten Griechenlands vermiſſen, auch den Schatz von Bildwerken, die ſie bedeckt hatten.

In dieſem Zuſtande war der Apollotempel noch im Sommer 1812, als die vereinte Geſellſchaft, welche mit ihrem Gefolge aus vierzehn Perſonen beſtand, dort anlangte, um die Grabung zu beginnen. Obgleich der künſtliche Zuſammenhang der Theile zerſtört und die Natur ſich ihrer Rechte wieder bemächtigt hatte, war doch die vollendet ſchöne Säulenpracht noch in ihren Trümmern überwältigend groß. Sogleich erging an alle Hirten der umliegenden Gegend eine Aufforderung, ſich zur Arbeit einzuſtellen. Nur Greiſe, Weiber und Kinder blieben bei den Heerden zurück, die rüſtigen Männer und Jünglinge eilten herbei. Sie waren von Eifer für die Unternehmung beſeelt, aber ohne höheren Grund, nur aus Neugier, um zu erfahren, was in dieſer ſeltſam ehrwürdigen Pracht, die hierher gezaubert ſchien, verborgen ſein möge. Wohl lebt noch jetzt unter ihnen der Ruf der Hellenen, und mit dieſem Namen bezeichnen ſie alles helden- und rieſenmäßige; aber weit entfernt ſich ſelbſt als Erben der Glorie früherer Bewohner einzuſetzen, worin ſich hingegen das Selbſtgefühl der anderen Griechen auch jetzt nicht verläugnet, hält der einfache Sinn dieſer Hirten die Hellenen für Vorfahren der Franken, für kunſtfertige Fremde, die einſt im Beſitz ihres Landes waren, und erklärt ſich hieraus die häufigen Beſuche der reiſenden Europäer und den Werth, welchen dieſe auf alle von jenen herrührende Überreſte legen.

Durch die herbeigeſtrömte Menge der Hirten war nun die ganze Gegend lebhaft geworden. Täglich beſchäftigte man hundertundzwanzig, oft auch mehr. Wegen der großen Entfernung bewohnter Ortſchaften und Unwegſamkeit der Verbindungen hatte die Geſellſchaft beſchloſſen, ſich für die ganze Dauer der Grabung beim Tempel niederzulaſſen. Zelte wurden errichtet, aus friſchen Eichenzweigen Laubhütten erbaut, und zu beſſerem Schutz vor Sonne, Wind und Regen an weitſchattende Bäume oder vorragende Felsſtücke gelehnt. Auf dem Hauptplatze bildete ein über Pfähle ausgeſpanntes arkadiſches Zelttuch das Verſammlungs- und Speiſehaus. Doriſche Kapitäle und andere Fragmente dienten als Tiſche und Stühle. Ein großer, mit Laubwänden umſchloſſener Raum vertrat die Stelle des Muſeums zur Aufbewahrung und Anordnung der Bildwerke, die im Tempel gefunden wurden. Aufſeher und Bediente bauten ihre Hütten rings umher und auch die Küche mußte durch ein Laubdach vor Wind und Wetter geſchützt werden. So entſtand im Umkreiſe des Ruins bald ein ganzes Dörfchen belaubter Wohnungen, die alle ein verſchiedenartig maleriſches Ausſehen erhielten. Eine Eiche, den entfernteſten Baum, wählte ſich Stackelberg zu ſeiner Hütte. Aus dem knorrigen Stamm war ein wilder Kirſchbaum entſproſſen, und vor Sonnenbrand und Regen ſchützten jetzt mit ihrem dichten Laub ſowohl des Kirſchbaums ſchlanke Zweige, als auch der Eiche moſig rauhe Äſte. Von Laubwänden umgeben ruhte man gut unter den Bäumen, obgleich wegen des ſtarken Thaues und der Kühle ſelbſt in den Sommernächten eine winterliche Umhüllung erforderlich war. Aber heiterer und friſcher ließ es ſich hier zubringen, als in den braunen durchräucherten Zelten der Hirten und den unreinlichen Häuſern der Dörfer, wo ein Raum gewöhnlich Heerd, Lagerſtätte und Stall vereinte.

Der Ruf der Krankenkolonie hatte ſich raſch verbreitet. „Krankopolis“ nannte ſie das Volk. Aus den nächſten kleinen

Städten kamen die Vornehmen zum Beſuch. An den Perlen ihrer Roſenkränze ſpielend, ſaßen ſie in müßiger Verwunderung auf den Teppichen, ohne das Intereſſe zu begreifen, welches ſie an den Steinen des Tempels nehmen ſahen. Nach orientaliſcher Sitte empfing man ſie mit Pfeife und Kaffee, den ſtets nur der Jüngſte aus der Geſellſchaft darreichen durfte. Und er that es mit anmuthiger Bewegung, die Hand auf das Herz gelegt, als wollte er ſagen: ich thue es gern. Durch die Neugier herbeigelockt, blieben auch die Schäferinnen nicht zurück. Sie brachten Butter und Milchſpeiſen, die um ihrer Trefflichkeit willen mit vollem Recht berühmt waren. Die maleriſche Spindel in der nie ruhenden Hand, ſchritten ſie mit bloßen Füßen und königlichem Anſtand über den rauhen zackigen Felsboden. Gewöhnlich ſaß rittlings auf ihrer Schulter eines der Kinder und umſchloß das Haupt der Mutter mit ſeinen Ärmchen. An einem über den Rücken gelegten Bande hing das zwiſchen Stäbe geſpannte Schaaffließ, welches den Säugling ſchützend barg. Beim Tempel angelangt, befeſtigten die Weiber dieſe Wiegen an den Zweigen eines ſchattigen Baumes, wie Vögel ihre Neſter, und ließen den Liebling zu ungeſtörtem Schlaf dort ſchweben. Täglich wurden ganze Schaafe und Ziegen an hölzernen Spießen gedreht und nach völlig homeriſchem Brauch zubereitet. Spielleute waren aus eigenem Antriebe herbeigeeilt, um nach alter Landesſitte die Arbeit durch Muſik zu beleben. Sie wurden gleich für die ganze Dauer des Aufenthaltes in Dienſt genommen, und wie bei der Gründung von Theben und der Wiedererbauung von Meſſene, ſo begleitete auch hier klingendes Spiel das Rollen der Steine und die ermuthigenden Rufe der Arbeiter. Auch gab die Muſik jedes Mal das Signal zum Beginn und zum Schluß des Tagewerkes. Den Abend jedes Tages beſchloß ein Tanz der Schäfer und Schäferinnen, die in bacchantiſchen Sprüngen nach ihrer wilden Art auch ihre Freude bezeugten.

Aus den nächsten Dörfern strömten immer mehr Menschen herbei, und die sonst so verlassene einsame Gegend bot manchmal das Schauspiel und Geräusch einer Kirmeßfeier. Überall vertheilt sah man malerische Gruppen; Rauch und Dampf weit durch die Gegend ziehend, mit Kochen und Braten Beschäftigte, Essende und Tanzende unter den Bäumen. Dazu das ermunternde Zurufen und Schreien der Werkleute, welche in langen Reihen durch Stricke und Hebel die den Tempel anfüllenden Steinmassen bewegten und zwischen den Säulen hervorzogen. Das allgemeine Getöse ward noch vervollständigt durch die anfeuernde Musik und die Schläge der großen Trommel, die immer gewaltiger in das Geschrei mit einfiel und, vom Wiederhall verdoppelt, weithin durch das Gebirge schallte. Mitunter unterbrach den wüsten Lärm eine plötzliche Stille. Dann sah man aus den Trümmern des Tempels von mehreren Männern ein Stück der eben gefundenen Bildwerke hervortragen und im Museum niederlegen.

Die Anhäufung der Trümmer vor den beiden Hauptfronten gab Hoffnung zur Auffindung der Giebelstatuen. Über diese Mauerstücke hatten aber zwei uralte Eichen ihre mächtigen, umklammernden Wurzeln geschlagen und verwehrten die Grabung. Lange wurde darüber berathschlagt, ob diese ehrwürdigen Hüter der Überreste des Tempels fallen sollten. Ihr Untergang ließ sich nicht vermeiden und man schritt zur Arbeit. Es gewährte ein imposantes Schauspiel, als über achtzig Hirten nach Umgrabung der Wurzeln mit vielfach um die Äste geschlungenen Seilen und lautem Geschrei an diesen Bäumen zogen und lange Zeit vergeblich alle Kraft anwandten. Wie belebte zum Opfer geschleppte Wesen widersetzten sie sich dem Zerstörungsplan und strebten immer wieder zurück in ihre alte Lage, bis zuletzt die Stämme nachgaben, die Wipfel wie vom Sturme bewegt, langsam herabsanken, dann mit furchtbarem Gekrach unter dem eigenen Gewicht zusammenbrachen. Die Hirten jauchzten auf, gleich Siegern; aber einem

ſchaurigen Gefühl entging keiner, als die Bäume am Boden lagen und nun viel größer ausſahen, als zuvor. Unter ihren Wurzeln befanden ſich, außer einigen Bruchſtücken der Metopen, Tänzerinnen und Leierſpielerinnen, nur noch verzierte marmorne Randziegel, welche das Geſims des Giebels krönten, wohlerhaltene Lanzenſpitzen in Form von Olivenblättern, Reſte bronzener und ſilberner Vaſen, ein metallenes Lorbeerblatt aus dem Kranze des im Tempel verehrten Gottes, ein kleines Bronzegefäß und kleine Bronzefigur Apolls im alten conventionell religiöſen Stil. Von den Giebelſtatuen und Akroterien war nichts zu ſehen.

Die Wegräumung der bedeckenden großen Steinmaſſen im Innern des Ruins koſtete viel Anſtrengung. Oft war die vereinte Kraft aller zur Arbeit gedungenen Hirten erforderlich, um mit den einfachen Werkzeugen einen Stein zu bewegen. Die verſchiedenen Lagen der verworrenen Maſſen boten immer neuen Widerſtand, neues Hinderniß und erſchwerten fühlbar die natürliche Laſt derſelben. Daher erreichte man nur langſam und enthüllte nur theilweiſe den antiken Fußboden des Tempels, der wohlerhalten war. Hier lagen und ſtanden in verſchiedenen Richtungen der Reihe nach vor den Joniſchen Halbſäulen die durch den Sturz in viele Fragmente zerſprungenen Reliefs des inneren Joniſchen Frieſes. Mit größter Vorſicht wurden alle, auch die kleinſten Fragmente aufgeleſen, und ſo ging von ihnen nichts verloren, was die Verwitterung nicht ſchon gänzlich aufgelöſt hatte. Dieſe Sorgfalt belohnte ſich bald. Indem die Arbeit immer mehr vorſchritt, fand man durch wiederholtes Ordnen, durch genaues Anpaſſen der Brüche und abgeſprungenen Theile aus den Stücken, deren manchmal dreißig zuſammengehörten, ganze Marmortafeln und ganze Reihen derſelben. Nach und nach trat jedes Fragment an ſeinen Platz[1]). So war die Erwartung auf die ſich ent-

[1]) Es waren 23 Marmorplatten in hohem Relief gearbeitet. Die

wickelnden Stellungen und Gruppen in dieſen Reliefs lange Zeit geſpannt; die Wißbegier durch das Hervortreten neuer Schöpfungen der Künſtlerphantaſie immer wieder gereizt und der Geſellſchaft der herrliche Genuß gewährt, den Fries wie unter der Hand des Bildners unter eigenen Händen allmählich entſtehen zu laſſen. Welche Freude, als ſich auch darin ihre Hoffnung erfüllte, daß die Meſſung des Standortes auch die Vollſtändigkeit in der Anzahl der Tafeln erwies. Nur die Reihenfolge derſelben und daher auch der Zuſammenhang der Darſtellungen war durch zufällige Vermengung ſchon beim Niederſtürzen verloren gegangen und blieb trotz der bei Findung jedes Fragments genau beobachteten Ortsbezeichnungen eine Aufgabe, die man erſt nach Abbildung des Ganzen zu löſen verſuchen konnte. Dieſer in hohem Relief gearbeitete Fries gehört zu den bedeutendſten und vorzüglichſten Antiken griechiſcher Plaſtik und iſt in ſeiner Art die einzige Tempelverzierung, die uns faſt vollſtändig aus dem Alterthum erhalten blieb[1]). Es war die wichtigſte Ausbeute der Grabung.

Mit den Erſcheinungen des regſamen Lebens ſchmückten dieſe Bildwerke die ſtarren Maſſen der Architektur. Sie umgaben die vier Seiten des Tempels, wie eine zuſammenhängende Schrift, deren bildlicher Inhalt ſich in einer Folge von verſchiedenen Handlungen fortſchreitend entwickelte. In ähnlichem Sinn, wie Pindar ſeinen Siegeshymnus „einen Lydiſchen Hauptſchmuck" nennt, mit erſchallendem Laub bunt gezieret, ſo umkränzte und umſchwebte auch dieſe Binde den ſiegreichen Helfer. Vergleichbar einem ſolchen Hymnus, einem Päan auf Apoll, der in Wechſelgeſänge der Halbchöre getheilt nach alter Dichtungsweiſe voll epiſchen Inhalts war, ſehen wir in der-

meiſten haben mehr als 4 Fuß Länge. Die Höhe jeder Marmortafel beträgt nach engliſchem Maß 2 Fuß 1½ Zoll. Die Geſammtheit der Tafeln begreift eine Längenausdehnung von 101 Londoner Fuß 2 Zoll.

[1]) Profeſſor Overbeck nennt ihn in ſeiner Geſchichte der griechiſchen Plaſtik: den Eckſtein unſeres monumentalen Wiſſens.

ſelben zwei Vorſtellungen aus dem Leben des Theſeus den Beiſtand verherrlichen, welchen der Gott in zwei verhängnißvollen Kämpfen den Griechen geleiſtet: bei der Niederlage des fanatiſchen Amazonenſchwarmes im Kriegszuge wider den Helden, und bei der Niederlage des rohen Centaurenvolkes auf ſeines Gefährten und Freundes Peirithoos Hochzeit. Die Hülfserſcheinung der Gottheit macht den Übergang von einer Vorſtellung zur anderen. Apollon ſteht auf einem von der Artemis gelenkten und mit zwei Hirſchen beſpannten Wagen. Schon hat er den einen Kampf günſtig entſchieden, jetzt wendet er ſich dem anderen zu, um auch dort ſiegreich einzugreifen. Erhabener und zugleich ſchicklicher konnte der Gegenſtand zu dem Fries eines Tempels nicht aufgefaßt werden, wo der Gott als Helfer oder nach atheniſcher Benennung „als Übelabwehrer" inwohnend verehrt wurde.

Da die Lehre von den Sagen der Vorzeit bei dem griechiſchen Volke aus dem Munde prieſterlicher Sänger hervorging, Bildner und Dichter in ſchöner Wechſelwirkung gemeinſam arbeiteten, ſo entſtand die Darſtellung dieſer Kämpfe wohl auch aus dichteriſchen Geſängen, die im Gedächtniß der Menſchen fortlebten. Sowohl die Amazonen- wie Centaurenkämpfe gehörten zu den in der Kunſt oft wiederholten Stammesſagen der Athener. Sie waren ein Lieblingsgegenſtand griechiſcher Künſtler und wurden von ihnen ſymboliſch aufgefaßt als Sieg der Civiliſation über die Barbarei. Zumal in der Periode der attiſchen Kunſt, in welcher der phigaliſche Fries entſtand, wetteiferten die Vorzüglichſten der bildenden Künſtler in Darſtellungen aus dieſen Kriegen. Tempel und Heiligthümer wurden mit ihnen geziert, auf Helmen, Rüſtungen, Bechern, Thüren, ja ſogar auf Schiffen wurden ſie angebracht. Zu Olympia am Throne des Zeus hatte Phidias die Amazonenſchlacht, am Giebel des Tempels Alkamenes die Centaurenſchlacht dargeſtellt. In dem äußeren doriſchen Friese des Parthenon erhielten die Metopen Centauren- und Amazonen-

kämpfe. Auf den Sandalen und dem berühmten Schilde der Athene Parthenos verherrlichte Phidias abermals beide Kämpfe, und auch am Theseion finden wir sie wieder. Damals wurde der Charakter der Amazonen und Centauren vollendet. Von diesen Kunstgeschöpfen entstanden Musterformen für die folgenden Zeiten. Phidias erschuf das Ideal der Männinnen und ihm ist auch das der Roßmenschen zuzuschreiben.

Die Doppelnatur der Centauren, ihre Wildheit, ihr kriegerischer Sinn boten der bildenden Kunst einen besonders günstigen Stoff. In der seltsamen Verwickelung, zum Theil wunderbaren Vereinigung von Thier- und Menschennatur gestattete sie sowohl eine große Mannichfaltigkeit in Form und Zusammenstellung, als auch eine gleichmäßig sich wiederholende Fortsetzung. Voll Bewunderung folgen wir den einzelnen Darstellungen und schauen überrascht auf die Fülle und Originalität der verschiedenartigsten Motive. Gleichwie Ovid den ungeheueren und bejahrten Centauren Latreus schildert (Met. XII v. 462), der den Halesos niederstreckte und ihm die Waffenrüstung entwandte, so erscheint hier ein Centaur, durch Glatzkopf, Roßohren und steifes Roßhaar sich vor allen anderen unterscheidend. Er ist im Begriff, einem niedergestürzten Lapithen die Waffen zu nehmen. Über ihn heran sprengt der Halbmensch, so daß die Löwenhaut weit ab von der Schulter zurückfliegt, und tritt auf ihn mit stampfenden Rosseshufen, die, vom Panzer abgleitend, seine Wuth verdoppeln. Den entrissenen Schild hat er sich schon an den Arm gefügt und will nun auch den Helm ergreifen. Dem Lapithen ist das Schwert entfallen, er wehrt sich mit den Fäusten, wird erfaßt und ringend unterliegt er. Weiterhin tritt zwischen die Frevelthaten der wilden Halbmenschen auch Vergeltung und Bestrafung. Ein jugendlicher Held, sei es Peleus oder Nestor, packt und erwürgt einen Centauren. Schon umschlingt er seinen Hals, drückt ihn in die Beugung des linken Armes, indeß der rechte ihm das Genick zu brechen, den Kopf gewalt-

ſam herabdrängt. Im wüthigen Schmerz erſtickt das Gebrüll des Ungeheuers. Vergebens ringt der offene Rachen nach Luft. Die Augen quellen hervor, das Haar ſträubt ſich, die Muskeln ſind angeſchwollen. Mit Arm und Fuß umklammert er das Bein des Würgers, ſtößt ihm die Fauſt in das Geſicht, bäumt ſich und ſtrebt wie ein Stier, der am Haupt erfaßt iſt, den Gegner hinauf und hinunter zu ſchleudern. Alſo kämpft jener den Todeskampf. Der Centauer Krenäos hat ſein ſchützendes Löwenfell verloren und ſich zur Flucht gewendet, da erhaſcht ihn Dryas an den Haaren und läßt ihn qualvolle Mißhandlung erdulden. Ein tödtlicher Schwertſtoß iſt ihm bereitet. Wie er ſich zurückbiegt, mit ausgebreiteten Händen die Wunden des Rückens bedeckt, von Todesgefahr gelähmt in die Knie ſinkt und im Schmerz hinter ſich ſchaut, trifft ihn das Schwert in das offene Antlitz.

Auch Du von vorne, wiewohl Du
Kehrteſt den Rücken zur Flucht, empfingſt die Wunde, Krenäos,
Zwiſchen die Augen hinein, da zurück Du wandteſt das Antlitz,
Stürmte der ſchreckliche Stahl, wo die Naſ' an die Stirne ſich füget.
(Ovid. Met. XII v. 312 nach Voß.)

So wogt der wild aufregende Kampf in vielgeſtaltigen Gruppen immer weiter. Im bedrohlichſten Moment, als Hippodameia verfolgt und geängſtigt zu den Füßen der Hochzeitsgöttin ſinkt und das alterthümliche Idol Hülfe flehend umfaßt, erſcheint Theſeus als Rächer der Braut und Beſieger des Wüthendſten unter den Centauren. Wie ſchön contraſtirt das ſteife Götterbild mit dem regſamen Leben des Handelnden. Dieſe Darſtellung macht den Beſchluß des Centaurenkampfes und nächſt dem helfenden Gott Apollon wird dem von ihm begünſtigten Helden der ſiegreiche Ausgang der Schlacht zuerkannt.

Mit großer Feinheit charakteriſirt der Künſtler in der Amazonenſchlacht den Kampf zwiſchen den Männern und Männinnen. Weibliche Anmuth legt er in der Frauen männ-

liches Thun, behendes Weſen in alle ihre Bewegungen. Hier ſehen wir keine gräßlichen Mordſcenen, wie im Centaurenkampf, ſehen nur Angriff, Vertheidigung und Schonung. In den äußerſten Momenten der Leidenſchaft ſteigt die Darſtellung bis zur Drohung und ſchwebenden Gefahr. Auch der Kampf der Empfindungen findet hier der Natur gemäß ſeinen Ausdruck. Die Männer vertrauen ihrer überlegenen Kraft. Sie wollen nur Gefangene machen, faſſen die Weiber an ihren langen Haaren, ſtemmen ſie nieder, zwingen ſie ſich zu ergeben und ziehen ſie gewaltſam als Beute fort. Die Weiber äußern Widerſtreben und Unwillen, flehen um ihr Leben, wollen ſich losreißen und fliehen.

Den Schild auf dem Rücken, zur Flucht bereit, leiſtet eine ſchon überwältigte und niedergefallene Amazone in Zorn und Schmerz noch den hartnäckigſten Widerſtand. Das im Kampfe herabgeriſſene Gewand entblößt ihr die rechte Bruſt bis an den Gürtel, prieſterlich umgiebt eine Binde ihre Stirne. Sie ſucht ſich aus dem Arme ihres Überwinders loszuringen. Er aber hat ſie an den Haaren ergriffen und will ſie fortſchleifen. In gleichem Gefechte ſind neben ihnen Amazonen und Athener. Drohend ſchwingt eine Amazone das zweiſchneidige Beil. Ihr vom Gürtel gelöſtes Gewand fliegt um ihre Hüften. Der Athener wirft ihr die Lanze entgegen und ſein mächtiger Rücken wird nur halb von dem vorgeſtreckten Schilde bedeckt. Hier wieder hält ſich eine tödtlich Verwundete kaum aufrecht. Als Zeuge ihrer Tapferkeit liegt zu ihren Füßen der verlorene Helm eines Kriegers. Sie fühlt die Kraft ihrer Knie weichen, Haupt und Arme neigen ſich leblos zur Erde, bald ſtürzt ſie hin. Allein und ohne Beiſtand haucht ſie ihre ſtarke Seele aus. Dort ſchleppt ſein Mitbürger den nackten geplünderten Leichnam eines Mannes hinweg. Zu ſpät kam er dem Gefallenen zu Hülfe. Schwert und Schild in eine Hand faſſend, lehnt er ihn mit vorbedächtiger Umſchau ſich an das Knie. Hier ringen Krieger und Kriegerinnen

mit einander. Die Gestürzte an dem Haarknauf fassend, strebt der Grieche mit angestemmtem Fuße sie nieder zu ziehen, indeß sie unbezwingbaren Muthes beide Hände gebraucht, um die Gewalt seines Armes zu hemmen, und den Fuß stellt, um ihn zum Falle zu bringen. Den Kontrast zwischen Liebe und feindlichem Streben hat der Künstler in einer Scene vorzüglich schön wiedergegeben. Zwei Amazonen, schöne Mädchen, sind im Konflict mit sich selbst und einem jungen griechischen Helden. Die Eine, durch das Diadem als von höherem Stande ausgezeichnet, hält den Arm schützend über den schon zu ihren Füßen hingestürzten Jüngling, während ihre Gefährtin zum tödtlichen Streiche ausholt. Drei zu Rosse sitzende Frauen sind vor allen bemerkbar. Es sind die Schwesterköniginnen, die den Krieg veranlaßt haben. Orithya ist von einem raschen Jüngling ereilt, mit dem Schwert bedroht, an den Haaren erfaßt und rücklings vom Pferde herabgezogen, ehe sie noch den Theseus, das Ziel ihrer Rache, im Gedränge erreichen konnte. Ihr Gewand ist aufgerissen und von der entblößten Seite flattert es weit in die Luft. Waffen und Zügel sind der Jungfrau entfallen. Mit ihren Schenkeln umklammert sie das hochaufbäumende Roß, in Qual und Entsetzen biegt sie den gelenken Körper zurück und strengt alle Kraft an, um sich dem Arm des Kriegers zu entwinden. Aus dem Schlachtgewühl eilt eine andere Heldin mit erhobener Axt und ausgestrecktem Schilde ihrer Königin zu Hülfe. Mächtig schreitet sie aus in kampfbegieriger Raserei und wirft den wüthenden Blick nach Theseus zurück. Wie ein Felsenriff im Meere, an dem Woge um Woge zerschellet, so steht Theseus der Held mitten im Gedränge. Über dem linken Arme hängt ihm die Löwenhaut, mit der Rechten hebt er die Keule zu dem zermalmenden Schlage. Im stolzen Bewußtsein ihrer Tapferkeit mit dem Beile um sich hauend, sprengt die heldenmüthige Hippolyte an ihn heran. Flatternd hebt sich ihr Mantel im Sprunge des Thieres. Schon warf sie den Gegner der vor-

hergehenden Amazone unter die ſtampfenden Hufe. Der Jüngling aber, deſſen Haupt mit dem Pilos bedeckt iſt, ſucht ſich wieder empor zu richten, und heimlich will er das Schwert gegen die Königin ziehen. Hinter dem Theſeus tritt eine andere Amazone hervor, kühn die Axt nach ihm ſchwingend. Aus Schritt und Wendung des Helden läßt ſich ſchließen, daß die an ſeiner Seite niedergeſtürzte Antiope von ihm ſelbſt hingeopfert ward. Der Künſtler mußte dieſer tragiſchen Überlieferung folgen, um zu zeigen, wie die Macht und die Waffenthaten der kriegeriſchen Weiber auf Apollos Gebot gebrochen wurden und ein Ende fanden. In wechſelndem Kriegsglücke drängt ſich immer weiter eine Gruppe von Kämpfenden an die andere.

Die menſchlichen Geſtalten dieſer Bildwerke zeigen jene Blüthe vollendet ſchöner Heldenjugend, welche ſich die griechiſche Künſtlerphantaſie aus der genaueſten Kenntniß der Natur erſchuf. Sie fand das Geheimniß der Belebung in der lebendigen Anſchauung und richtigen Auffaſſung des Lebens. An Kühnheit der Erfindung, an Reichthum der Ideen übertraf der Bildner des Phigaliſchen Frieſes alle ſeine Vorgänger und erregt unſere größte Bewunderung. Selbſt die Frieſe des Phidias haben nicht dieſe Mannichfaltigkeit der Motive, nicht dieſe Flüchtigkeit der Bewegung, wo ſich die Phantaſie des Künſtlers in einer Reihe von hundert Figuren nicht erſchöpft hat. Es iſt unſtreitig die geiſtreichſte Darſtellung der beiden Mythen. Man erkennt hier den prometheiſchen Funken, der zu jener Zeit in lichte Flammen aufſchlug und bei den Griechen die Ideale der Kunſt erzeugte. In Stil, Erfindung und Freiheit des Geiſtes, in großartiger Behandlung der Charaktere, Formen und Stellungen iſt der Schüler des Phidias nicht zu verkennen. Da um die Zeit der Erbauung des Apollotempels der Athener Alkamenes noch im Peloponnes verweilte, ſo läßt das Zuſammentreffen von mancherlei Merkmalen und Umſtänden darauf ſchließen, daß dieſer Vorzüglichſte unter den

Schülern des Phidias auch der Bildner des Frieſes geweſen ſei[1]).

Die Ausräumung des Tempels war vollendet. Wie nach der Laune eines Malers zur freien Durchſicht der Gegend geordnet, ſtanden die Säulen der Halle jetzt mehrere Fuß hoch über der Erde wohlerhalten da. Durch die Wiederbelebung des Ortes mußte der Tempel vor fernerer Beſchädigung bewahrt werden. Deßhalb vereinigten ſich die Künſtler zur Stiftung einer Kapelle, die man der heiligen Apollonia weihen wollte. Obgleich auf dem Kontinent von Griechenland die Gründung gottesdienſtlich chriſtlicher Gebäude damals nur in den ſeltenſten Fällen geſtattet wurde, ſo ließ ſich von der freien Denkart Veli Paſchas doch die Einwilligung erwarten. Das lebensluſtige Hirtenvolk bat um eine feierliche Einweihung, damit auch ſogleich bei der Kapelle eine Kirchmeß könnte gefeiert werden.

Im Vorgenuß der zu erwartenden Feſtlichkeiten kamen Hirten und Hirtinnen aus den nächſten Dörfern jetzt an Sonn- und Feiertagen zu dem völlig gereinigten Tempel, deſſen glatter Boden zum Tanze lockte. Geſchmückt mit ihren beſten geſtickten Kleidern, ſchritten ſie in langem Zuge unter Geſang und Begleitung der Laute durch das Bergthal hinauf. Man glaubte die antiken Feſte erneut zu ſehen. Verſammelt in dem Pronaos, faßten ſie ſich an die Hand und bildeten einen Halbkreis, den der Chorage oder Vortänzer mit lebhaften Bewegungen und immer wiederkehrenden Richtungen langſam an einem Tuche nach ſich zog. Dabei ſang er aus dem Stegreif erfundene Reime zum Lobe der Frauen, die von dem Chor beantwortet wurden. Dieſer Reigen heißt jetzt Syrtò, der Ziehreigen. Er erinnert an den Deliſchen Tanz, Geranos oder Kranichtanz genannt, welchen

[1]) Neuere Forſcher ſind nicht Stackelbergs Meinung und können den Urheber dieſes Kunſtwerkes nicht mit Namen nennen.

Theseus einführte, um die Wanderung mit dem Faden der Ariadne aus den Irrgängen des Labyrinths zu vergegenwärtigen. Er wird jährlich in Athen am dritten Osterfesttage beim Theseustempel vom Volke getanzt. Der Arvanitico, ein epirotisch albanesischer Waffentanz, der auch von den Hirten aufgeführt ward, gleicht jenem antik orientalischen Tanze, den Xenophon u. A. erwähnen und den persisch assyrischen Reigen nennen. Der Tänzer hält zwei Säbel kreuzweise über der Brust und versteht es durch seine Bewegungen eine allmählich bis zur Wuth sich steigernde Begeisterung auszudrücken, wobei er geschickt im Kreise sich herumdrehend bald aufspringt, dann wieder auf die Kniee sinkt und die Säbel taktmäßig wie im Kampfe zusammenschlägt. Mitunter treten auch zwei Männer in diesem Tanze auf, um der Musik folgend einen Zweikampf darzustellen. Nachdem die Hirten abwechselnd bald rasche, bald langsame Reigen getanzt hatten, vertheilten sie sich in malerische Gruppen auf Mauern und Säulenstücke, um auszuruhen. Nun begannen sie den rührenden Gesang, der in diesen Gebirgen, gleich einem Naturlaut, oft gehört wird und, wie der Schweizer Kuhreigen, stille Sehnsucht in uns weckt. Bei den zur Rohheit geneigten Arkadiern wurde die Musik als Entwilderungsmittel mit solchem Eifer betrieben, daß keine andere Unwissenheit für so große Schande galt, als die Unkenntniß in der Musik. Von frühester Jugend auf pflegten sie bacchische Hymnen zu singen und zeichneten sich dadurch vor allen übrigen Griechen aus.

Aus ihrem harmlosen Zeitvertreib ward die heitere Versammlung eines Tages ganz unerwartet aufgeschreckt. In der Nähe der Hütten hatte sich bei Austheilung des Arbeitslohnes wegen fehlender Grabungsgeräthe ein Streit erhoben. Der zu des Paschas Dienerschaft gehörende Aufseher faßte Verdacht auf einen der Hirten. Der Beschuldigte warf sich rachedürstend unter die Tanzenden, trieb sie mit Schmähungen und Mißhandlungen auseinander und entwischte. Die Hirten verläug-

neten ihn. Einer der Leute, welcher wegen seines Trotzes vom Diener des Paschas geschlagen ward, wagte es, sich gegen ihn zu wehren. Es entstand ein vollständiger Aufruhr. Im Handgemenge griff man zu den Waffen. Ein Flintenschuß nach dem anderen fiel unter die aufgeregte Menge. Das Geschrei und Wehklagen der Weiber vermehrte den Lärm. Bald waren die Streitenden durch Kampf, Flucht und Verfolgung im Gebirg und Wald verschwunden. Dieser Vorfall konnte für den Fortgang der Unternehmung verhängnißvoll werden, denn es war nicht unmöglich, daß die versprengte Hirtenkolonie sich den Räubern anschloß, die auf den Landstraßen stehende Banden unterhielten. Doch das Vertrauen zu den Fremden, von denen sie nur Wohlthaten empfangen hatten, bewog die Hirten am folgenden Morgen ihr Oberhaupt, den Kodjabaschi des Dorfes Skliru, abzusenden, um sich Vergebung und Vermittelung zu erbitten. Man versprach die Auslieferung des Unruhstifters, damit er allein die Strafe erdulde, welche die Gesammtheit der Hirten vom Pascha befürchtete. Der Schuldige ward gefangen gesetzt und die Sache glücklich beigelegt.

Es sollte jedoch die Ruhe des heiteren Aufenthaltes bei den Laubhütten nicht mehr fortdauern. Die stolzen Türken des alten Nauplia, Veli Paschas Gegenpartei, hatten in dem beiderseitigen Intriguenspiel am ottomannischen Hofe die Oberhand gewonnen und dessen Absetzung von der Statthalterwürde der Morea durchgesetzt. Auf diese Nachricht hin kamen in den verschiedensten Gegenden des Peloponnes Räuberbanden zum Vorschein, welche die bevorstehende Anarchie und Unordnung benutzen wollten, die wahrscheinlicher Weise zwischen der Abreise des Pascha und der Ankunft seines Stellvertreters entstehen mußte. Ein Theil der Kunstgenossenschaft war schon nach Zante abgereist, um für die schleunige Einschiffung und sichere Überfahrt der gefundenen Antiken die nöthigen Anordnungen zu treffen. Stackelberg, Haller und Linkh blieben beim Tempel zurück. Aus Vorsicht vor möglichen Räuberüber-

fällen wurden Wächter ausgeſtellt, das Nachtlager der drei Freunde innerhalb des Tempelraumes aufgeſchlagen und wegen der empfindlichen Kälte ein großes Feuer unterhalten. Trotzdem hatten ſich die Kundſchafter einer Räuberhorde doch bis an den Tempel herangeſchlichen und hinter den Trümmern verborgen. Bei dem unſicher flackernden Dämmerlicht bemerkte der Wächter wohl zwei weiße zuſammengekrümmte Geſtalten, hielt ſie aber einfach nur für Ziegen. Zufällig traf ein Lichtſtrahl den Meſſingbeſchlag von des Räubers Flinte und nun erſt erkannte der Hirte die Gefahr. Er war unbewaffnet. Mit großer Geiſtesgegenwart legte er raſch entſchloſſen ſeinen Hirtenſtab wie eine Flinte auf die Räuber an und ſchrie ſo laut wie möglich: „Mi salivete! Mi salivete! Daß Ihr euch nicht rührt.“ Die Täuſchung gelang und der Zweck war erreicht. Alle in den umliegenden Hütten ſchlafende Hirten erwachten und rannten mit Waffen herbei. Die Räuber entflohen. Zahlreiche Flintenſchüſſe wurden ihnen nachgeſandt. Sogleich ließ der Älteſte der Hirten nach den Höhen hinauf, wo ſeine Söhne und Enkel bei ihren Heerden ſchliefen, den Schäferruf erſchallen. Sie gaben Antwort und eilten von den Bergen zur Verfolgung der Räuber herbei. Begünſtigt durch die Dunkelheit der Nacht, konnten dieſe weder in den Wäldern noch in den Schluchten aufgeſpürt werden. Am folgenden Morgen entdeckte man, daß ſie ſich nach dem mißlungenen Anſchlag auf die Fremden durch etliche aus den Hürden geſtohlene Ziegen entſchädigt hatten. Gleich darauf war Bröndſted von einem Ausfluge nach Sparta und Meſſene ganz unerwartet wieder beim Tempel eingetroffen. Auf der Langada, dem Gebirgswege zwiſchen Miſtra und Kalamata, hatten mainotiſche Räuberbanden ihn überfallen und rein ausgeplündert.

Wachſende Kälte der Nächte und Wolkendünſte, die ſchon Anfang Auguſt das Schlafen im Freien gefährlich machten, wurden gegen Ende des Monats vollends der Geſundheit ſchädlich. Ein großer Theil der Arbeiter war entlaſſen. Bei Wieder-

holung räuberiſcher Anſchläge fühlte man ſich nicht mehr ſtark genug an Zahl. Die hierdurch verdoppelte Gefahr zwang unſere Reiſenden ſich jeden Abend in das eine Stunde vom Tempel entfernte Dörfchen Skliru zu begeben. Einige Leute blieben bei den Antiken zurück. Wenn bei dieſen nächtlichen Wanderungen der Jupiter über den Gipfeln der Bäume aufſtieg, ſtaunten die Freunde über das ungewöhnlich große und klare Sternenlicht. In damaliger Jahreszeit warf er ſogar leichte Schatten auf die Felſen, Wurzeln und verſchränkten Zweige des wegeloſen Waldgebirges. Mit Recht nannten ihn die Hellenen Phaëthon, der Leuchtende. Wie die helle Flamme einer Leuchte, leitete er die einſamen Wanderer ihrem Ziele entgegen. „Denke man ſich dazu noch das ferne Geheul des Schakals, das völlige Getrenntſein von der ganzen übrigen Welt und man wird es begreifen, wenn ich ſage, daß unſer Leben in Arkadien eben ſo ſchön wie abenteuerlich geweſen iſt.“

An den Sonn- und Feſttagen unternahmen die Gefährten noch verſchiedene Ausflüge zu neuen Entdeckungen, fanden dabei die Mauerreſte der alten Stadt Phigalia, auch das Ira, mit dem Meſſenien ſein Ende nahm, und die Stelle auf dem lykäiſchen Berge, wo in früheſter Zeit Menſchenopfer dargebracht wurden. Dieſer Bergaltar des Zeus iſt eine künſtlich gearbeitete Fläche, unheimlich mit uralten Scherben und verbrannten Thierknochen bedeckt, die in weitem Umkreiſe förmlich wie geſäet dalagen. Der heilige Bezirk des lykäiſchen Zeus war unmittelbar unter dieſem Gipfel.

Bevor der Paſcha eine Anzeige vom Erfolg der Grabung und die Zeichnung aller gefundenen Bildwerke erhielt, hatte ſchon ein zuvorkommendes Gerücht die Reliefs von weißem Marmor in lauter Statuen von purem Silber verwandelt. Seine Erwartungen waren daher auf das Höchſte geſpannt. Zeichnungen genügten ihm keineswegs. Mit eigenen Augen wollte er ſich von der Wahrheit überzeugen. Auf ſein ausdrückliches Verlangen mußte die Hälfte des Marmorfundes

nach Tripolitza geschafft werden, obgleich die Schwierigkeit des Transports über die hohen unwegsamen Gebirge sie manchen Gefahren aussetzte. Trotz aller angewandten Sorgfalt ging dennoch ein Stück der Bildwerke dabei verloren. Erst ein Jahr darauf ward es zufällig von J. Spencer Stanhope bei einem Landmann entdeckt, gekauft und dem Brittischen Museum übergeben. Dem Pascha selbst aber machte die Sendung keine Freude. Beim Anblick der durch das Alter gebräunten Marmorfragmente in seinen Erwartungen gewaltig herabgestimmt, sandte er sie unverzüglich wieder zurück. Um sich aber als feiner Kunstkenner zu bewähren, ließ er sogleich sein Erstaunen vermelden, „über die täuschend natürliche Darstellung der Schildkröten". Sein archäologischer Scharfsinn hatte die Schilder der Kämpfenden für Schildkröten gehalten. Gegen eine mäßige Summe entsagte er gern seinen Ansprüchen auf die Bildwerke. Zur Einweihung des Tempels und zum Bau einer Kapelle wagte er jedoch nicht mehr die Erlaubniß zu geben, denn er fürchtete neue Anklagen seiner Feinde. Damit schwand auch die letzte Hoffnung, bei dem verlassenen Tempelhaus eine Wiederkehr festlicher Freuden zu begründen.

Ende August erreichte das Grabungsgeschäft seinen vollständigen Abschluß. Geraume Zeit verging aber noch mit den Vorbereitungen zur Verpackung der Antiken. Die vielen Stücke der zersprungenen Relieftafeln mußten in Tuch eingenäht, für die größeren Fragmente Holzkisten angefertigt werden u. s. f. Nur durch bedachtsam kluges Verfahren gelang es, Veli Pascha zu bewegen, daß er eine schriftliche Erlaubniß gab, um die Antiken fortzubringen, und den Befehl an die Hirten ertheilte sich deßhalb sogleich einzustellen. Auch bei diesem letzten Geschäft machten die Archonten noch mancherlei Schwierigkeiten und drohten mit einer Verzögerung bis nach der Abreise des Pascha. Vermöge des hierauf mit ihnen geschlossenen Vertrages übernahmen sie schließlich die Besorgung des Transportes; zur Sicherung ihres Wortes mußten sie aber den

Bruder des Kodjabaſchi von Andritzena als Geißel nach Tripolitza ſchicken.

Alles war geordnet und zum Abmarſch bereit, als plötzlich in einer der Hütten, die mit verdorrtem Laube daſtanden, Feuer ausbrach. Halbverbrannt wollte man den geliebten Wohnſitz nicht zurücklaſſen, und der zündende Funke ward raſch von Hütte zu Hütte getragen, bis ſie alle in hellen Flammen luſtig emporflackerten. Wie im Traum ſchwand mit der glücklich ſorgenloſen Zeit des arkadiſchen Lebens auch das letzte Zeichen von der Belebung des Ortes. Die lichte Geſtalt des Tempels ſank zurück in ſeine Verödung, nach wie vor dem Wandel der Zeiten trotzend. „Sei mir ein Troſt", ruft Stackelberg aus, „der Spruch, welcher unſer Xeneion gründet: Die Freude iſt nur beſtändig, wenn ſie geſtorben in der Erinnerung fortlebt."

Nicht ohne Rührung ſahen die Hirten die liebgewordenen Fremden fortziehen. Thätigkeit und Behagen hatten ſie brüderlich mit ihnen getheilt. Der Älteſte von Skliru, zugleich Oberhaupt des Hirtenſtammes, wandte ſich mit eigenthümlich patriarchaliſchem Ausdruck zu ihnen, wünſchte „Ores kalès", glückliche Stunden, und verſicherte, daß er bei der Wiederkehr der Sommer ihrer gedenken würde, daß ſeine Kinder ſeinen Enkeln, dieſe ſeinen Urenkeln und ſo fort kommenden Geſchlechtern erzählen ſollten, wie die Franken mit ihnen lebten, bis die Kälte der Nächte eingetreten und die Heerden von den Bergen herabgezogen waren.

Ein langer Zug hatte ſich gebildet. Bei der Unwegſamkeit des Gebirges und dem bedeutenden Gewicht der meiſten Antiken konnte man ſich zu ihrer Fortſchaffung nicht einmal der Saumthiere bedienen. Mehr als 150 Hirten mußten ſie auf ihren Schultern über die Berge bis an das Meer hinabtragen. Die Laſt einzelner Stücke war ſo groß, daß ſechs bis acht Mann ſie mitunter kaum zu heben vermochten. Auf jeden ihrer Tritte mußten ſie genau Acht geben, denn die Uneben-

heit des Bodens forderte die größte Vorsicht und zwang nach wenigen Schritten immer wieder zum Stillstand. Daher konnte der Zug sich nur langsam fortbewegen. Er ging von Bassae durch die Schlucht des Kotylion in die Tiefe des Neda Grundes, wo die romantische Waldkapelle, Agia Paraskewi, im Platanenschatten stand und der Lymax mit steinrollendem Gewässer vorüberrauschte. Es kostete viel Mühe und Anstrengung bis man den steilen Abhang hinauf zu den wenigen Hütten von Dragoï, dann zu den Resten eines dorischen Tempels und endlich zur $1^1/_2$ Stunde entfernten Stadt Phigalia gelangte. Ihre Ringmauern umschließen die ganze felsige Berghöhe zwischen den ärmlichen Dörfern von Pavlitza und Koritza und tragen das Gepräge zweier verschiedener Zeitalter. Der ebene Platz auf dem höchsten Gipfel innerhalb der Stadtmauern enthält Spuren antiker Bauwerke. Hier stand vermuthlich der vornehmste, der Retterin Artemis geweihte Tempel. Außerhalb der Ringmauern wurden Felsengräber und Nekotaphe gefunden, unter den Trümmern des Stadtbezirks auch bisher unbekannte Münzen des alten Phigalia aus der Zeit des Achäerbundes. Hier forschten die unermüdlichen Reisenden nach der heiligen Grotte der Demeter Melàne, der schwarzen Demeter, deren Bild die Arkadier einst bei Mißwachs und Hungersnoth stifteten. Man wies sie zu einer kleinen, der Mutter Gottes geweihten Kapelle. Auf den beschwerlichsten Wegen kam man an wilden abschüssigen, mit Eichen und Platanen bewachsenen Ufern des Bergstroms in eine tiefe Schlucht hinab, wo in schauerlicher Einsamkeit, hoch über der brausenden Neda, die in den Fels gehauene Höhle lag. Mit Lebensgefahr krochen und stiegen die Freunde zu ihr hinan und fanden eine enge, durch losgerissene Felsstücke halb verschüttete Grotte, vorn durch eine ärmliche Mauer geschlossen, innen mit Heiligenbildern bemalt. Alljährlich ward dort ein vielbesuchtes Fest gefeiert. Im Munde des Volkes lebte noch ein Nachhall von der Sage der erzürnten, trauernden Demeter.

Den erſten Tag kamen die Träger der Bildwerke nicht weiter als bis zum Dörfchen Merlina, wo antike Wartthürme auf den letzten Berggipfeln ſtanden und den Paß in das arkadiſche Hochland bewachten. Am folgenden Morgen ward die Gebirgsgegend verlaſſen und in das Thal hinabgezogen. Vor ihnen lag eine fruchtreiche Ebene, durch welche die Neda, aus der Enge arkadiſcher Schluchten befreit, in immer verſchlungeneren Zügen langſam gegen das Meer hingleitet und Elis von Meſſenien ſcheidet. Schön bewachſene Hügel umgrenzten die Felder voll Gemüſe, Melonen, Feigen, Mais, Wein und Obſt aller Art. Zerſtreut zwiſchen den Pflanzungen ſah man auf hohe Pfähle erbaute Hütten, von denen aus die Leute ihr Eigenthum bewachten. Nicht weit von der Mündung der hier zu einem Fluß angewachſenen Neda, bei den ſpitzen Schilfhütten von Buſi, wurden die ſchweren Laſten der Bildwerke niedergeſtellt. Durch die Ausdünſtung des wenig bewegten Waſſers iſt dieſer Ort um der böſen Luft willen ſehr verrufen. Unendliche Mückenſchwärme nöthigen den am Fieber leidenden bleichen Pflanzer der Gegend in Säcke zu kriechen und Bewohner der Bäume zu werden. Dieſe ſind von den üppigen Ranken wilder Reben ſo dicht umſponnen, daß man ihre urſprüngliche Geſtalt aus den grotesken Verſchlingungen kaum noch erkennen kann.

In Buſi erneuten die Archonten nochmals ihre gewinnſüchtigen Pläne, verbargen einen Theil der Bildwerke, weigerten ſich ſie herauszugeben und veranſtalteten unter den Trägern einen Aufſtand gegen die Fremden, in welchem ſie ſelbſt die Vertheidiger ſpielten. Durch Muth und Entſchiedenheit gelang es den Reiſenden auch dieſes Mal, ihr Recht zu behaupten und das gute Vernehmen wieder herzuſtellen.

Am nahen Meeresſtrande lag das Fahrzeug bereit, in welches nun die Sammlung der Antiken nach Zante eingeſchifft wurde. Der damalige engliſche Befehlshaber der Joniſchen Inſeln, General Ayre, hatte eine Bedeckung von mehreren

Kanonierboten mitgeſchickt, um die Überfahrt vor kreuzenden Korſaren zu ſichern. Widrige Winde und dichte Nebel zerſtreuten gar bald die ungleich ſegelnden Schiffe, und nur die Gunſt des Geſchickes half den gehobenen Schatz glücklich in den Hafen führen.

Fünfzehntes Kapitel.

Zante, Kephalonia, Ithaka. Rückkehr nach Athen.

(1812—1813.)

Schon war die Hälfte des Monats September verſtrichen, als die Geſellſchaft in Zante landete und den Gaſthof betrat, wo Freund Koës geſtorben. Jetzt ruhte er dicht bei der Stadt auf dem engliſchen Militärkirchhofe an einſam verborgener Stelle. Bröndſted ſetzte ihm einen Denkſtein, und die Gefährten wählten zur Grabſchrift den Vers aus der Ilias, welchen Stackelberg bei Troja in ſein Taſchenbuch geſchrieben und ſich zur eigenen Grabſchrift gewünſcht[1]).

Zante hat wegen ſeiner Fruchtbarkeit den Beinamen «Il fior di Levante», die Blume des Oſtens, und man kann ſich auch kaum etwas Lieblicheres denken, wie dieſe weiten blumenreichen Gefilde voll Wein- und Ölpflanzungen. Auf einer Anhöhe dicht über dem Meer liegt die alte venetianiſche Veſte, von vielen Häuſern umgeben. Des Schloſſes weitragende

[1]) Im handſchriftlichen Nachlaſſe hat ſich keine genaue Bezeichnung dieſes Verſes gefunden. Prof. Gerhard (in den römiſch-hyperboreiſchen Studien, 2. Bd.) vermuthet, daß es V. 304—305 im 22. Geſange iſt.

Ausſicht umfaßt die ganze Ebene von Zakynthos und damit auch den größten Theil der Inſel bis an den Fuß des Gebirges. Die Zantioten hielten ſich fern von der Geſellſchaft der Franken, verbargen ihre Frauen und führten ein halb fränkiſches, halb orientaliſches Leben. In Bauart, Kleidung und einigen Sitten hatten ſich noch Überreſte aus der Venetianerzeit erhalten. Um ſo gaſtlicher wurden unſere Reiſenden von den auf der Inſel wohnenden Engländern empfangen, unter denen die edle und gute Familie des General Ayre ſich ganz beſonders liebenswürdig gegen ſie benahm.

Für die Aufſtellung der Statuen einen paſſenden Ort zu finden, koſtete viel Mühe und vergebliches Suchen. Schließlich entdeckte man im Hauſe der Gräfin Lunzi ein Magazin, das ſich vorzüglich dazu eignete. Bereitwillig den Künſtlern überlaſſen, wurde es ſogleich mit Oberlicht verſehen und förmlich zum Muſeo eingerichtet. Indeß Haller und die anderen Freunde ſich mit Ordnen und Zuſammenſetzen der Skulpturen beſchäftigten, vervollſtändigte Stackelberg die ſchon an Ort und Stelle begonnenen Zeichnungen des Frieſes und der übrigen Bruchſtücke von Statuen und Metopen. Nachdem jedes Fragment ſich glücklich an das nächſtgehörende gefügt, ward der Fries auf Repoſitorien in die Mitte des Raumes und längs den Wänden aufgeſtellt, durch Netze geſchützt, mit einem Geländer verſehen, und dem Publikum jetzt der freie Zutritt geſtattet. Leider fehlte es den Einwohnern von Zante an richtigem Verſtändniß für den Werth der Antiken, und es mögen wohl auch von den Reiſenden, die damals Zante berührten, nur wenige eine aufrichtige Freude an den Marmorbildern gehabt haben.

Um ihrer beſonderen Hülfsleiſtung willen, wurden die Herren Gropius und Legh mit zu den Eigenthümern der Antiken gerechnet. Da ſämmtliche Mitbeſitzer, die nun aus Haller, Linkh, Stackelberg, Soſter, Legh und Gropius beſtanden[1]), das

[1]) Cockerell war abweſend und unbetheiligt.

Kunstwerk gern ihrem persönlichen Vaterlande zu erhalten wünschten, entschloß man sich für öffentliches Ausgebot. Gropius ließ in Zante eine Beschreibung des Bildwerks drucken und wollte auch eine Skizze des Frieses bekannt machen. Allein Professor Wagner, der im Auftrage des Kronprinzen von Bayern sich damals wegen der Äginetischen Statuen in Zante aufhielt, war ihnen durch die überraschende Herausgabe seiner eigenen Zeichnung zuvorgekommen.

Bis Ende November beschäftigte sich Stackelberg mit den Zeichnungen des Frieses. Nächst der langentbehrten Musik gewährten sie ihm auch den größten Genuß, denn das Leben in den fränkischen Häusern behagte ihm nicht mehr. „Wie selten bietet sich dort dem Blick eine charakteristische unverzerrte Gestalt. Mächtig wuchs in mir die Sehnsucht nach jenen lebendigen Gegenständen, die Auge und Sinn stets fördernd und erhebend beschäftigen. Gern entsage ich allen Vortheilen europäischer Bequemlichkeit und wünsche mich zurück in die rohen Länder, um wieder, versetzt in schöne Vergangenheit, träumend weiter zu leben. Interessant war mir nur die Bekanntschaft des berühmten Insurgenten oder Räuber Kolokotroni, der sich für die Freiheit seiner Landsleute so tapfer gegen Veli Pascha schlug. Ein Mann voll Geist und Lebhaftigkeit, mit wilder charaktervoller Physiognomie. Gegenwärtig lebte er in Zante als Kapitän der neugebildeten englischen Legion der Albanesen."

Allmählich lichtete sich unser Freundeskreis. Bröndsted, der Jahre lang treue Reisegefährte, ging zurück in das Vaterland. Gropius und Linkh waren mit Professor Wagner fortgezogen, nur Haller war noch mit mir in Zante geblieben. Am 24. December sollten auch wir beide die Insel verlassen. Haller hatte sich auf einem Kanonierboot des General Ayre nach Patras eingeschifft. Wie er so mit vollen Segeln davoneilte, das Schifflein gar bald meinen Augen entschwand, erwartete ich mit Ungeduld die Stunde, in der auch unsere

Bootsleute die Anker lichten würden. Da es in meiner Absicht lag, Kephalonia und die anderen jonischen Inseln zu besuchen, so hatte mir Boccacampi, der Kommandant des Schlosses von Kephalonia, zur Überfahrt einen Platz in seinem Schiffe angeboten. Das Meer war ganz still geworden, kein Lüftchen regte sich, rudernd mußte man in See stechen. Doch bevor wir die Küste erreichen konnten, erhob sich ein furchtbarer Sturm. Die Nacht brach an. Der Kommandant befahl den Bootsleuten, uns in der Nähe des Borgo St. Georgio an das Land zu setzen und lud mich ein, bei ihm fürlieb zu nehmen. Mein Diener blieb im Schiff bei den Sachen und sollte mich am anderen Morgen in Argostoli treffen. Auf Saumthieren, die im nächsten Dorf erzwungen wurden, ritten wir zum halb zerstörten Schloß hinauf. Das furchtbarste Unwetter tobte die ganze Nacht hindurch. Donner, Sturm und Regen ließen mich nicht zur Ruhe kommen, und ich war doch unter schützendem Dach sicher geborgen.

Damals ahnte ich noch nicht, was ich erst viel später erfuhr, daß zur nämlichen Zeit mein geliebter Haller in Sturm, Gewitter und größter Lebensgefahr auf dem Meere umhertrieb. Nach einer halbstündigen guten Fahrt war auch er vom Unwetter und von der Nacht überrascht worden. Die Schiffsleute wurden unsicher in der Richtung ihres Weges. Der Sturm hatte die Segel zerrissen, das Landen war gefahrvoll, zum Theil unmöglich. Es mußte die Barke erleichtert werden. Auf Befehl des Kapitäns warf man allen Mund- und Schiffsvorrath über Bord, zuletzt auch Hallers sämmtliche Effecten. Auf dem Meeresgrunde, unwiderbringlich verloren für ihn, lagen jetzt alle Zeichnungen, die er seit Athen gemacht hatte, lag auch die kleine Sammlung seiner Antiken. Nur das Messungs-Journal vom phigalischen Tempel, dessen Verlust ihm unersetzlich gewesen wäre, konnte er retten. Mitternacht war längst vorüber und immer noch trieben sie unsicher hin und her. Da zuckte ein heller Blitz durch die Finsterniß und

zeigte die nahe Küſte. Mit Anſtrengung aller Kräfte gelang es den Bootsleuten das Land zu erreichen und das Fahrzeug mit Tauen an ein Felſenriff zu befeſtigen. Der Sturm hatte ſie an die nördliche Küſte von Zante, unweit St. Nikolo di Skinari, verſchlagen. Ganz durchnäßt, ohne Kleider zum Wechſeln, bei ſtrömendem Regen, mußte Haller in der offenen Barke bis zum hellen Morgen liegen bleiben. Unaufhörlich tobten die Wellen, jeden Augenblick konnte das ſchwache Fahrzeug wieder losgeriſſen und in das weite Meer zurückgeſchleudert werden. Mit den erſten Sonnenſtrahlen legte ſich allmählich das ärgſte Unwetter. Haller ſtieg ſogleich an das Land, ging zu Fuß in das nächſte Dorf und ritt dann bei heftigem Landregen nach der 18 Miglien entfernten Hauptſtadt Zante. Einige Tage ſpäter konnte er ſich wieder einſchiffen und gelangte dieſes Mal ungefährdet nach Athen.

Indeß durchwachte ich die ſtürmiſche Nacht im Borgo S. Georgio. Beim Morgengrauen lag dichter Nebel auf Land und Meer. Mich dünkte es ein Traum in Kephalonia zu ſein, ein Traum, daß der abenteuerliche, kaum bewohnbare Trümmerhaufe, durch deſſen Gänge und Häuſer ich ſchritt, die ehemalige venetianiſche Veſte ſei, vor kaum 50 Jahren noch der Sitz vornehmer Geſchlechter. Boccacampi ließ beim Frühſtück ſeine ganze Mannſchaft aufmarſchiren, um mich zu begrüßen. Es waren lauter ſchöne, wildblickende Sulioten. Von ihnen begleitet ritt ich zu dem fränkiſchen Städtchen Argoſtoli. Die Nebel hoben ſich und zeigten mir das Land, in welches ich gerathen, zeigten mir auch an tiefer Bucht das hochgelegene Argoſtoli. Dort forſchte ich ſogleich nach meinem Dimitri und fand den armen Jungen im jämmerlichſten Zuſtande noch an Bord des Schiffes. Er ſowohl wie ſämmtliche Effecten waren völlig durchnäßt und mußten ſchleunigſt in die nächſte Locanda geſchafft werden. Mein Homer und meine Bibel klebten feſt aneinander, nur mit Mühe löſte ich die Blätter der Ilias von den Blättern der Geneſis. Kleider,

Tücher u. ſ. w. wurden in den Zimmern zum Trocknen aufgehängt, und alsbald ſtürzten eine Menge Weiber in das Haus hinein. Sie fanden es ganz ſelbſtverſtändlich, daß alle die ſchönen Sachen hier zum Verkauf ausgeſtellt ſeien, und wollten ein gutes Geſchäft machen. Bald hatte ich jegliche Art Ungemach überſtanden und konnte ungeſtört mich meiner Schau- und Reiſeluſt wieder hingeben. Da ich den Major Boſſet, Befehlshaber der Inſel, von Zante aus kannte, machte ich ihm meinen Beſuch. Boſſet herrſcht wie ein kleiner Fürſt auf Kephalonia und iſt hoch geachtet von allen Bewohnern der Inſel. Mit gaſtlicher Zuvorkommenheit nahm er mich bei ſich auf, zeigte mir die intereſſanteſten Alterthümer und war mein treuer Begleiter auf allen Streifzügen.

Beſonderes Intereſſe erregte mir Kraneae, das ſich ſeinen antiken Namen bewahrt hat. Eine halbe Stunde von Argoſtoli, am Rande des Golfs auf vorragendem Hügel und gegen das Thal hinab erbaut, waren die mit kleinen Treppen verbundenen Häuſer ſtellenweiſe noch zu erkennen. Im Thal findet man eine Menge zerſtreut umher liegender Gräber, von denen ich die entfernteſten unterſuchte. Sie beſtanden aus unterirdiſchen Kammern, die alle neben einander lagen, und zu denen ein pyramidaliſch gehauener Eingang hinabführte. In ſolchen Grabkammern waren 11—14 vertieft ausgehauene Gräber, in deren Sarkophage Knochen, Vaſen u. ſ. w. gefunden wurden. Auf dem Aenos, dem höchſten Gipfel des Monte nero, ſoll, wie mir Major Boſſet als Augenzeuge verſicherte, noch gegenwärtig ein Jupiteraltar zu ſehen ſein. Aus Knochen und Aſche koniſch zuſammengefügt, iſt er dem lykäiſchen völlig ähnlich. Wir ließen uns über den Golf ſetzen und ritten zum Gebirge hinan. Von der Höhe hatte man eine ſehr intereſſante Ausſicht auf den argoſtoliſchen Hafen und das in einem elliptiſchen Bogen ſich tief in das Land hineinſchwingende Meer. Am Ausgang der Schluchten lag die kleine Ebene von Samo. Zu beiden Seiten mit bewachſenen Höhen und der ſchnee-

bedeckten Montagna umgeben, zog ſich das oliven- und wein-bewachſene Land bis an die Meeresbucht hinab. Ithaka ſchloß die Ausſicht in ihrer ganzen Ausdehnung, und zwiſchen den einzelnen Berggruppen erkannte man die nebelhaften Umriſſe des Pindos. In der Meeresbucht, am Fuße des Gebirges, lagen auf drei getrennten Höhen die Ruinen von Samo. Von der Marina ſteigt man zu ſchönen, aus rohen polygonen Steinen erbauten Terraſſen hinauf. Durch die vielen, zum Theil in den Fels gehauenen Treppen war es wohl ein prachtvoller Aufgang zur Stadt. Noch iſt auf einer dieſer Terraſſen ein Thor und Felsaltar deutlich erkennbar. Auf dem zweiten Gipfel, als dem höchſten, ſtand eine zweite Stadt von weniger hohem Alterthum, deren wohlerhaltene Ring- und Burgmauern Spuren bedeutender Reſtauration aus dem Mittelalter trugen. Auf dem dritten und niedrigſten Hügelvorſprung des Berges ſtand nur ein Tempel.

Mit Zeichnen und antiquariſchen Unterſuchungen beſchäftigt, blieb ich einen ganzen Tag in Samo, nahm dann Abſchied von Major Boſſet und ruderte in winzigem Parama den 31. December früh Morgens zur Zeit der Windſtille nach Ithaka hinüber. Dicht unter der ſogenannten Burg des Odyſſeus ward in einer Bucht gelandet, und das Boot auf untergelegte Baumſtämme an das ſandige Ufer gezogen. Vathy, der Hauptort in Ithaka, lag eine Stunde weit vom Landungsplatz entfernt. Zum Transport meiner Sachen mußten Träger geſchafft werden, denn daß hier Pferde, Ochs und Eſel gar nicht oder nur in den ſeltenſten Fällen anzutreffen ſind, wußte ich ſchon aus meinem Homer. Der Bootsmann war um guten Rath nicht verlegen. Wir beſtiegen eine Anhöhe unterhalb des Burgfelſens Aëtos, und nun ließ der Schiffer nach den Bergen hin ſeinen Lockruf erſchallen. Aus allen Vignen und Ölgärten der fernen Höhen antworteten ihm Frauenſtimmen. „Für Weiberkräfte ſind meine Koffer zu ſchwer. Schafft Männer herbei“, rief ich dem Bootsmann zu. Lächelnd

und ſiegesgewiß erwiederte er: „Wenn es die ſtarken Jungfrauen nicht auf ihren Köpfen forttragen können, thuen es die Männer noch viel weniger“. Und hin und her in lang gedehnten Lauten verſtändigte er ſich mit den weiblichen Laſtträgern über Ziel und Preis. Leichtfüßig kamen ſie von den Bergen herab, hoben meine Koffer gewandt auf ihre Schultern und folgten uns in langer Reihe bis nach Vathy.

Spiegelhell und klar liegt der Golf oder Hafen des Phorkys hier im Bergesſchutz. Sein tiefes Gewäſſer verdoppelt Berg und Küſte in maleriſchem Wiederſchein. In idylliſch ſchöner Lage umgiebt Vathy das öſtliche Ende dieſer ſeeähnlichen Bucht. Deutlich ſchildern ſie uns die Verſe der Odyſſee im 13. Geſang V. 96–104:

Phorkys eigen, dem Greiſe des Meeres, iſt eine der Buchten
Dort auf Ithakas Inſel, und zwei vorſpringende Berghöh'n
Bilden mit zackigem Felſengeklipp hinlaufend den Hafen.
Sie ſind Dämme der Fluth, die feindliche Winde von außen
Verweh'n, und in dem Innern ſtehn die beruderten Schiffe,
Ohne gefeſſelt zu ſein, nachdem ſie den Hafen erreichet.
Dort nun ſteht gleich vorn an der Bucht ſchlankblättrig ein Ölbaum,
Und ganz nah iſt die Grotte dabei voll lieblichen Dunkels.
Nymphen, Najaden benennet, geweiht als heiliger Wohnſitz.

Am Ufer des inneren Hafens von Vathy ſtehen Häuschen in fränkiſchem Geſchmack. Faſt alle Höhen ſind mit Windmühlen beſetzt und geben dadurch dem Städtchen ein dörflich geſchäftiges Anſehen. Gleich beim Eintritt in die Stadt begegneten mir Linkh und Luz, die ſich ſchon ſeit einiger Zeit in Ithaka aufhielten, um nach Alterthümern zu graben. Sie waren eben im Abreiſen begriffen und erzählten mit Begeiſterung von ihren neueſten Erfolgen. Am Fuße des Aëtos hatten ſie in den aufgedeckten Gräbern viele intereſſante Funde gemacht: Halsketten, Siegel, ſilberne Ringe, bronzene und irdene Vaſen, Opferſchaalen, Lorbeer-, Steineichen- und Myrtenkränze aus dünnem Blech u. ſ. w. Obgleich unterhalb der Odyſſeusburg gefunden, trug alles doch den Charakter römiſcher Zeit.

Aus der beſten Kunſtperiode und von vorzüglicher Arbeit erwieſen ſich nur ein ſilberner Becher und kleines Ohrgehänge mit flötenhaltender Sirene oder Harpye. Dieſe vielen Gold- und Silberſachen hatten das Städtchen in größte Aufregung verſetzt. Kapitän Quithiera, Kommandant der Inſel und Korſe von Geburt, verſuchte unſeren Freunden jede nur mögliche Schwierigkeit in den Weg zu legen. Direct die Grabung zu verbieten wagte er nicht, war aber ſehr neidiſch und aufgebracht über jeden neuen Gegenſtand, der zum Vorſchein kam. Kaum hatte auch Linkh zu graben aufgehört, da zögerte Quithiera keinen Augenblick, um ſelbſt die Arbeit mit größtem Eifer fortzuſetzen.

Ithaka iſt von Nord nach Süd durch einen Iſthmus in zwei gleiche Hälften getheilt. Auf dem kaum eine Meile breiten Landſtrich erhebt ſich der Aëtos als völlig iſolirter Berg zu einer Höhe von 600 Fuß über dem Meeresſpiegel. Er beherrſcht ſowohl den geräumigen Meerbuſen von Phorkys mit dem ſchneereichen Neïon und dem Neriton, finſter von Waldung, wie auch den Kanal von Kephalonia, den Golf von Samo und läßt in bläulicher Ferne noch die Bergſpitzen von Korfu erkennen. Auf ſeinem Gipfel ſtehen die ſagenhaften Trümmer der Odyſſeusburg in der ſchönſten Lage eines Fürſtenſitzes. Ihnen galt mein erſter Ausflug am Neujahrstage 1813.

Auf ſteiniger Küſte, der Bucht entlang, vorüber am Kap der Forts und mitten durch die Grotte der Najaden führte mein Weg. An der Stelle, wo auch jetzt noch ein Olivenbaum ſteht, ward der Sage nach Odyſſeus von den Phäaken niedergelegt. Raſch ſkizzirte ich die Landſchaft und den Ölbaum, dann ging es durch Weinberge die mit Oliven, Cypreſſen und Brodfruchtbäumen geſchmückten Abhänge hinauf. Dicht unter dem rauhen Theil des Berges ſind in dieſen Weingärten viele Sarkophage, Gräber und Mauerlinien, zwiſchen denen ich noch eine kleine doriſche Säule ſah. Höher hinauf, un-

weit der Kapelle, ſtand ein antiker Brunnen, weiter in den Fels gehauene Gräber, von denen die meiſten durch Linkh und den Kommandanten geöffnet waren. Von hier aus ſteigt man am leichteſten den mit dornigem Unterholz und Diſteln bewachſenen Berg hinan. Rohe Mauern, aus mächtigen Steinen einfach zuſammengefügt, umgaben den Gipfel. Hoch oben auf einem dreieckigen ebenen Raum mit abgerundeten Winkeln ſtand das Haus des Odyſſeus. Innerhalb der Burg ſah ich zwei Ciſternen, und unter anderen Trümmern auch die Mauer eines ſchmalen oblongen Gemaches aus ſorgfältig bearbeiteten polygonen Steinen; gegen Südoſt eine nach Innen perpendikulär behauene Wand. Dort ſchloß das Gebäude mit einem eckigen Thurm. In den Fels gehauene Stufen ließen hier einen Ausgang vermuthen. Ich zeichnete die merkwürdigen Überreſte und machte einen Plan von den Mauerlinien der Burg.

Ein Tag meines Aufenthalts ward der Quelle Arethuſä gewidmet. Von Vathy aus begab ich mich zuerſt zu den ſogenannten zwölf Schweineſtällen des göttlichen Sauhirten, die theils in den Fels gehauen, theils aus kyklopiſchen Mauern erbaut ſind. Dann ruderte ich im Kahn zu der weißen Klippe, die ſich noch bis auf unſere Tage den antiken Namen Korax bewahrt hat, und mit ſenkrechtem Abfall von 100 Fuß Ithakas ſüdliche Landſpitze maleriſch abſchließt. Es iſt der Rabenfelſen, deſſen Homer erwähnt (Ody. XIV. v. 398), als Odyſſeus den Eumäos auffordert, ihn von dem großen Fels hinabzuſtürzen, wenn er ihm eine Lüge ſage. Rudernd gelangten wir bald in die Bucht unterhalb der Quelle und ſtiegen dicht bei der am Korax ſich hinwindenden Schlucht zum Berge hinan. Als ich in die Schatten des Thalkeſſels trat, überraſchte mich ſeine liebliche Schönheit. Wildes Geſträuch bedeckte die Höhen, immergrüne Bäume ſchloſſen den freundlichen Ort. Mit Sitzen umgeben, ſtand rechts im Grunde ein moderner kleiner Brunnen, hinter dem das kryſtallhelle Waſſer der

Arethuſa aus einer Grotte hervorſprudelte. Der Tradition nach iſt es die homeriſche Quelle, aus welcher Eumaios ſeine Schweine tränkte. Jetzt dient ſie Ithakas Bewohnern als heilſamer Geſundbrunnen und wird von ihnen „Perapigadi", der jenſeitige Brunnen genannt. Da ich bei Sonnenuntergang zu Fuß über die nächſten Höhen nach Vathy zurückwandern wollte, konnte ich die antiken Gräber und Mauern dieſer Gegend nicht mehr beſuchen.

Um Grabungen anzuſtellen, ging ich ſpäter nach Oxoi, einem nördlich von Vathy hochgelegenen Ort. Am Abhange des Berges, auf welchem dieſes große Dorf ſteht, feſſelt ein iſolirter Felsabſturz unwillkürlich den Blick. Aus den federleichten Gruppen der Johannisbrodbäume ſchaut uraltes kyklopiſches Mauerwerk hervor. Theils unter, theils neben einer Kapelle erkennt man noch ganz deutlich die aus oktogonen Blöcken gebildete Ringmauer eines kleinen Tempels. In die Felswand ſind Niſchen zu Votivbildern eingemeißelt, dort ſieht man auch Spuren von Gräbern und Gebäuden. Es iſt dies die ſogenannte Schule des Homer. Ringsumher iſt die Gegend reich an Weingärten, und man findet beim Graben viele antike Münzen, unter denen die mit dem Kopf des Odyſſeus nicht ſelten ſind.

Bei meiner Ankunft in Oxoi ſtrömte gleich unzähliges Volk zuſammen, umdrängte mich, ſchrie wild durcheinander und immer nur von Schatzgräberei. Das bewog mich von meinem Empfehlungsbrief an den Milizkapitän Vretto Gebrauch zu machen. Er war einer der Grafen von Ithaka und empfing mich gaſtfrei höflich. In genußreicher Thätigkeit verweilte ich hier bis zum 9. Januar und begab mich dann auf den Rückweg, um auch die andere Seite des Neriton kennen zu lernen. Ländlich hübſch führte der Weg durch einen Berggrund und ſchöne Olivenpflanzungen dem Meere zu. Über Klippen und Felſen ging es weiter am Strande hin bis nach Maurona, einem Dorf mit bedeutendem Kloſter und vortrefflichem Hafen.

Überhaupt iſt dieſe Seite der Inſel ſehr reich mit ſicheren Häfen eingebuchtet, während die andere nur ſteiles Ufer hat. Den Berg hinauf führt eine gangbare Straße nach Kathara. Vom Gipfel des Neriton hat man ſehr weite und intereſſante Ausſicht auf die zahlreichen Inſeln von Leukadien, den Peloponnes, die Küſte von Griechenland mit ihren leuchtenden ſchneebedeckten Bergen, das Akrokerauniſche Gebirge, den Pindos, das Vorgebirge von Kyparissia u. a. m. Auch überblickt man den vom Neïon beherrſchten Theil der Inſel, ſowie die ſchroffe Bergreihe des Iſthmus, welcher das Land des Neriton mit dem des Neïon verbindet. Zu unſeren Füßen lag der Golf von Phorkys. Spät Abends kehrte ich im Kahn nach Vathy zurück und hatte die Hälfte der Inſel zu Fuß umgangen. Im Schatten der Ölwälder und auf felſigen Höhen, bei jeder Quelle, jeder Meeresbucht, durchlebte meine Phantaſie mit erinnerungsreicher Lebendigkeit alle die Geſänge des unſterblichen Dichters. Wer kann ſich hier ihrem Zauber entziehen?

Zur Weiterreiſe nach Patras fand ſich wohl bald ein Trabakolo, es war aber durch vielfache Stürme gar übel zugerichtet. Trotzdem ſchifften wir uns ein, kamen auch glücklich durch die Echinaden nach Miſſolonghi und gingen auf der verſandeten Ebene mit halb zerriſſenen Stricken vor Anker. Faſt alle Schiffer waren an das Land gegangen, und nur zwei von ihnen bei mir an Bord geblieben. Da erhob ſich plötzlich ein wüthender Orkan. Uns fehlte das zweite Ankertau. Wir waren in Gefahr losgeriſſen zu werden. Die nahgelegenen Schiffe drohten auf uns zu ſchießen, wenn wir nicht fortzögen. Was blieb mir anders übrig als mit den beiden Bootsleuten ſchleunigſt die Segel aufzuziehen und der kleinen Inſel Vaſſiladi zuzuſteuern. Jedenfalls ein lebensgefährliches Wageſtück, und ich war auch ſehr beſorgt um das Gelingen. Die Leute tröſteten mich aber mit dem Verſprechen, ſobald Gefahr ſich zeige, wollten ſie die Barke ſogleich auf den Sand fahren. Glücklicher Weiſe bedurfte es nicht dieſes Experimentes.

Ungefährdet erreichten wir die kleine Fiſcherinſel, und während der Orkan noch lange fortwüthete, lagen wir wohlgeborgen vor Anker. Vaſſiladi hat nur Raum für wenige Schilfhütten. Waſſervögel aller Art bedecken in großer Menge das Ufer. Ihr Aufflug verurſacht jedes Mal ein donnerähnliches Geräuſch. Hier beginnen die ſchon erwähnen Schilfzäune zur Abgrenzung der verſchiedenen Fiſchereien. Rundum iſt das Meer ſo ſeicht, daß man nur auf ausgehöhlten Baumſtämmen verkehren kann. Stangen zum Aufhängen der Netze ragen aus ihnen hervor, die wie ausgebreitete Spinnenfüße über der ſpiegelnden Fläche ſchweben. In ſolch' einem ausgehöhlten Baumſtamm brachten mich die Fiſcher am andern Tage nach Miſſolonghi. Wegen ungünſtiger Winde mußte ich dort meine Weiterreiſe abermals verzögern und die Gaſtfreundſchaft des öſterreichiſchen Conſuls in Anſpruch nehmen.

Viel Zeit und viel Mühſal koſtete dieſe zweite, über Patras und Korinth nach Athen unternommene Reiſe. Kaum aus Miſſolonghi abgeſegelt, mußte man wegen conträrer Winde gleich hinter Galaxidi wieder liegen bleiben. Strenge Kälte trat ein. Tiefer Schnee bedeckte die Höhen und das flache Land. Unſer Trinkwaſſer war eingefroren. Vier Tage ſaßen wir im Schiffsraum am flackernden Kienholzfeuer und konnten uns nicht erwärmen. In meine rauhe Heimath wähnte ich mich zurückverſetzt. Auch in Korinth gab es eine Verzögerung von mehreren Tagen. Kein einziges Schiff war im Hafen, denn in Smyrna und Konſtantinopel wüthete die Peſt. Ohne Erlaubnißſchein vom Paſcha der Morea durfte man den Derven des Iſthmos nicht paſſiren. Warten und immer wieder warten hieß es jeden neuen Morgen. Während meines unfreiwilligen Aufenthaltes zeichnete ich viel, erſtieg auch neben dem Burgfelſen die Höhe mit dem Thurme aus dem Mittelalter. Durch die nämliche Lücke der Berge, in welcher Akrokorinth vom Pnyx aus zu ſehen iſt, erblickte ich über den Iſthmos hin unſer geliebtes Athen. Mannichfache Erinnerungen durchflogen

meine Seele. In Gesellschaft theuerer Freunde hatte ich hier als Neuling zum ersten Mal den griechischen Boden berührt. Ein Vielgereister, aber Einsamer zog ich jetzt meines Weges, nur in der trockenen Gesellschaft des zur größeren Sicherheit aus Patras mitgenommenen Dragoman. Alle Schwierigkeiten wurden überwunden, der Isthmos durchschritten, der Hafen von Kenchreae erreicht, aber kein Schiff zur Überfahrt gefunden. Zuletzt mußte ich mich entschließen ein Boot zu besteigen, das zwanzig Korsaren geladen hatte. Sie wurden gezwungen abwechselnd die Ruder zu führen, und brachten uns während der Windstille in einer Nacht durch den Kanal von Salamis in den Piräus.

Außer Bröndsted waren bei meiner Ankunft im Anfang Februar alle Freunde vollzählig in Athen beisammen, und wir schwelgten im Wechseltausch gegenseitiger Eindrücke und Erlebnisse. Leider fehlte uns dieses Mal auch nicht der Schatten. Manchen froh begonnenen Tag trübten unliebsame Störungen. Durch den Verkauf der Aeginetischen Statuen an den Kronprinzen von Bayern entstanden Streitigkeiten und Prozesse, unter denen der edle Haller besonders schwer litt. Aus dieser Dissonanz unseres idealen Lebens flüchtete ich am liebsten zu meiner großen Arbeit. Mich beschäftigte damals eine Sammlung attischer Vasengemälde, merkwürdige Thonfiguren und Grabmonumente. Die leichten zierlichen Formen der schön modellirten und meist bemalten Vasen, Lekythen und Lampen, der architektonische und bildliche Schmuck der Marmordenkmäler gehörten zu den erfreulichsten Überresten der griechischen Kunst. Viele der Vasen wurden von englischen Reisenden, andere von meinen Reisegefährten Haller, Linkh, Bröndsted, auch von den Herren von Palin, Bosset und Gropius theils zu Athen in meiner Gegenwart ausgegraben, theils in Ithaka und anderen Gegenden Griechenlands gefunden. Der größte Theil derselben war im Besitze des französischen Consul Sauvel und des Maler Lusieri, die allmählich eine bedeutende

Anzahl von Grabalterthümern gesammelt hatten. Als Studien des kunstvollen Alterthums zeichnete ich die mannichfaltigen Darstellungen der schönsten und merkwürdigsten dieser Denkmäler. Ihren bildlichen Sinn und ihre Bestimmung zu ergründen, war der Umstand besonders günstig, daß die Mehrzahl derselben aus Athen herstammte. Athen war damals durch Bildung und Kunst weit berühmt, achtete und bewahrte alles Religiöse und gab darin auch anderen Städten ein gutes Beispiel. Von den dortigen Gebräuchen haben uns die Alten auch die meisten Nachrichten hinterlassen. Jetzt ragen die schönen Grabübersätze oder Epithemen halb verschüttet und versunken, neben blühenden Asphodelen aus dem steinigen Boden hervor. Die Klarheit des attischen Himmels und die Schatten des unfern aufsteigenden Hymettos umgeben sie mit magischem Licht.

Dieses Mal konnten wir am 3. Osterfeiertag, den 27. April, auch den Tanz am Theseustempel miterleben. Zuerst versammelten sich die Tänzer im Hofe des Woiwoden. Als höchste Ehrenbezeugung wird ihm auch zuerst vorgetanzt, dann geht es zum Tempel hinan. Die Polizeiwache des Bolugbaschi zieht mit und lagert sich auf den Zinnen der Stadtmauer, um den vorkommenden Unfug leichter zu übersehen. In farbenprächtigen Gewändern sitzen die Vornehmen schön gruppirt zwischen den Säulen und auf den Stufen des Tempels. Zahlreiches Volk umschließt den Platz. Aus der bunten Menge steigen die schlanken goldigen Säulen zauberisch schön gegen den dunkelblauen Himmel empor. Von der Bürgermusik geführt kommen die Albanesen im langen Zuge den Hügel hinan und versammeln sich auf dem nahen Felde, um zu tanzen. Ihre weißen Tunikas leuchten, ihre Gewehre blitzen. In der Mitte des Platzes steht die Musik. Es wirbelt die große Trommel, es erklingen die Pfeifen, und nun beginnen die Männer sich wie eine Töpferscheibe in zwei concentrischen Halbkreisen um die Musik herum zu drehen. Immer rascher

und raſcher wird das Schwingen der Menſchenreihe. Junge Leute (Palikari) werfen ſich, dem Takte folgend, mitten im Tanz auf das Knie und machen die kühnſten Sprünge ohne jemals den Rhythmus oder die Schnelligkeit der Bewegung zu unterbrechen. Sonſt pflegten auch die Weiber ſich unmittelbar an die lange Kette der Männer anzuſchließen. Jetzt ſind ſie müſſige Zuſchauerinnen. Auf dieſem ſchönſten Platze von Athen und im Zuſammentreffen ſo vieler an das Alterthum erinnernder Momente wird die antike Zeit mit überredender Wahrheit wach gerufen. Man möchte verſucht ſein zu glauben, das Volk käme hier zuſammen, um den Stammhelden von Athen zu ehren, und kann nur bedauern, daß die alte Sitte ſchon im Schwinden iſt. Um Mittagszeit war alles vorüber, und die ſchönen Säulen leuchteten wieder in einſamer Pracht.

Wenige Tage ſpäter verließ Stackelberg Athen und begann am 4. Mai in Begleitung ſeines Dieners Demetrio eine neue Reiſe durch Griechenland.

Sechszehntes Kapitel.

Neue Reiſe in den Peloponnes.

(1813.)

Dieſes Mal galt der Streifzug durch das klaſſiſche Land vorzugsweiſe den Stackelberg noch unbekannten Gegenden des Peloponnes. Doch ſollten auch Theben, Delphi, Patras wieder beſucht und die dort begonnenen Zeichnungen vollendet werden. Wie er ſo hinauszog durch den nahen Ölwald über den Kephiſſos Theben zu, da überraſchte ihn förmlich die Friſche und Anmuth der Landſchaft. In ſtädtiſcher Umfriedigung hatte er über der eifrigen Arbeit des Frühlings faſt vergeſſen und weilte nun mit erhöhtem Genuß an jedem Ort, der ſchöne Ausſicht bot. In Theben ward gezeichnet, zur Quelle der Dirke gewandert, wo Pindar gewohnt, und über die Hügel geritten, welche die Thebaiſche Ebene von Platää ſcheiden. Felder und Wieſen ſtanden voll blühender Iris und Aſphodeloslilien. Homer ſchmückt mit ihnen die Gefilde der Unterwelt, auf denen Heroen luſtwandeln. Hier wuchſen ſie auf ihren Gräbern. Vor den Ringmauern der Stadt auf felſiger Höhe ſtanden die rauhen Sarkophage. Großartig, wie die

Krieger ſelbſt, deren Ruhm ſich der Nachwelt erhalten. Verſtreute Steinblöcke umgeben ſie, duftende Kräuter wachſen umher, wandernde Schäfer bauen ihre Hürden in den verlaſſenen Trümmern und weiden die Heerden im Bezirke des einſt ſo berühmten Platää. Zum nahen Dörfchen neigt ſich ein Wieſengrund. Der breitgipfelige Kithäron überragt die Landſchaft. Auch in Lebadea verweilte Stackelberg einige Tage. Pietro Nano, der älteſte unter den dortigen Archonten, ſchickte bei ſeiner Ankunft ſogleich einen jungen Widder als Gaſtgeſchenk. Beſuch und Gegenbeſuch aller Archonten war nicht zu vermeiden. Genauer, als das erſte Mal, unterſuchte der eifrige Reiſende jetzt die Umgebung vom Orakel des Trophonios und machte eine Zeichnung der Felsſchlucht mit hervorſtrömender Herkyna. In Delphi ward das begonnene Panorama vollendet, die kaſtaliſche Quelle gezeichnet, der Papa Jani aufgeſucht und im Kahne nach Galaxidi hinübergerudert. Gewohnter Weiſe durch widrige Winde und allerlei Mühſal aufgehalten, hatte er Patras erreicht und nach kurzem Aufenthalte wieder verlaſſen. Hinter Patras iſt die vom Glaukos durchſtrömte Ebene von den zackigen Gipfeln des Pholoë begrenzt. Über gewaltige Felſenmaſſen, durch Berggründe und Platanenwälder, über einen Fluß mit maleriſchem Ufer wanderte Stackelberg durch einen ſchönen Theil von Achaja. In Kalawryta verſchaffte ihm der Kodjabaſchi ſogleich die nöthigen Pferde und Führer zu dem zwei Stunden entfernt gelegenen Kloſter Megaſpileon, deſſen Gründung man bis in das fünfte Jahrhundert n. Chr. zurückführt.

Über ſchwindelnde Tiefe ſteigt der Weg empor. In den Thalwindungen rauſcht der Melas durch ein ſchmales Bette. Bald ſieht man auch ſchon in ferner Höhe die Gebäude des Kloſters. Wie ein Vogelneſt iſt es an die dreigipfelige, halbkreisförmig ſenkrechte Wand gelehnt. Mit gewaltigem Unterbau klammern ſich die Häuſer feſt an den mächtigen Felſen. Mauern, Zinnen und groteske Bergſpitzen

ſcheinen nur ein großes Ganze zu bilden. Weite Höhlengänge ziehen ſich tief in das Innere hinein. Der von Menſchenhand erbaute Pfad führt am Kloſter entlang zu dem Hauptthore, das täglich bei Sonnenuntergang geſchloſſen wird. Zahlreiche Pilger wallfahrten hierher, denn das Kloſter iſt vielberühmt durch ein wunderthätiges Marienbild, welches der Evangeliſt Lucas gemalt haben ſoll. Nie dürfen Türken das Heiligthum betreten, und man erzählt, als Veli Paſcha mit 700 Mann den Eingang erzwingen wollte, plötzlicher Schrecken ihn erfaßte und er mit ſeinen Leuten ſich ſchleunigſt zur Flucht wandte. Von den Mönchen überaus höflich empfangen, führte man Stackelberg ſogleich in ein wohnliches Gemach, Kaffee und Pfeifen wurden gebracht und ein Kloſterdiener ihm zur Verfügung geſtellt, um ihn überall umher zu begleiten. Er ſah auch die Quelle, an welcher das Marienbild, dieſes Wunder des Kloſters, entdeckt worden. Drei Heilige ſtifteten dort eine Kirche. Sie beſteht bereits aus ſechs Kapellen, die größte unter ihnen hat man der Madonna geweiht. Eine bronzene Thüre führt hinein, der Boden iſt mit Moſaik ausgelegt, und Glocken läuten hier zum Gottesdienſte, was ſonſt überall in türkiſchen Landen verboten wird. Übrigens erwies ſich das ſogenannte Bild des heiligen Lucas nur als ein ſchlechtes, jetzt mit Goldblech und Edelſteinen ganz belegtes Basrelief aus Wachs und Maſtix. Man mußte es durch ein Gitter ſchützen, weil die Hand der Jungfrau von den Andächtigen halb abgeküßt worden. Nun dürfen die Wallfahrer nur noch die eiſernen Stäbe mit den Lippen berühren. Vor dem wunderthätigen Bilde brennen zwölf ſilberne Lampen, und der Diakon bemerkte dabei: ſobald eine mehr aufgehängt wird, ſtürzt ſie von ſelbſt wieder herab. Auch an den Felſen hat man allerlei Wunder bemerkt, zeigt drei ſteinerne Kreuze, die nicht durch Menſchenhand entſtanden ſind, zeigt einen großen Steinblock, welchen Räuber auf das Kloſter herabrollen wollten, der aber an einem Felſen hängen blieb. Zum Falle bereit,

ſchwebt er dort ſchon Jahrhunderte lang. Auf der Berghöhe iſt eine natürliche Öffnung, durch welche das Bild der Mutter Gottes von den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet wird. Alles dieſes hält das Volk für offenbare Wunder, und mit ihnen ſteigt auch die Heiligkeit des Ortes. Neben dem Kloſter ſtanden Mühlen, Ställe, Gebäude für Schneider, Schuſter, Hufſchmiede u. ſ. w. Auch fehlte es nicht an einem Kiosk, in deſſen Schatten man den ſteilen Abhang hinunter ſchauen konnte, der den Gemüſegarten des Kloſters trug und mit ſchönen Bäumen bepflanzt war. Wild und romantiſch iſt der Blick auf die Windungen des Thalgrundes, den Fluß, die Felspartien und bewaldeten Berge. Dreihundert Mönche leben gegenwärtig hier oben und erfreuen ſich unter der türkiſchen Herrſchaft viel größerer Freiheiten, als die übrigen Griechen. Sie haben hübſche Wohnungen, ſpeiſen alle an einem Tiſch, tragen auch die Kleidung der Stadtprieſter im Gegenſatze zu den Mönchen der anderen Klöſter, welche Bauerntracht anlegen und ſich nur durch die weiße und ſchwarze Farbe ihrer Gewänder von den Landleuten unterſcheiden.

Stackelberg blieb über Nacht bei den gaſtlichen Mönchen und machte mehrere Anſichten vom Kloſter, die er ihnen im Kupferſtich zuzuſenden verſprach. Dafür ertheilten ſie ihm auch ihren beſten Segen zur weiteren Reiſe. Bei den Griechen gilt ein Beſuch dieſes Kloſters als ganz beſonderes Verdienſt, und Stackelberg ward bei der Rückkehr nach Kalawryta von den Einwohnern als halber Heiliger glückwünſchend empfangen. Am 26. Mai ging es weiter gen Pyrgos und Olympia, anfangs über eine Bergkette, von deren Höhe unſer Reiſender zum erſten Male die heilige Landſchaft Elis erblickte, dann hinab zu den Thälern des Erymanthos. Hier iſt alles dichte Wildniß. Ungeſtüm rauſchen die Ströme zuſammen, die ſich mit dem Erymanthos vereinen. Platanen und Eichen bedecken das Ufer und die eng zuſammentretenden Berge. Der Weg führt mitten durch das antike Pſophis, deſſen Burg auf

hohem, isolirtem Felsen noch zu erkennen war, so auch ihre Ringmauern aus oktogonen, sorgfältig behauenen Steinen. Terrassen deuteten die Umrisse zweier Tempel, viele Säulen lagen umher. Obgleich den Bergen eine schöne Form fehlt, ist die Lage der einst bedeutenden Stadt doch prächtig und in einzelnen Partien auch malerisch. Jetzt bewohnte sie nur ein Schäfer mit seiner Heerde.

Immer wilder wurden die Ufer des Erymanthos. In andere Schluchten zog er sich fort, wir aber erstiegen die mit Eichen bestandenen Höhen und kamen nach Lala. Seine Einwohner sind immer im Streit mit den Paschas der Morea und verstehen es, sich unabhängig von ihnen zu erhalten. Von hier aus gelangt man in ebene, von Sandsteinfelsen umschlossene, fichtenbewachsene Thäler, dann einen Bergstrom entlang nach Pyrgos, das in der Nähe des Meeres auf einer Sandebene liegt. Pasqualigo, der englische Viceconsul, wohnte in Agulinitza, an dem linken Ufer des Alpheios, und so ließ ich mich gleich in einer Barke über den gelben Strom setzen. Von dem Viceconsul zur größeren Landreise freundlichst berathen und ausgerüstet, verschaffte er mir auch treue, gutmüthige Agogiaten. Für jedes Pferd zahlte ich ihnen täglich 2 Piaster türkisch, dafür mußten sie sich aber verpflichten, während der ganzen Dauer meiner Reise durch den Peloponnes den Dienst nicht zu verlassen. Ich hatte viel Glück in der Wahl dieser Leute. Sie waren zuverlässig und ehrlich: seltene Eigenschaften in türkischen Landen!

Nach Olympia reiste ich in guter Gesellschaft, denn Pasqualigo, dessen Sekretär und ein Kapitän begleiteten mich. Auf einer Fähre läßt man sich über den Alpheios setzen, der das Land in westlicher Richtung durchschneidet. Höhenzüge von anmuthiger Form und schöner Bewaldung folgen seinen Windungen, zahlreiche Bäche vereinigen sich mit dem gelblich trüben Gewässer des Stromes. Um Mittagszeit hatten wir unser Ziel erreicht. Rings umschlossen, still, verlassen lag

die Ebene von Olympia vor uns ausgebreitet. Südlich iſt ſie vom Alpheios begrenzt, weſtlich vom Kladeos, der aus dem Pholoë-Gebirge herabkömmt. Im Norden erhebt ſich der Kronion, und nach Weſten zu ſchließen bewachſene Hügel das Thal mit einem ſteilen, ſpitzen Berge. Er mag wohl einſt die Stadt Phrixa getragen haben, denn ich fand noch eine Ciſterne und antike Fundamentſteine. Der Alpheios erſcheint hier als breiter, mit Palmen bewachſener Strom, der zu Zeiten die Ufer verheert und mit Sand bedeckt. Ein ſchöner Fichtenwald zieht ſich den Kronionhügel hinan, am Fuße liegt eine Mühle. Nahebei erkennt man in einigen römiſchen Ruinen die Bäder des Hadrian. Darüber weg erheben ſich Arkadiens ſchroffe Berghäupter und ſchließen ein Landſchaftsbild, würdig, die Pracht der Tempel und Heiligthümer zu umgeben. Mauerlinien, die ein längliches Viereck bezeichnen, ſind das Einzige, was äußerlich uns vom herrlichen Tempel des Zeus erhalten blieb. Welche Schätze mögen die alles überwuchernden Bäume und Sträucher noch bergen! Einige Säulentambours von koloſſaler Größe, ſieben Fuß im Diameter, eine Kanellirung, elf Zoll Diameter der Bogenlinie, Stücke von Marmorſäulen liegen umher. Weiter vom Tempel ab, gegen die Ufer des Alpheios zu, erkennt man noch in den regelmäßigen Erhöhungen das Stadium und Hippodrom, welche ganz dicht bei einander ſtanden. In Olympia waren die griechiſchen Bauten aus den Quadern eines einheimiſchen muſchelreichen Steines zuſammengefügt. Poros nannten ihn die Alten und gaben ihm durch Stucküberzug marmorähnliches Anſehen. Was hier einſt Großes und Kunſtvolles geſchaffen worden, hat der Alpheios, den urſprünglichen Lauf verlaſſend, in ſeinem Bette begraben. Verſchwunden iſt der dem Zeus geweihte heilige Hain, die Altis mit der ganzen Fülle von Standbildern; verſchwunden der Tempel des Zeus Olympios, zu dem die Griechen von nah und fern herbeiſtrömten; verſchwunden die unzähligen Heiligthümer von ganz

Griechenland. Öde und wüſt iſt Olympias weites Gefilde, zu dem die berühmteſten Künſtler herbeieilten, um in edlem Wettſtreit den Ruf der großen Stadt durch Tempel, Altäre und Statuen zu erhöhen.

Strane, der engliſche Conſul in Patras, hatte mir vorgeſchlagen, gemeinſam mit ihm in Olympia zu graben, und Pasqualigo von den Lakäern bereits eine Erlaubniß dazu ausgewirkt. Obgleich gerade damals die Verſuchung beſonders lockend an mich herantrat, weil man allerlei intereſſante Funde gemacht hatte, ſo hießen mich doch Mangel an Geld und die Pflicht der Heimkehr das vortheilhafte Anerbieten ablehnen. Von dreien im Alpheios bei Olympia gefundenen Helmen kaufte ich den einen, der noch ſehr wohlerhalten war. Auf bewaldetem Hügelrücken, am rechten Ufer des Kladeos, liegt oberhalb der Olympiſchen Ebene das elende Dörfchen Druva. Dort richtete ich mich für etliche Tage häuslich ein und bewohnte eine aus Zweigen geflochtene, mit tief herabhängendem Strohdach überdeckte Hütte. Als Sala-Buſchio, der Aga des Ortes, vernahm, ich ſei des Conſuls Freund, leiſtete er mir zuvorkommend jeglichen Beiſtand. Von den Bergen aus, die dem Thale des Kladeos gegenüber liegen, machte ich eine panoramiſche Anſicht von Olympia. Das größte maleriſche Intereſſe bietet der prächtige Alpheios, der unter Platanenſchatten in mäandriſchen Windungen durch die Thäler von Karitäna ſtrömt. Raſtlos ſuchen ſeine rauſchenden Gewäſſer Arethuſa, die ſpröde Geliebte. Auch auf der Höhe, wo Phrixa mit weitreichender Ausſicht gelegen hat, ward zeichnend verweilt, dann der Alpheios verlaſſen und zu dem vielbeſungenen Ladon (Ruſia) weitergeritten. Sein mannigfach geſchlungener Lauf in der ſchmalen Ebene, die mit Platanen bewachſenen Ufer, die vielen Inſeln, zwar formloſen, aber mit ſchönem Gebüſch ganz überdeckten Höhen, entzücken den Maler. Nach vielfachem Umherirren auf den ſchwierigen Felſenwegen des Waldgebirges, durch deſſen dicht verſchränkte Zweige wir uns oft mit der

Axt eine Bahn hauen mußten, kamen wir doch glücklich zur kleinen Ebene von Thelpuſſa hinab. Mitten unter Thelpuſſas Trümmern, auf doriſchem Säulenſtück ſitzend, machte ich eine Zeichnung von Griechenlands ſchönſtem Fluß und der lieblichen Umgebung. Zur Nacht blieben wir in einer Schäferhütte oder, richtiger geſagt, einem Strohdach von Ladon, denn um den Mais zu trocknen, hatte man die Hütte recht luftig gebaut. Der kalte Nachtwind konnte ſie durchſtreichen und reichlicher Regen ſtrömte auf mein Lager herab. In dieſer Jahreszeit iſt der Regen zwar eine außergewöhnliche Erſcheinung, naß wird man aber doch bei alledem, und ganz durchnäßt zog ich weiter über die Berge nach Karitäna. Hier waren die Einwohner noch ganz erfüllt von unſerer vorjährigen Grabung. Da ſie den Werth eines Kunſtwerkes nicht begreifen konnten, verwandelte ihr merkantiliſcher Verſtand die marmornen Bruchſtücke in lauter Silber. Dafür wurde ich tüchtig geprellt und mußte alles dreifach bezahlen.

Aus den waldigen Schluchten von Karitäna ſtiegen wir hinab zur Ebene von Megalopolis. Außerhalb der ehemaligen Ringmauern und Thore dieſer vor Zeiten ſo bedeutenden Stadt liegt eine Viertelſtunde ſüdwärts das Dörfchen Sinano. Dort kehrten wir ein. Dieſes Mal machte mir des Pauſanias deutliche Beſchreibung ſehr viel Freude, denn an keinem anderen der antiken Orte konnte ich ſo vieles von den erwähnten Überreſten wiedererkennen. Megalopolis Trümmerwelt liegt weit ausgebreitet zu beiden Seiten des Helliſſon. Deutlich erkennbar ſind Fundamentſteine der Brücke, welche die getrennten Theile der Stadt verbunden hat. Am ſüdlichen Ufer ſieht man unter üppigem Strauchwerk wohlerhaltene Stufen des koloſſalen Theaters, des größten in ganz Griechenland. Eine Mauerlinie ſcheint die Skene anzudeuten. Dem Theater gegenüber, lagen am jenſeitigen Ufer Trümmer des lykäiſchen Zeustempels, und zu beiden Seiten des Fluſſes noch viele Fundamente, Marmorblöcke und große koſtbare Säulen. An einer

dem Bacchus geweihten Quelle unter anderen eine doriſche Säule, ganz aus einem Stück gemeißelt. Auch fanden wir auf den von Pauſanias erwähnten Hügeln die antiken Reſte der Juno- und Artemistempel. Gegen Norden, wo des Heliſſon Ufer ſich am ſteilſten erhebt, lag die Agora, der öffentliche Platz. Dort ſtand einſt das 12 Fuß hohe Erzbild des Apollon Epikurios, welches den Phigaleern aus ihrem ſchönen Tempel zu Baſſae entführt wurde. Als Epaminondas für Arkadiens zerſplitterte Landſchaft einen Mittelpunkt in Megalopolis ſchuf, verlangte er, daß alle ihm untergebenen Ortſchaften ihre koſtbarſten Heiligthümer hergaben, um die neugegründete Hauptſtadt zu ſchmücken. Auf dieſe Weiſe kam auch Phigalias Tempelſtatue nach Megalopolis, wo Pauſanias ſie noch unverſehrt auf der Agora geſehen hat. Später erſetzte man wohl im Apollotempel die Originalſtatue durch ein weniger koſtbares Götterbild, denn bei unſerer Ausgrabung fanden wir im Innern des Heiligthums die Marmorfragmente koloſſaler Hände und Füße, bei denen man es ganz deutlich erkannte, wie ſie mit Eiſen angeſetzt waren. Ein Beweis, daß dieſes zweite Kultusbild zu der Art gehörte, die Akrolithe genannt wird. Von der hochgelegenen Agora überſieht man die ganze Megalopolitaniſche Ebene, blickt hinüber zu den ſteilen Felſen von Karitäna, zu den waldigen Höhen des Lykaion und zu den Mainotiſchen Bergen, aus welchen der Heliſſon hervorbricht. Die durch Menſchenhand geſchaffenen und zerſtörten Werke ſind jetzt überwuchert von dem immer wiederkehrenden Leben der blühenden Büſche und duftenden Kräuter.

Zwiſchen Elis, Arkadien und Lakonien, liegen Meſſeniens geſegnete Fluren. Dorthin ritten wir über den engen Gebirgspaß, der die Grenze bildet. Das Ziel meiner Wanderung war Meſſene, dieſe von Epaminondas mit ſo großer Pracht erbaute Stadt. Ihre Ringmauer, die ſich über die Gipfel des kühn geformten Ithome und über einen Theil der einzeln ſtehenden Berggruppe hinzieht, umſchließt den ganzen Gebirgskeſſel und

hat ſich mit Thürmen und Thoren theilweiſe noch völlig erhalten. Nachdem der Pamyſos (Pirnazza) überſchritten, ſteigt man im Schatten eines herrlichen Eichwaldes auf der nach Arkadien hingewendeten Seite langſam den Ithome bis zur Stadtmauer hinan. Hier überraſcht uns zuerſt das Megalopolitaniſche Thor. In der That eine Sehenswürdigkeit. Wie gewaltig waren die Quadern, welche aufeinander gethürmt und gegliedert dieſes großartige Thor bildeten! Die nach Außen rund bearbeiteten Steine ſind 14½ Fuß lang und 5¾ Fuß breit, der herabgefallene ſteinerne Querbalken 19 Fuß lang und 4 Fuß breit. Es beſtand aus einem unbedeckten Rundbau mit zwei Eingängen und innen angebrachten Niſchen, welche Statuen enthielten, wie die noch lesbare Inſchrift bezeugt. Jetzt hingen blühende Ranken drüber weg, und überall drängten ſich Bäume und Sträucher zwiſchen den Steinen hervor. Das Thor war hoch überragt von den ſteilen Zwillingsgipfeln des Ithome, und in der Ferne leuchtete im ſilbernen Lichtſtreif das Joniſche Meer. Schäfer zogen mit ihren Heerden durch den rieſigen Bau, und wir folgten ihnen zu dem nahe gelegenen Dörfchen Mauromati, dem Standquartier meiner Ausflüge. Im Hauſe des Papa fand ich behagliche Wohnung. Die geſchäftige Papadina gab mir Nachricht von Haller und Linkh, die im vergangenen Jahr auch bei ihnen abſtiegen und ſie wußte viel von ihrer Großmuth zu erzählen. Das gute Beiſpiel der Freunde ſollte mir wohl als Vorbild dienen, damit ich meine Ausgaben darnach einrichtete. Die meiſt griechiſchen Einwohner des Dörfchens ſind freundliche Leute, aber arm und fortwährend durch Räuber beunruhigt. Kurz vor dem ich über die Brücke des Pamyſos gezogen, ward der mit geſammeltem Tribut heimkehrende Aga von ihnen beraubt und ermordet. Mich ließen ſie unbehelligt vorüber; allein manche Nacht wurde ich durch das Angſtgeſchrei der Bauern geweckt, die einander zu Hülfe herbeiriefen, weil Räuber in ihre Häuſer ſtürmten. Mir war nicht wohl dabei zu Muthe, obgleich die

Papadina tröſtlich verſicherte, es ſeien nur Räuber im Kleinen, die ſich Nachts hervorwagen.

Schöne Tage verlebte ich hier mit herumſtreifen, zeichnen und unterſuchen der vielen Trümmer, die alle vom herrlichſten Grün überwuchert und überſchattet waren. Thore und Thürme der Stadtmauer ſind zum Theil noch völlig erhalten, die Thürme mit Giebeldächern, Thüren, Fenſtern und Schießlöchern verſehen. Innerhalb der Mauern führen Treppenſtufen zu den Höhen hinauf, und man kann ſie auch bis hinab zu den Überreſten eines Thurmes verfolgen, der die Klepſidra überbrückt, welche vom Ithome beim Dorfe Mauromati herabkommt. Die Niederung des Gebirgskeſſels liegt voll intereſſanter Ruinen der Stadt. Zwiſchen ihnen ragen neuere Trümmer verfallener Kapellen hervor, welche die Stellen der Tempel des Neptun, der Venus, des Aeſculap u. a. m. einnehmen. Unter wilden Gebüſchen und Kornfeldern findet man ſtufenartige Sitze eines kleinen theaterförmigen Gebäudes, wahrſcheinlich eines Odeon, wo die ſeit hohem Alterthum bei den Ithomäenfeſten üblichen Kampfſpiele der Muſik gegeben wurden. Auch erkennt man die Form des großen Theaters und mit demſelben vereinigten Gymnaſiums. Beide umgab eine doriſche Halle, von welcher die Säulenſtücke theils noch ihren Platz behaupten, theils in ganzen Reihen darniederliegen. Am Ende des Gymnaſiums ſtehen Reſte eines doriſchen Denkmals. Nach Pauſanias Angabe iſt es das Denkmal des Ariſtomenes, dieſes von den Meſſeniern göttlich verehrten Schutzhelden. In einer zerſtörten Kirche bemerkte ich auf einem ſorgfältig gearbeiteten Grabſtein das Wort: Ariſtomenes. Wer lieſt hier nicht mit beſonderer Bewegung dieſen Namen unter den vielen zerſtreut liegenden Trümmern von Bildwerken und Inſchriften?

Den höchſten Gipfel des Ithome, einen ſchmalen nackten Felsgrat, ſchützten gleichfalls umgebende Mauern und Thürme. Sie bildeten die Burg von Meſſene. An Stelle des Tempels

vom Zeus Ithomatus ſteht jetzt das Kloſter Volkano. Aus Furcht vor den Räubern hatten es die Mönche während meiner Anweſenheit verlaſſen und ſich in das Metochium geflüchtet, wo ſie ein behagliches, von Cypreſſen umgebenes Kloſter beſitzen. Weit und ausgedehnt iſt der Blik von dieſer Burghöhe. Ganz Meſſenien liegt bis zur Mündung des Pamyſos nach Süden vor uns ausgebreitet. Über die höchſten Gebirge Meſſeniens und Arkadiens hinweg ragt im Norden der mächtige Lykaion. Man ſieht das Meer bei Buſi, den Golf von Koron und Kalamata, ſieht die Schneegipfel des Taygetos. Vor allem aber ſtaunenswerth iſt die Größe der zu unſern Füßen ſich weit ausdehnenden und ſo bedeutenden Überreſte der Stadt Meſſene. Zwiſchen reichem Gebüſch blickte inmitten der Ruinen das Dörfchen Mauromati hervor.

Um der immer dreiſter werdenden Räuber willen ermahnten mich meine guten Wirthsleute, nicht allzulange in Meſſene zu verweilen. Obgleich mit großem Widerſtreben mußte ich mich doch entſchließen, den erinnerungsreichen Ort nach fünf Tagen wieder zu verlaſſen. Hochgenuß aber war es, hier am Schauplatz der Thaten zu zeichnen, im Pauſanias zu leſen, und die Geſchichte des edlen Meſſeniſchen Volkes im Geiſte wieder vor mir aufleben zu laſſen. Welchen reichen epiſchen Stoff enthalten ihre Kriege und das Schickſal des jugendlich heldenmüthigen Ariſtomenes. So zog ich denn weiter nach Kalamata. Kaum betritt man die Ebene von Meſſenien, da freut ſich das Auge über die Fülle und den Segen des fruchtbaren Landes. An den Ufern des waſſerreichen Pamyſos gedeiht alles vortrefflich. Von der undurchdringlichen Mauer wuchernder indiſcher Feigenhecken umſchloſſen drängen ſich hier dicht an einander Feigen und Maulbeerpflanzungen, Vignen, Gärten und Maisfelder. Am Waſſer wimmelt es von Schildkröten. Seide und Feigen ſind die reichen Handelsartikel von Kalamata, dieſer von Türken und Griechen bewohnten Grenzſtadt der Maina. Sie liegt in

der Ebene von Messenien, ist ein ziemlich bedeutender Ort und hat ein Kastro aus Venetianischer Zeit. Gleich bei meinem Eintritt bot sich mir von der Höhe aus ein schöner Blick auf das Städtchen, die Berge der Maina mit den Raubschlössern der Mainotischen Kapitanis und auf die malerische Senkung des gebirgigen Landes bis hinab zur stillen Meereslinie.

Alle Sonnabend und Sonntag ist Markt in Kalamata. Dann strömen hier aus der freien Maina große Menschenmassen zusammen und bieten dem Künstler das interessanteste Studium charakteristischer Physiognomien. Von den übrigen Griechen unterscheiden sich die Mainoten nicht allein durch die vollständige Bewaffnung mit silberbeschlagenen Pistolen, Flinten und Dolchen, sondern auch durch stärkere Gesichtszüge, tiefliegende finsterblickende Augen und markirte Brauen. Sie tragen hellfarbige Kleidung, in welcher roth, violet und weiß vorherrschend sind, haben langes fliegendes Haar, das ohne Bund mit einem keck aufgesetzten rothen Käppchen bedeckt wird. In der festlichen Weibertracht ist mir der diademförmige Kopfputz besonders aufgefallen. Es war eine breite, karmoisinrothe, goldverzierte Sammetmütze mit leichtem Schleierüberwurf, der kleidsam das Kinn umgiebt. Hier herrscht noch der antike Brauch, daß wer ein Mädchen aus höherem Stande wählt, ein großes Heirathsgut für sie zahlen muß. Solche Markttage in Kalamata gehen fast nie ohne Streit vorüber, da sich Feinde und Befehdende häufig im Städtchen begegnen und leicht zu den Waffen greifen. Darum erscheint auch ein Kapitani immer mit großem Gefolge von 15—20 Mann.

Schon in alten Zeiten war die Maina wegen Seeräubereien verschrien, und es ging das Sprüchwort: „Wer um das Cap Tenaros segeln will, muß sein Liebstes auf der Welt vergessen." Bisher hatte keiner der neueren Reisenden den Neptuntempel auf dem Cap Tenaros besucht, und obgleich man wegen der räuberischen Freilakonier sich bei diesem Unternehmen großen Gefahren aussetzte, wollte ich es doch wagen.

Cornelius, der ehemalige ruſſiſche Conſul in Kalamata, verſchaffte mir einen Empfehlungsbrief an den Kapitani Murzino, welcher gegenwärtig der mächtigſte unter den Häuptlingen war und die meiſten Bündniſſe hatte. Von einem Mainoten begleitet, begab ich mich am 10. Juni auf den Weg nach Skardamula, wo Murzinos Veſte bei den Trümmern des alten Kardamyläe lag.

Siebzehntes Kapitel.

Im Lande der Mainoten.

(1813.)

Begünſtigt durch die Natur der hochgebirgigen vom Taygetos durchzogenen Halbinſel, war es den Mainoten gelungen, ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Jener kriegeriſche Geiſt, der im Jugendalter der Menſchheit als eine Eigenthümlichkeit des Spartaniſchen Volkes ſich zu idealer Form ausgebildet hatte, lebte zwar noch fort in den rauhen Gegenden des Taygetos; allein er war völlig verwildert und zu räuberiſchem Thun herabgeſunken. Die Armuth des Bodens, die Schwierigkeit des Anbaues, der Zwang zum Waffenleben erzeugten Luſt zum Rauben und Streiten. In beſtändigen inneren Unruhen und Feindſeligkeiten begriffen, leiſteten die Mainoten den Türken nur ſelten Gehorſam, und deren Oberherrſchaft blieb eine nominelle. Sie bekriegten ſogar ihren zu Kenchreae reſidirenden griechiſchen Bey, den der Sultan mit dem Kaftan bekleidet und eingeſetzt hatte, um Häuptlinge zu ernennen oder Tribut einzuſammeln. Bei Bedrängniß der Übermacht bildeten ungebahnte Höhen und Gründe mit ihren Klippen und Felſen eine natürliche Schutzwehr, und die vielen unterirdiſchen Gänge und Höhlen waren willkommene Zufluchtsorte.

Die Mainoten ſtanden unter acht Kapitanis oder Hauptleuten, welche Land und Leute wie ſouveräne Fürſten regierten, auf ihren Burgen Räuber und Unzufriedene verſammelten und die eigene Macht vergrößerten, indem ſie ihnen Schutz gewährten. Ganze Banden wurden auf dieſe Weiſe unterhalten, die der Kapitani bald außer Landes an die Hauptſtraßen, bald in das Meer hinausſandte, um den Vorüberziehenden aufzulauern. Aus Dickicht und Felſengemenge tauchten ſie plötzlich hervor, umzingelten die harmloſen Reiſenden, machten Beute und Gefangene; oder hinter Klippen und Höhlungen verborgen, überraſchten ſie in kleinen Booten den erſpähten Fang und erreichten ihn auch mit Ruderkraft im offenen Meer. In Lebensweiſe und Verhältniſſen erinnerten dieſe Häuptlinge auffallend an Raubgrafen des Mittelalters. Noch herrſchte bei ihnen das Fauſtrecht, und nicht mit den Türken allein, auch unter einander lebten die Mainoten in fortwährender Fehde und Blutrache. Bei den rohen anarchiſchen Zuſtänden betrachtete ſich jeder Einzelne als unabhängig und dem Anderen gleichgeſtellt. Jeder verſchaffte ſich ſelbſt Gerechtigkeit und vertheidigte ſich von ſeinem Thurm herab gegen den Nachbar. Da der perſönliche Haß ſich beſonders bei Geringfügigkeiten entzündet, ſo führten oft in dem nämlichen Dorfe Väter mit Söhnen, Enkeln, Brüdern und Neffen blutige Streitigkeiten, die nur unterbrochen wurden, wenn es galt, gegen den Türken, den Landesfeind, gemeinſame Unternehmungen auszuführen. Das Gemenge der auf Felſen und Hügelgipfeln dicht nebeneinander ſtehenden, meiſt zerſtörten Thürme und Burgen, gewährte einen abenteuerlichen Anblick. Mit den höchſten pyramidaliſchen Bergen und Felſennadeln des Taygetos verbanden ſich dieſe Bauwerke zu dem groteskeſten fremdartigſten Bilde. Über den Buchten und Vorſprüngen der ſteilen nackten Felſenküſte ragte immer ein Gebirgsarm nach dem andern kühn in das Meer hinein.

Ungebundenes kriegeriſches Leben und ſtets gegenwärtige Gefahr entwickelten bei den Mainoten nicht allein Kraft und

Gewandtheit des Körpers, Eigenthümlichkeit des Charakters und trotziges Weſen, ſondern auch edlere Eigenſchaften der Seele. Feſte Treue, Freundſchaft, Zuverläſſigkeit, unbeugſamer Muth, unermüdliche Tapferkeit, waren keine ſeltenen Erſcheinungen. Obgleich wild, kühn, abergläubig, freiheitliebend, blutdürſtig und räuberiſch, ſind ſie doch ſtreng und mäßig in ihren Sitten und halten auf die Heiligkeit der Gaſtfreundſchaft. Mit einem befreundeten Geleitsmann begegnen ſich auch Todfeinde ganz friedlich. Durch Stichelreden und Betheuerungen zeigen ſie wohl ihren Haß, geſtatten aber nie einen Ausbruch der Feindſeligkeit. Wie an dem Taygetos, ſo ſah man auch hier die ſchroffſten Gipfel dicht bei einander ſtehen. Auf dieſer unverletzlichen Achtung des Geleites von Freunden beruhte die einzige Möglichkeit, das Land ohne Gefahr zu bereiſen. Das Leben für den Freund zu wagen, war hier die erſte Bedingung der Freundſchaft. Oft boten die Kapitanis ihrem Schützling das eigene Leben zum Pfande, wenn ſie ihn mit ihren Braven durch entfernte feindliche Länder führten. Nur mußte der Augenblick abgewartet werden, wo die Kapitanis Waffenſtillſtand hatten.

Eine Stunde von Kalamata beginnt ſchon die Grenze der Maina. Am Meere zog ich fort bis zu dem mainotiſchen Dorfe Maudina. Hier fangen die Räuberwege an, und dicht unter den hochgelegenen Burgen der Georgaki wendet man ſich in das Innere des Gebirges. Wildere, ungangbarere Felſenſtege hatte ich auf meiner griechiſchen Reiſe noch nirgends getroffen. Nur mühſam ſucht ſich das Maulthier ſeine Bahn. Allein auch manchen lieblichen Anblick boten die rauhen Schluchten, denn zwiſchen den Felſen war jedes einigermaßen fruchtbare Fleckchen Erde terraſſenförmig unterſtützt und angebaut. Hat man das Dörfchen Maltizza mühſelig erſtiegen, ſo ſchaut bereits die kriegeriſche Burg des Kapitani Theodoraki aus dem grünen Laub der Bäume hervor. Theodoraki iſt in offener Fehde mit dem Kapitani Georgaki und kann mit ſeinem Fernrohr

jede Bewegung im nahegelegenen Schloß des Todfeindes beobachten. In Maltizza war ich an einen der reichſten Bewohner des Dorfes, an Jakumi Mavrizin empfohlen und hielt vor ſeiner Thür. Pulo, der älteſte Sohn, empfing mich auf der Schwelle des Hauſes und überraſchte durch ſein ritterlich zuvorkommendes Weſen. Bisher hatte ich nur in den höheren Kreiſen civiliſirter Völker ſo einen Anſtand gefunden, und doch war dieſer Jüngling nie über ſeine Berge hinausgekommen. Da ich erſt bei meiner Rückkehr hier länger verweilen wollte, beorderte Pulo ſogleich ſeinen Bruder und zwei Palikari, mich ſicher durch die nächſte ſehr verrufene Schlucht zu geleiten. Auf hier übliche Weiſe ſandte er mir zum Abſchied noch viele Flintenſchüſſe nach und blieb längere Zeit auf dem Berggipfel ſtehen, um ſich zu überzeugen, daß ich weiter zog. Ich hatte nichts zu fürchten und fürchtete auch nichts, denn die Anweſenheit der begleitenden Leute gab mich jedermann „als Freund" zu erkennen.

Durch das kleine Thal von Skardamulae waren wir in eine neue Schlucht des Taygetos geritten und hatten Murzinos Burg zwei Stunden ſpäter ungefährdet erreicht. Unter dem Namen Ober-Skardamulae verbreitete ſie ſich über die ganze Felſenterraſſe, war dicht an ſchroffem Felsabſturz ſchön gelegen und von den Ruinen des alten Kardamylae überragt. Um einen geräumigen Hof herum enthielt die Burg viele Wohngebäude mit engen Thürmen und verwickelten Gängen. Auch ſah man den zugeſpitzten Thurm einer recht anſehnlichen Kirche zwiſchen den uralten Bäumen hervorragen. Murzinos Großvater hatte ſie zumeiſt aus antiken Steinen erbaut. Jenſeits der Schlucht ſtanden am Felsrande noch etliche Häuſergruppen, und unmittelbar der Burg gegenüber erhoben ſich Wartthürme, von deren Höhe die Wachen über Land und Meer hinausſpäheten. Murzinos Kaſtro bildete mit den Thürmen ſeiner Anhänger die eine Hälfte des Dorfes. Der andere Theil war in Fehde mit ihm, und dieſe Todfeinde meiſt ſeine

eigenen Vettern und Neffen, welche ihm recht anſehnliche Thürme entgegen geſtellt hatten.

Als der vom Freunde geſendete Gaſt ward ich bei meiner Ankunft von den ſtolzen, trotzig unabhängigen Räubertrabanten auf das achtungsvollſte empfangen. Sie ehrten in mir ihren Herrn, den berühmten Kapitani. Umgeben von vielen Palikari, erſchien gleich darauf auch Murzino am Burgthor und begrüßte mich mit ſchlichter Herzlichkeit. Er iſt ein hochgewachſener, wohlbeleibter Mann, mit echter Räuberphyſiognomie. Trotz aller Corpulenz bewegt er ſich leicht und flink, bleibt Tag und Nacht in Kleidern und Waffen und trennt ſich nie von ſeiner kleinen ſilbernen Piſtole. Schon der ſtiermäßige Nacken zeigt, daß er ſich unter kein Joch beugen wird. Mit beiſpielloſem Muth und zäher Hartnäckigkeit kämpfte er mit 20 Palikari gegen Tſcheremet Bey und den Bey der Maina, die mit einer Flotille gelandet waren, um ſeine Widerſpenſtigkeit zu beſtrafen. Drei Mal mußte Murzino mit ſeinen Braven die Burg verlaſſen, floh nach Zante, und dreimal nahm er immer wieder Beſitz vom Kaſtro, bis man ihn zuletzt unangefochten ließ. Seine ruhmvollen Thaten ſind ein Hauptgegenſtand der hier vielgeſungenen Räuberlieder und ebenſo beliebt, wie der Geſang von Ali-Sarnaki, dem Haupt der Lalioten, welcher ſich ſiegreich gegen Veli Paſcha ſchlug.

Nachdem Murzino meinen Empfehlungsbrief geleſen, führte er mich in den inneren Hof ſeiner Burg, und wir ſetzten uns auf eine Bank vor die Kirche hin. Der Kapitani iſt ſehr munter, jedem Scherze zugänglich, ſpricht einfach, beſtimmt und mit ſo edler Höflichkeit, wie man es von einem Manne ſeines Gewerbes, ſeiner rauhen Umgebung und ſo martialiſchem Äußeren kaum erwarten konnte. Bei den Mainoten hat ſich die griechiſche Sprache reiner und unvermiſchter erhalten. Bildliche Redensarten, deren ſich die Griechen im gemeinen Leben ohne Affectation bedienen dürfen, geben ihr beſonderen Reiz, Anmuth und Lieblichkeit. In der Ausſprache und in

den Wendungen werden des Wohlklanges wegen manche Seinheiten beobachtet. Nachklang ehemaliger Bildung. Auf meine Frage, ob ich wohl ſicher zum Cap Tenaros gelangen könnte, gab Murzino mir zur Antwort, daß ich als Freund ſeines Freundes auf ſeinen Schutz rechnen dürfe, daß ſein Leben mir zu Gebote ſtände, daß, wenn ich es wünſchte, er ſelbſt mit allen ſeinen Palikaren mich durch ſein Gebiet begleiten wolle. Er verſprach mir auch eine Empfehlung an den ihm befreundeten Kapitani Cazzo, der mich durch die Kakavulis geleiten würde. „Es iſt die ſchlimmſte Gegend der Maina", ſagte er, „und es ſind ſchlechte Kerls dort. Zu allen Zeiten waren ſie freie Leute und zu allen Zeiten waren ſie Räuber. Aber mein Freund, der Kapitani Cazzo, wird ſein Beſtes thun." Darauf ging Murzino mit mir durch alle die verſchlungenen Gänge ſeiner Burg die Warte hinauf und zum Burgverließ hinab, einer Ciſterne, in welcher ſonſt Schlangen genährt wurden, um durch Furcht und Schrecken ein möglichſt großes Löſegeld von den Gefangenen zu erpreſſen. Recht abenteuerlich, räubermäßig war zwiſchen den Felsſtücken, am Abgrunde gegen das Thal hinab, eine kleine Treppe angebracht. Dort lagen Haufen bleicher Knochen der Ermordeten. Mit ihren vielen verwickelten Treppen, Gemächern, kleinen niedrigen Thüren und dem unſauberen Ausſehen war Murzinos Burg recht das Ideal eines Räubernneſtes. Bei dem Eintritt in ſein Wohnzimmer wünſchte er mir nochmals feierlichſt: Willkommen! und hieß das Mahl auftragen. Der Häuptling iſt ein Freund guter Küche und hat ſeine Flaſche Wein beſonders für ſich. Beim Gelage ſangen uns die Palikari allerlei kriegeriſche Lieder vor. Ich wünſchte Murzinos Lied zu hören, und mit gellenden Lauten und Schnörkeln wurden nun ſeine Ruhmesthaten förmlich gebrüllt. Der Räuberſang begann mit den unheimlichen Worten: „Freitag Morgen hätte nicht grauen ſollen u. ſ. w." Als wir uns, nach griechiſchem Brauch völlig angekleidet, gemeinſchaftlich zur Ruhe lagerten, machte ich die Erfahrung,

daß der Hang zum Mythiſchen hier immer noch fortbeſteht. Der Kapitani ließ ſeinen Lieblingspalikaren hereinkommen, der im Erfinden wunderlicher Märchen eine beſondere Gabe beſaß. Seine Erzählungen ſollten uns zu lieblichen Träumen ſanft in den Schlummer wiegen und waren ein Gewebe von üppig phantaſtiſcher Fülle. Sie glichen jenen bunten weichen Schawls, mit denen der Orientale ſein Haupt umwindet.

Am anderen Morgen ritt ich ein Paar Stunden tiefer in das Gebirge hinein zu der Veſte eines Häuptlings, welcher mit Murzino in Feindſchaft lebte. Dort hoffte ich antike Trümmer zu finden. Zum Schutze hatte man mir einen Palikaren aus Murzinos Bande und noch einen neutralen Mann mitgegeben, der gleich befreundet mit beiden Kapitanis war. In ihrer Begleitung durfte ich getroſt dem kühnen Räuber einen Beſuch abſtatten. Durch die unwegſamſten Felsgegenden führte man mich zu einem Dörfchen, das Murzinos Feinden ergeben war. Es lag dicht am Meer in einem engen Bergthal. Verrufen als der gefährlichſte Ort dieſer Gegend, nannte man ihn im Griechiſchen mit einem Namen der ſo viel heißt wie Mordſchlucht. Eine zerſtörte Burg des Mittelalters ſtand hier auf vorragendem Felsgipfel. Von dem halbverfallenen Thurm, der allein noch einigermaßen bewohnbar geblieben, wehte eine Fahne ſtolz im Winde hin. Sie ſollte uns den Sitz des ſouveränen Räubers anzeigen. Übereinander in verſchiedenen Stockwerken enthielt der Thurm Gefängniß, Wohnraum und Warte. Eine von außen angelegte Leiter vermittelte den Zugang in das Innere. Hier ſah es aber erſt recht wie ein Räubernest aus. In dem ſchmutzigen, halbdunkeln, dürftig ausgeſtatteten Raume lagerten eine Menge wildausſehender Geſellen in der bunten Tracht ihres Stammes. Als wir erſchienen, ſprangen ſie wild auf, und die Waffen klirrten an einander. Um meines Begleiters willen ward ich von dem ſehr wohlgebildeten Häuptling höflich begrüßt und nach wenigen

Worten des Verſtändniſſes erſucht Platz zu nehmen. Ganz gemüthlich lagerte auch ich mich zu dem Räubervolk an den Boden, eine runde Bank ward herbeigeholt, die den Tiſch vertrat, ein ſchmales langes Leintuch ſtatt der Servietten von Einem zum Andern über die Knie gebreitet und das Mahl aufgetragen. Trotz der unheimlichen Geſellſchaft ließ ich mir das gebratene Schaf gut ſchmecken und langte gleich den Übrigen mit der rechten Hand in die Schüſſel. Während des Eſſens kreiſte von Mann zu Mann eine große Seemuſchel. Sie vertrat das Trinkgeſchirr, war aber nur mit Waſſer gefüllt, denn der regierende Kapitani konnte keinen Wein erſchwingen und friſtete mit ſeinen Braven ein elendes Tagesleben. Nichts deſto weniger ward bei jedem Trunke mit höflicher Verneigung eine Geſundheit ausgebracht. Allmählich geſtaltete ſich die Unterhaltung immer lebhafter und auch anzüglicher. Mit tauſend Sticheleien beſprach man die gegenſeitigen blutigen Begegniſſe, und der mich begleitende Palikar unterließ es nicht, zur Ehre ſeines Häuptlings ihnen die bitterſten Schmähungen zu ſagen, in denen er zu verſtehen gab, daß er nächſtens mit ſeinen Geſellen über ſie herfallen würde. Es ging ſo bunt her, daß ich befürchten mußte gegen die Freunde des Freundes würde ein Bruch der Achtung jetzt die unausbleibliche Folge ſein. Lachend wandte ſich aber einer der Räuber zu Murzinos Palikaren und ſagte: „Warum habt Ihr mich denn nicht beſſer behütet, als ich in Euere Gefangenſchaft gerieth und in der Ciſterne ſteckte? Seht! ich konnte aus Euerem feſten Schloſſe dennoch entwiſchen". Statt der Antwort nahm mein Geleitsmann einen großen Knochen aus der Schüſſel, hielt ihn lange Zeit betrachtend gegen das Tageslicht und murmelte dann düſter vor ſich hin: „Die Schulterblätter des Thieres deuten nichts Gutes. Ein Vetter wird getödtet werden". Auch dieſe ſehr ernſthafte Betrachtung wurde ohne Beleidigung verſchmerzt, obgleich ſie ſich deutlich genug auf den Kapitani bezog, der ein Vetter des Murzino war. Der

Knochen ging die Reihe herum, jeder ſah, daß er ein ſchwarzes Zeichen hatte, und wußte, daß ſolch' gefleckter Knochen den Tod eines Geſellen anzeigte; allein ſtillſchweigend ſchüttelten ſie nur die Köpfe zu der üblen Vorbedeutung. Später verſicherten mir die Mainoten, daß ſie viel auf Augurien halten und ſolche Zeichen ſtets untrüglich ſind. Auch glauben ſie allgemein an die Wirkung magiſcher Künſte, tragen Amulets und Mittel gegen den böſen Blick. Zur Bekräftigung wies mir einer der Räuber ſeine Flinte, an welcher ein Zettelchen ſteckte, mit geheimnißvollen Zeichen, und wo das verdorbene Schloß mit einigen Wollfäden umwickelt war. Mit dem Ernſt der Überzeugung erklärte er mir: „Sortan trifft mein Schuß immer ſicher!"

Außer einigen Säulenſtücken, unleſerlichen Inſchriften und etlichen Münzen fand ich hier in Levtro nichts von archäologiſcher Bedeutung. Daß aber in dortiger Gegend noch antike Mauern vorhanden ſind, folgere ich aus den widerſprechenden Angaben der Mainoten. Die guten Leute vermuthen ſtets an ſolchen Orten verborgene Schätze und fürchten, daß die Franken ſie vor ihnen entdecken. So machte ich nur eine Zeichnung von dem Vorgebirge der Maina mit den charaktervollen Gipfeln des Taygetos und ſchied dann vom ritterlichen Volk der Räuber. Mit Flintenſchüſſen gaben ſie mir das Abſchiedsgeleit, und mit Freudenſchüſſen ward ich von Murzinos Leuten bei meiner Rückkehr in Skardamulae empfangen. Nachdem wir hin und her erwogen, auf welche Art die Reiſe zum Neptuntempel wohl am zweckmäßigſten einzurichten ſei, entſchied Murzino, daß ich zu Waſſer bis zu dem reſpectabelen Kapitani Cazzo fahren und in deſſen Begleitung zum Cap Tenaros vordringen ſollte. Nochmals verpfändete Murzino ſich mit ſeinem Leben für meine Sicherheit und betheuerte, er hätte mich ſo lieb gewonnen, daß mit einem Gruß von mir jedermann ihm jetzt als Freund willkommen ſei. Aus neueſter Erfahrung wußte ich, daß man ſeinen Worten trauen konnte. Der Moment ſchien überaus

günſtig für eine Unternehmung, die noch niemandem geglückt war. Allein nach reiflicher Überlegung gab ich den waghalſigen Plan doch wieder auf. In Malta, Livadia, Theben, die auf der Rückreiſe berührt werden mußten, wüthete die Peſt; für den einzelnen Mann waren die Unkoſten zu bedeutend, und vor allem fehlte mir unter dieſen Leuten ein Freund und Geſellſchafter, ein Theilnehmer an den mannichfachen Eindrücken. Ohne Gefährten, nur auf mich ſelbſt angewieſen, verging mir alle Unternehmungsluſt, und das erleichterte auch den Entſchluß einer Rückkehr nach Kalamata.

Freund Murzino gab mir die beſten Wünſche mit auf den Weg, und dankbaren Herzens verließ ich dieſen räuberiſchen Ehrenmann. Seine Palikare begleiteten mich bis Maltizza, und zeigten mir unterwegs eine große unterirdiſche Höhle, in welche man nur von oben hinab gelangen kann. Hier bergen die Räuber ihre Weiber, Kinder und fahrende Habe vor der Feinde Übermacht. Im ſchlimmſten Falle flüchten ſie auch ſelbſt hinein. Eine Handvoll Leute genügt, um den Eingang zu vertheidigen. Von Makrizins Söhnen mit lauten Freudensbezeugungen empfangen, bewog mich die ſchöne Lage des Dörfchens, den ganzen Tag bei ihnen zu bleiben. In Maltizza zeichnete ich die reiche Ausſicht auf das Schloß des Kapitani Theodoraki auf Georgakis Raubburgen, und in der Ferne, weit über Kalamata hin, die Meſſeniſche Ebene mit dem hervorragenden Ithome. Die Häuſer von Maltizza ſind rundum am Rande der Dächer mit kleinen Kegeln von Kalk verziert und machen eine Wirkung wie die Fleurons der antiken Dachziegeln. Auch Theodoraki, der Sohn des ehemaligen Bey, wurde von mir beſucht. Die Beſchreibung, welche er von dem Neptuntempel machte, war ſo anziehend, das Anerbieten mich mit ſeinen Leuten hinzuführen, dort mit mir zu graben, ſo verlockend, daß ich auf alles eingegangen wäre, hätte ich nicht Murzinos Vorſchläge ſchon abgelehnt. Zu meinem großen Erſtaunen erkannte ich Bröndſteds goldene Uhr in Theodorakis Händen.

Obgleich ich ihm eine ganz anſehnliche Summe bot, gab er ſie doch nicht wieder heraus; es glückte mir aber, Bröndſteds Verlobungsring mit dem Haar ſeiner Braut von Pulo Makrizin zu erſtehen. Meine Agogiaten zeigten mir den Räuber, welcher Bröndſted in der Langada ausgeplündert hatte und jetzt auch ſehr genau nach meinen Reiſeplänen forſchte. Von den ehrlichen Führern wurde darüber nichts verrathen und ein falſcher Weg angegeben. Dazu kam noch, daß man mir in Skardamulae heimlich vertraute, ſobald die Grenze der Maina überſchritten und das Handwerk nicht mehr durch Gaſtfreundſchaft gebunden ſei, würde Jagd auf mich gemacht werden. Dieſe Andeutung nahm ich ſcheinbar wie einen Scherz auf, aber ſie diente doch als Warnung und mahnte zur Vorſicht.

Im Geleite des Vater Makrizin und etlicher ſeiner Palikari kehrte ich nach Kalamata zurück. Pulo wollte mich durchaus gleich bis Wien begleiten, da aber vor meiner Heimkehr noch mancherlei Reiſen in Ausſicht ſtanden, verſprach ich, ihn in Athen zu erwarten, falls er bei ſeinem Entſchluß verharren und zu rechter Zeit ſchreiben würde. Obgleich nun ſämmtliche Archonten von Kalamata mir hoch und theuer zuſchworen, es warte meiner nicht die geringſte Gefahr auf dem Wege über den Taygetos nach Miſtra hin, ſo erbat ich mir der Sicherheit wegen doch zwei von Makrizins Leuten zur Begleitung. Auf einer Anhöhe hinter Kalamata zeigte man mir die Stelle, wo Bröndſted geplündert worden. Voll ſchlimmer Ahnungen ritt ich an den ſchroffen Abhängen entlang. Nur ein ſchmaler Fußpfad trennte mich vom Abgrunde. Ein Fehltritt, und man lag zerſchmettert in der Tiefe. Bei anbrechender Nacht war ich glücklich in Kuziavo eingetroffen, das wegen ſeines Reichthums an Früchten ſehr berühmt iſt. Kirſchen-, Wallnuß-, Oliven- und Feigenbäume ſtanden in voller Blüthe, hatten zum Theil auch ſchon Früchte. Hier beichteten mir meine ehrlichen Agogiaten, daß ihnen die beiden Mainoten

unterwegs den Vorſchlag gemacht, mich zu ermorden, zu plündern und mit der Beute in die Maina zu entfliehen. Dieſem Anſinnen hatten ſich die Führer nur widerſetzen können, weil ſie in der Übermacht geweſen. Sofort ſandte ich die ſpitzbübiſchen Räuber zurück und erbat mir auf meinen Empfehlungsbrief hin, vom Kodjabaſchi des Dorfes fünf ſichere Männer zum Schutze der Weiterreiſe.

Mit zahlreichem Gefolge ging es nun die Berge noch höher hinauf, bis vom letzten Gipfel, den wir erſtiegen, ich auch zum letzten Mal den Golf von Koron ſah und über das weite glänzende Meer ſchaute. Von hier aus beginnt die berühmte Langada, eine große felſige Schlucht, welche den Taygetos faſt in zwei Hälften theilt. Nahe gedrängt ſtehen die ſonderbarſten Felszacken und Nadeln, als wollten ſie wetteifernd einander an Form und Höhe überbieten. Ein ſchmaler Felsweg ward mir gezeigt. Tiefer in das Gebirge hinein, führt er zu dem Zufluchtsort der Kuziaver. Dorthin eilen ſie, wenn die Türken den Tribut mit Gewalt erzwingen wollen oder übermäßig viel fordern. Einer meiner Begleiter erzählte, daß ſie hier noch im vergangenen Jahre kapitulirt hätten. Dichter Platanenwald füllte die Schlucht und rieſelndes Gewäſſer ward ſichtbar. Dort unten im Grunde iſt der gewöhnliche Aufenthaltsort der Räuber. Aus dieſem grünen Verſtecke fahnden ſie auf die arglos Dahinziehenden. Gewöhnlich ſind die Einwohner von Kuziavo im Komplot mit den Wegelagerern. Da ich mich aber eines Geleitbriefes mit der Unterſchrift zweier Kapitanis rühmte, mußte ich unbehelligt reiſen können. Meine dörflichen Begleiter wollten mich jetzt verlaſſen und meinten, in der Schlucht hätte ich nichts mehr zu fürchten. Indeß beſtand ich auf ihr Bleiben, und es war mein Glück, denn eine Viertelſtunde weiter ſah man ſchon einzelne dunkle Geſtalten hinter den Platanenbüſchen auftauchen. Einer der Kuziaver eilte raſch auf ſie zu, ſchüttelte ihnen die Hände, wies den Geleitsbrief vor und überredete ſie, mich ruhig ziehen zu laſſen. Die

Bande ſoll ungefähr 30 Mann ſtark geweſen ſein, und war bald im Dickicht verſchwunden. Ungeneckt ſollte ich aber doch nicht an ihrem Revier vorüberziehen. Wie eine fränkiſche Schildwache, das Gewehr beim Fuß, war ein Albaneſe am Wege ſtehen geblieben. Mit unheimlich lauernden Blicken ließ er uns vorüberziehen. Plötzlich rollte von der Höhe ein gewaltiger Stein donnernd den Fels herab und fiel dicht vor mir nieder. „Wer iſt dort oben?“ ſchrieen meine Leute dem Albaneſen drohend zu. „Ziegen“, war ſeine eben ſo kurze wie boshafte Antwort. Ich dankte Gott für die Rettung, ſetzte meine Reiſe weiter fort, und bewunderte die grotesken Felſen der Langada, dieſer räuberiſch wilden Gegend, die immer öder und unwegſamer wurde. Man führte mich auch zu einer tiefen Höhle, unterirdiſch gleich einer Ciſterne und hinter Felſen verborgen. Vor Zeiten pflegten die Räuber hier ihre Gefangenen elend umkommen zu laſſen, wenn ſie kein Löſegeld zahlten. Ohne Ausweg zur Flucht, wurden ſie ein Opfer der Grauſamkeit. Einem Knaben gelang es, ſich hinaus zu retten, und er verrieth dieſen Schreckensort der Behörde. Er ſoll voll Menſchenknochen ſein. Als ich, zu Fuß vorausgehend, dicht am Wege den Leichnam eines Ermordeten liegen ſah, die Luft vom Verweſungsgeruch weithin verpeſtet war, da ward mir unheimlich und furchtſam zu Muthe. Von nun an verfolgten mich die mannichfachſten Vorſtellungen jeglicher Gefahr. Es war die felſige Gegend auch ſo unbeſchreiblich troſtlos und die vielen, wie eine Troglodytenkolonie nebeneinander liegenden Höhlen beunruhigten noch mehr meine ſchon ſehr erregte Phantaſie. Noch hatten wir das Ende der Langada nicht erreicht, als ein junger Mann uns eilenden Laufes entgegen kam. Ich warnte ihn vor der Gefahr, er ließ ſich aber in ſeiner Flucht nicht ſtören. Meine Leute meinten, er ſei wohl um eines Verbrechens willen aus Miſtra geflohen und wolle ſich jetzt den Räubern anſchließen.

Gewöhnlich rechnet man zehn Stunden von Kalamata

über den Taygetos nach Miſtra hinab; allein der ſehr beſchwerliche Weg verlängert die Dauer der Reiſe. Endlich war das Ziel erreicht. Vor mir lag die fruchtbare Ebene von Sparta. Ein beglückender Anblick nach all' der Mühſal im öden Steingebirge.

Achtzehntes Kapitel.

Sparta. Die Landſchaft Argolis. Rückkehr nach Athen.

(1813.)

Wie ein böſer Traum gar bald entflieht, wenn man beim Erwachen in eine ſonnenbeglänzte Landſchaft blickt, ſo löſten ſich auch in meiner Seele alle Gedanken von Raub und Mord in hellen Jubel auf, als wir endlich aus dem Gebirge heraustraten. Jetzt ſah ich nur, was ſchön war, und ſtaunend weideten ſich meine Augen an Lakedämoniens Fluren.

Damit aber die überſtandenen Schrecken und Gefahren auch anderen Reiſenden Gewinn brächten, begab ich mich gleich zum Woiwoden von Miſtra und forderte ihn auf, den Mördern nachſetzen zu laſſen. Die Archonten wurden auch verſammelt; allein mein ſtürmiſcher Eifer war ihnen offenbar ſehr unbequem. Räubern nachzuſpüren, iſt gegen die gewöhnliche Vorſicht der Griechen. Sie fürchten der Banditen Rache und befürchten auch einen Verweis von der Behörde in Tripolitza; denn die ausgeſandten Türken kommen aus der gewohnten Ruhe, und das Dörfchen, durch welches ſie ziehen, wird gebrandſchatzt. Indeß bezeigte man

ſich doch ſehr beſtürzt über den Mord, von dem der Woiwode nichts wußte und die Archonten nichts wiſſen wollten. Der Bolugbaſchi zog zwar mit etlichen Leuten aus, unternahm aber nichts gegen die Räuber. Dieſe Sorge überließ er den Dorfbewohnern der Gegend, die übrigens mit ihnen im Complot ſtehen. Mich ließen ſie höflichſt erſuchen, nicht weiter von dem Vorfall zu reden, es könne doch nichts an der Sache geändert werden. So ſchwieg ich und zog dreiviertel Stunden weiter zu den Ruinen von Sparta.

Miſtra gegenüber, auf den niederen Höhen, die aus der Ebene hervorragen, lag das alte Sparta. Zwiſchen den Hügeln und Wäldern leuchtete des Eurotas ſilberglänzendes Gewäſſer, war das Ufer mit der herrlichſten Pflanzenvegetation umkränzt. In der Nähe der Trümmer, vom Landvolk Palaeochori (alter Ort) genannt, ſtanden unter Cypreſſengruppen die wenigen Hütten des Dorfes Magulo. Römiſche Mauern umgaben den Burghügel, römiſche Mauerreſte lagen umher, Trümmer einer Waſſerleitung führten hinauf, deren Bauſteine aus den koſtbarſten Überreſten des Alterthums beſtanden. Joniſche und doriſche Säulenſtücke, große Marmorplatten mit Inſchriften waren darin vermauert. Von antik griechiſcher Arbeit ſah ich wenig. Hin und wieder nur die Fundamentlinien der antiken Burgmauer. Mit auffallender Größe erhebt ſich das alte Theater über die geſammte Trümmerwelt. Seine Mauern ſind ohne Mörtel aus behauenen Steinen zuſammengefügt, mit Buſchwerk und Gras ganz durchwachſen. Dem Theater gegenüber erblickt man noch Ruinen der Grabmäler des Leonidas und Pauſanias. Jetzt thürmte ſich dort ein Haufen großer Steinplatten, und aus dem Chaos ragten Säulenſtücke hervor. Vielleicht ein Theil des Grabmals. Von den Tempeln war nichts mehr zu ſehen, auch ſuchte man vergebens die vielen Platanen, welche dem Ort der Leibesübung den Namen Plataniſta gegeben.

Die weſentlichſten Reſte des alten Sparta ſind zum Bau

des türkiſchen Miſtra weggeſchleppt worden, das mit ſeinen Moſcheen ſich an den Abhängen des Taygetos zur Ebene von Sparta hinabzieht. Hoch über der modernen Stadt erhebt ſich auf einer Felsſpitze das kühne Kaſtell der Venetianer. Bei ſeinem Anblick wird man unwillkürlich an das Mittelalter, an Fehden und Verfolgung erinnert. Eine Kirche und ſonſtiges Mauerwerk zeugen von der ehemaligen Pracht der alten Stadt, die am Fuße des Felſens erbaut war. Zwiſchen den Häuſern und Schluchten fand ich die ſchönſten Felspartien und hatte vom Schloß einen weiten Blick auf die hohen Pappeln, Cypreſſen, Ölwälder und Maulbeerplantagen. Jeden Morgen wanderte ich zu den Ruinen von Sparta, ließ mich häuslich im Rundbau des Theaters nieder und zeichnete an einer panoramiſchen Anſicht der Ebene und des weißſchimmernden Taygetos. Großartig und weit war das Bild, welches mein Blick umfaßte. Immer neue Motive boten die grünen Waldungen der Ebene, die ſchroffen Berggipfel der furchtbaren Räuberlangada und das kühn aufgebaute Miſtra. Mir that es ordentlich leid, als ich nach neuntägigem, ſchnell verſtrichenem Aufenthalt Sparta zum letzten Mal durchſtreifte. Ohne zu zeichnen, nur in der Wonne des ruhigen Schauens, fügten ſich mir die zerſtreuten Bilder zu ſchönem Geſammteindruck.

Beunruhigende Nachrichten hatten ſich am Ort verbreitet. Räuberbanden, ſo hieß es, wären in Gegenden aufgetaucht, die man ſonſt für ſicher gehalten. Argos und Athen ſeien von der Peſt bedroht. Man warnte mich vor der Gefahr. Dennoch beſchloß ich, dem einmal gefaßten Plane treu zu bleiben, und reiſte weiter nach Argos, Mykenä und Nauplia. Nördlich am Eurotas hinauf ſpannt ſich die moderne Brücke kühn in einem Bogen von Ufer zu Ufer. Durch ſteile pittoreske Felsmaſſen drängte der Strom hervor, Oleander und Agnus Caſtus blühten umher, und köſtlich klar war das Gewäſſer, in deſſen Fluthen man den ſpartaniſchen Jungfrauen das Schwimmen lehrte.

Raſch ging es den Thornax hinauf, der ſich von hier aus erhebt und eine weite Rundſchau geſtattet. Man ſieht die nun perſpectiviſch verſchobenen Felsgipfel des Taygetos und überblickt die ganze Ebene von Sparta bis hin zur Ebene von Megalopolis. Dann ritten wir hinab nach Tegea. Im nahegelegenen Dörfchen fand ich Fragmente antiker Brunnen, Fragmente eines Frieſes, Inſchriften, die ich abſchrieb, in den Feldern auch einige Marmorquadern. Es waren die einzigen Überreſte von dem prächtigen Tempel und der großen Stadt. Ihre letzten Trümmer mußten ſie hergeben, um Tripolitza zu ſchmücken. Mit einem Seufzer wanderte ich weiter durch die baumloſe Gegend. Üppige Felder breiteten ſich vor mir aus, und überall herrſchte fröhliches Treiben, denn die Leute waren mit dem Einſammeln des Ernteſegens beſchäftigt. Vielleicht überſchlugen ſie auch im Geiſte den geringen Gewinn, der ihnen bleibt, wenn der tributpflichtige Zins bezahlt iſt. Durch die ſogenannte Scala, wie der Paß ſchon in alter Zeit hieß, zogen wir das Partheniongebirge hinauf und wieder hinab zur Ebene von Argolis. Wechſelvolle Bilder erfriſchten den felsgewohnten Blick. Am Oſtabhang des Chaon begrüßte ich den Eraſinos, mit antikem Namen „der Liebliche“ genannt. Hoch oben in Arkadien, den Quellen des Stymphaliſchen Sees entſprungen, nimmt er ſeinen unterirdiſchen Lauf zur Ebene von Argolis hinab und ſtürzt hier aus maleriſcher Doppelhöhe breit und rauſchend hervor. An dieſer Stelle feierte man vor Zeiten das Feſt des Bacchus, Tyrbe genannt; jetzt ſteht dort eine der Madonna geweihte Kapelle. Der Eraſinos ſtrömt dem Meere zu, und wo er erſcheint, da iſt ſprießendes Leben und herrlicher Baumwuchs, denn er nährt die Felder, Bäume und Gärten von Argos. Alle drei Jahre, ſo ſagt man, verſchwindet der Fluß. Dann kommt Mißwachs und großes Elend über die Bewohner der Argoliſchen Ebene; und ein ſolches periodiſches Austrocknen bemerkt man auch am Stymphaliſchen See.

Schon aus weiter Ferne ragte die Lariſſa von Argos über Stadt und Ebene hervor. Beim Hinaufſteigen zum hohen Burgfels erweitert ſich der Blick. Man ſieht das blaue Meer, Nauplia mit dem Felſen des Palamedes, Tiryns, Lerna (Myli), die Ferne von Lakonien und die in bläulichem Duft verſchwindenden Umriſſe der Arkadiſchen Berge, an denen für mich ſo viel Erinnerungen poeſievollen Lebens hingen. Zwiſchen den Mauern des zerſtörten modernen Kaſtells iſt noch ein großes Stück kyklopiſcher Burgmauer erhalten. Sie umfing den langgeſtreckten Berg und zog ſich hinab bis in die Nähe einer jetzt verfallenen Kirche. Innerhalb der zweiten Mauer der modernen Burg ſah ich auf dem Gipfel des Berges Befeſtigungsthürme neuerer Zeit, die einer Seitenmauer des Jupitertempels angebaut waren. Unterhalb der Burg, wo die Felswand ſteil abfällt und ihr Rand das Thal überhängt, ſteht, gleich einem Schwalbenneſt, das Panagienkloſter. Auf dem gegen den Golf gewendeten ſüdöſtlichen Abhang der Hohenargos, erblickt man ſchon von weitem das antike Theater mit den vielen in den Berg gehauenen Steinſitzen. Es iſt von außerordentlicher Ausdehnung. Was man einſt in dieſem Runde dem athemlos horchenden Volke im begeiſterten Wort verkündete, war heimathberechtigt auf dieſer Stätte und ſtand in engſter Beziehung zu den uralten Sagen von den Thaten und Schrecken der Argiver.

Vor Sonnenaufgang war ich ſchon munter, beſtieg mein Pferd und eilte, das zwei Stunden weiter gelegene Mykenä zu erreichen. Karvati, ein elendes Dörfchen, ward mein Standquartier, von dem aus ich täglich zu der Atridenburg hinaufwanderte. Zwiſchen zwei Felsbergen, die ſich unmittelbar aus der Ebene emporheben, tritt ein ſchroffer, vielgeſtaltiger Hügel ſelbſtändig hervor. Nach Nord und Süd durch tiefe Schluchten von ihnen getrennt, neigt er ſich terraſſenförmig zur Ebene hinab. An die Bergwand gelehnt, von den beiden Gipfeln ſchützend umgeben, erhob ſich einſt auf dieſem Hügel

der ſtolze Sitz des mächtigen Geſchlechtes und das breitſtraßige, wohlgebaute Mykenä. Faſt in dem nämlichen Zuſtande der Zerſtörung, wie ſie noch heute vor mir lag, ſah auch ſchon Pauſanias an Stelle der Burg nur einen großartigen Trümmerhaufen von Mauerwerk und Steinen. Von der kleinen Kirche Ap. Georgio aus kann man die bedeutenden Überreſte der Stadtmauer bis auf die nächſten Höhen hin verfolgen und ſieht allerlei Spuren von Veli Paſchas letzter Grabung. Da lagen über einander gewälzte Steinblöcke, Halbſäulen, auch Fragmente, die in ganz eigenthümlich fremdartigem Stil gearbeitet waren, mit buntfarbigen, regelmäßigen Verzierungen in orientaliſchem Geſchmacke. Gräber und Statuen, welche man hier gefunden, ſind an Lord North verkauft. Nicht weit vom alten Königshauſe gelangt man zu dem ſogenannten Schatzhauſe des Atreus, zu dem uns die Grabungen von Veli Paſcha und Lord Elgin den Zutritt eröffnet hatten. Der ſchmale Gang führt in den Hauptraum eines kuppelartig ſpitzen Baues. Horizontal aufgelegte, immer wieder in nächſter Schicht einander überragende Werkſtücke verengen das Gemach nach der Höhe zu, bis zuletzt ein einziger mächtiger Stein das Gewölbe ſchließt. Nach dem Grundſatze des Tumulus oder Pyramidenbaues angelegt, ſehen wir hier die aus Unkenntniß beſſerer Mittel entſtandenen Grundgedanken zum Kuppelbau. Durch eine große dreieckige Öffnung über der Thüre empfängt die Kammer das Licht. Innerhalb der Rotunde waren urſprünglich Erzplatten angebracht, und man ſieht noch die Löcher, in denen Bronzenägel geſteckt haben, welche von Lord Elgin herausgenommen ſind. In der Nähe der Burg iſt noch ein zweiter Erdhügel. Nach antiker Tradition auch eine Schatzkammer, denn Pauſanias erwähnt der unterirdiſchen Schatzkammern von Atreus und ſeinen Söhnen. Veli Paſcha hat zwar angefangen, ſie zu öffnen, allein der größte Theil ſteckt noch in der Erde.

Einige Schritte höher hinauf und wir ſtanden vor dem

Haupteingange zur Burg, vor dem wunderbaren, vielberühmten Löwenthore, dieſem älteſten Skulpturwerke Griechenlands. Gleich einem Hohlwege führen zwei parallellaufende, aus gewaltigen Quadern aufgeſchichtete Mauern gegen das Thor zu, deſſen Höhe man nicht beſtimmen kann, weil es tief in Schutt und Erde vergraben iſt. Das koloſſale Basrelief, welches ihm als Schmuck und Abſchluß dient, überraſcht durch ſeine großartige Wirkung. Zu beiden Seiten einer nach unten ſich verjüngenden Säule heben ſich aus der ungeheueren dreieckigen Steintafel zwei mächtige Thiere hervor, die man als Löwen bezeichnet hat. Wie Wächter der Burg ſtehen ſie hochaufgerichtet auf dem Deckſtein des Thores und ſtützen ihre Vordertatzen ſymmetriſch auf die Steinplatte, welche der Säule als Sockel dient. Die Köpfe fehlen, waren aber, wie man noch ſehen kann, mit Zapfen eingefügt. Das Reliefbild iſt im älteſten Stil gearbeitet, nicht ohne Naturwahrheit, aber ſteif und plump. Dieſe Tafel, welche ungefähr 12 Fuß lang und $9^1/_2$ Fuß breit iſt, füllt die dreieckige Mauerlücke über dem Thore und hält ſich ohne Bindemittel im Gleichgewichte aufrecht, obgleich ſie im Verhältniſſe zur Höhe doch eigentlich ſchmal iſt. Stundenlang ſaß ich in feierlicher Einſamkeit vor dieſen Rieſentrümmern, und wie mein Stift die kühnen Linien wiedergab, ſo folgten auch meine Gedanken an dieſer denkwürdigen Stätte den gigantiſchen Geſtalten der griechiſchen Heroenwelt, die hier mordend und gemordet dem unerbittlichen Geſchicke zum Opfer fielen.

Von dem Löwenthore, von den Burgmauern und der panoramiſch ſchönen Gegend hatte ich Zeichnungen gemacht, dann ritten wir über nackte Kalkfelſen Nemea zu. Nach der drückenden Hitze in Argoliſcher Ebene war es eine Wohlthat, wieder die friſche, klare Luft der Höhen einzuathmen. An tief gefurchten Felſen mußte man zum Thale hinab ſteigen. Eine der vielen Höhlen mag wohl dem ſagenhaften Nemeiſchen Löwen zur Behauſung gedient haben, deſſen Erlegung des

Herkules erſte Heldenthat war. Rings von grotesken Höhenzügen umſchloſſen, breitete ſich ruhevoll einſam das kleine Thal von Nemea vor uns aus. Im Gegenſatze zu den meiſten Tempeln Griechenlands erhob ſich das Heiligthum des Zeus hier nicht auf einem Berge, ſondern in der Tiefe des Grundes. Als Pauſanias den Tempel beſuchte, umgab ihn ein dichter Cypreſſenhain; jetzt ſah man nur noch hin und wieder einige dürftige Bäume ſtehen. Schattenlos lag der verworrene Trümmerhaufe umher. Drei canellirte Säulen hatten dem Umſturze widerſtanden und hoben ſich zierlich ſchlank in die Höhe. Sie waren von doriſcher Ordnung, mit einem ſchmalen Echinus des Kapitäls und in ganz anderer Proportion, wie ich ſie bisher geſehen. Unweit davon ſtand eine verfallene Kapelle, aus heidniſchen Tempelſtücken erbaut und von den vielarmigen Äſten eines Feigenbaumes überdacht. Die Stadt lag am Abhange des charaktervoll geformten Apeſas (Phuka), und es ſind noch Spuren vorhanden von dem Stadium, wo die Nemeiſchen Spiele gefeiert wurden. Tempeltrümmer, Anhöhen, Berg und Ebene fügten ſich hier zu einem überaus lieblichen Landſchaftsbilde.

Mit dem erſten Frühſchein des 11. Juli kehrten wir zurück nach Argos, um gleich am anderen Tage durch die bepflanzte Ebene zu der Kyklopenſtadt Tiryns weiter zu reiten. Auf einem iſolirten, langgeſtreckten Hügel lagen die Trümmer dieſer von den Argivern im Peloponneſiſchen Kriege zerſtörten Ortſchaft. Zum Theil waren die Mauern noch bedeutend hoch, ihre Zinnen wohlerhalten und ungemein charakteriſtiſch im Gefüge der rohen Steine. Eine weitgedehnte Ausſicht ließ immer wieder Nauplia mit der Palamedesfeſtung ſich am ſchönſten aus dem ſchönen Bilde hervorheben.

Auf der Straße von Epidauros führte unſer Weg an Ligurio vorüber, und eine halbe Stunde weiter zu dem ſchönen Äsculaptempel, der in einem abgeſchiedenen kleinen Thale liegt. Seine Trümmer ſind jetzt unter dem Namen „Jero" bekannt

und haben ſowohl die umliegenden Dörfer, als auch Nauplia mit Bauſteinen verſorgt. Am Fuße der Citthionhöhe, auf welcher Äsculap der Sage nach als Kind ausgeſetzt wurde, mag wohl inmitten des dichtbewachſenen heiligen Haines das Heiligthum geſtanden haben, welches die ſtolze Inſchrift trug: „Nur reinen Seelen ſteht der Zutritt offen". Geſtürzte Altäre liegen umher, auch Weihbecken und Säulentrümmer. Am Rande der Schlucht fand ich unter hohen Obſtbäumen noch Überreſte eines Tempels, prächtiges Tempelpflaſter, doriſche Säulenſchäfte und Architekturſtücke, mit wohlerhaltener Zinnoberfarbe bemalt. Ich hielt ſie für die Ruinen des Dianatempels. Vor allem bemerkenswerth war das von Polyklet erbaute Theater, eines der ſchönſten und wohlerhaltenſten in Griechenland. Aus grauem Kalkſtein iſt es mit der größten Zierlichkeit gefertigt. Noch heute erkennt man vieles von den Ornamenten. Die Kanten der Steine ſind ſo ſcharf, als wenn ſie kürzlich gearbeitet wären.

Nach kurzem Aufenthalte ging es weiter durch die ſchattenreiche Bergſchlucht. Als wir den Ausgang erreichten, fiel mein Blick auf die meerumſpülte Halbinſel Epidauros, wo die Trümmer der reichen Stadt halb verborgen aus dem Geſtrüppe hervorragten. Im hellen Mondenſcheine ſah ich den Saroniſchen Golf, von der ſchmalen, bewaldet bergigen Landzunge Methana umſchloſſen, ſah über Aegina hin auf Attikas geſegnete Fluren, ſah das tiefblaue Meer, in dem ſich des Mondes Licht wiederſpiegelte. Piada hieß das Dorf, wo ich die freundlichen Leute aus ihrer Nachtruhe ſtörte. Trotz der ſchönen Lage iſt es doch ein ungeſunder, von Mücken arg geplagter Ort. Ich nahm mir nur die nöthige Zeit für meine Arbeit und eilte fort nach Trözen. Hügelkette reiht ſich an Hügelkette. Der Weg wird belebt durch die Ausſicht auf das Meer und zieht ſich über die Höhen zu den ſaroniſchen Sümpfen hinab. Hier beginnt die ſandige Ebene, welche Methana mit dem Peloponnes verbindet und dem durch Geſträuch und Oliven

wild bewachſenen Bezirk von Trözen entgegenführt. Die alte einſt vielgenannte Stadt iſt zu einem unbedeutenden Flecken herabgeſunken und enthält nichts Merkwürdiges mehr aus der Vergangenheit. Auch hier vermochte weder die ſchöne Gegend noch der antike Name mich für längere Zeit zu feſſeln. Unzählige Mückenſchwärme und der aus Afrika brennend heiß wehende Sirocco zwangen förmlich zur Weiterreiſe. So ritt ich denn in der Abendkühle zu den Citronenwäldern hinab, die Damala umgeben und meiſtentheils ein Eigenthum der reichen Porioten ſind. Alles athmet hier den Süden. Die Luft iſt mit Wohlgeruch erfüllt. Wir ließen uns gleich über den ſchmalen Meeresarm nach Poros überſetzen und fanden die Fähre gedrängt voll Leute, welche Früchte, Gemüſe u. dgl. m. zur Stadt brachten. Da die felſige Inſel keinerlei Anbau geſtattet, müſſen ihre Bewohner alle Lebensmittel vom feſten Lande aus beziehen.

Poros iſt auf mächtigen Granitfelſen erbaut. Mitunter ſieht man zwiſchen den Häuſern große rohe Blöcke von den wunderlichſten Formen. In dem wohlgeſchützten Hafen dieſes unfruchtbaren Felseilandes herrſchte vielgeſchäftiges Leben, und eine Menge Schiffe lagen hier vor Anker. Die Porioten treiben weitreichenden Handel, ſegeln ſogar bis nach Amerika hin, das im Allgemeinen ſonſt ein ziemlich unbekannter Welttheil für die Griechen iſt. Weil den Türken weniger leicht erreichbar, ſind hier die Inſelbewohner meiſt freier und wohlhabender, ſind auch gut unterrichtet von den Begebenheiten des übrigen Europa und haben einige Bildung.

Mit Kalauria, dem größeren Theile der Inſel, hängt Poros durch eine ſandige Ebene zuſammen. Dort ſtand auf dem höchſten Gipfel des Eilandes der Tempel des Poſeidon, zu welchem Demoſthenes flüchtete, als er von den Macedoniern verfolgt ward. Freiwillig endete er hier ſein Leben durch Gift. In dem Tempelgebiet ward er begraben. Ich ſtieg hinauf zu der Höhe und fand an Stelle des heiligen Hauſes jetzt nur hoch-

gethürmte Steinhaufen, Stücke doriſcher Säulen und zwei große Granitblöcke, die ich für Theile eines Sarkophages erkannte. Waren es vielleicht Trümmer vom Grabmal des undankbar verwieſenen Mannes?

Günſtiger Embatt brachte mich nach Aegina und weiter nach Athen. Augen und Gedanken eilten den luſtigen Wellen voran zu den Bergen und Fluren der geliebten Stadt, die ich am 25. Juli auch glücklich erreichte. Nach langer Abweſenheit war ich nun wieder im fränkiſchen Kloſter mit den theueren Freunden vereint. Die ängſtliche Sorge wegen der Peſt war geſchwunden. Lariſſa, Livadia und andere Städte waren wohl von der Seuche erfaßt, Athen aber unberührt geblieben. Man lebte dort ſo ruhig, als ſtände der „ſchwarze Tod" nicht mehr vor ſeinen Thoren.

Bald nach meiner Rückkehr hatten Linkh und Gropius ihre gemeinſchaftliche Reiſe nach Konſtantinopel angetreten. Haller und Cockerell lebten im nahen Olivenwalde in ländlicher Abgeſchiedenheit, und ich ſchloß mich ihnen an. Mancherlei wiſſenſchaftliche Ausflüge wurden unternommen, einige Tage auch im kleinen Kloſter der Vyliaſchlucht verbracht, um dort zu zeichnen. Es iſt ein Engpaß wildeſter Art mit ſteilen nahegerückten Felsmaſſen, tiefen Abgründen und wundervollen Durchblicken zu den bewachſenen Thälern des Parnettos, zu den Ebenen von Athen und auf das Meer hin.

Immer näher rückte die Trennungsſtunde. Auf Mitte Auguſt war meine Heimreiſe feſt beſchloſſen. Cockerell wollte mich bis Tricheri begleiten. Da ward er plötzlich von lebensgefährlicher Krankheit erfaßt. Wie er mit dem Tode rang, konnten wir es nicht faſſen, daß ſo viel Schönheit des Leibes und der Seele ſchon in voller Jugendkraft in das Grab ſinken ſollte. Dem Himmel ſei Dank! Die Macht des Fiebers ward gebrochen, der Freund uns gerettet! Den kaum Geneſenen mußte ich ſchon verlaſſen, denn ich hatte das zur Reiſe beſtimmte Geld angegriffen und keine Ausſicht mehr auf neue Wechſel.

Am Abend vor der Abreiſe ſtieg ich mit Haller auf den Anchesmos zur Kapelle des heiligen Georg hinan. Dort wollte ich zum letzten Mal auf die mir ſo lieb gewordene, erinnerungsfrohe Gegend blicken. Ungern ſchreibe ich meinen Namen an berühmte Gegenſtände; allein hier grub ich ihn doch zu dauernder Erinnerung in den Stein und fügte das bedeutungsvolle Wort hinzu: Χαῖρε!

Neunzehntes Kapitel.

In der Gefangenſchaft der Piraten.

(1813.)

Athen hatte ich wie ein Träumender verlaſſen. Haller begleitete mich und am 21. September ritten wir durch das Thor Hippades. Auf möglichſt kurzem Wege wollte ich über Negropont der Heimath entgegenreiſen. In Dekelia blieben wir noch zwei Tage beiſammen, freuten uns der großartig ſchönen Ausſicht, der kräftigen Farbentöne und verſuchten zu zeichnen. Allein kaum waren ein paar Striche gemacht, da ſchleuderte ich unwillig das Blatt weit fort. In meiner gegenwärtigen Stimmung vermochte ich von der herrlichen Landſchaft nicht einmal ein ſchattenhaftes Bild mit dem kalten Blei wiederzugeben.

Dort am Brunnen, wo wir hinausgeſchaut über Attika, Aegina, auf Euböa und Böotien hin, wo wir traulich unſer gemeinſames Mahl genoſſen, dort ſchied ich von dem Freunde. Nun zog ich allein weiter mit Dimitri, dem griechiſchen Knaben, der die Augen voll Thränen hatte, weil er Athen verlaſſen mußte, um mir in den Norden zu folgen. Das Herz war mir

trüber Ahnungen voll, als hätte die Seele ſchon alle Schmerzen und ſchweren Stunden vorempfunden, die meiner in kürzeſter Zeit warteten. Als der Weg von dem engen Paß ſteil in die Tiefe des Eichwaldes hinabbog, da hielt ich den Schritt des Pferdes an und geizte mit jedem zurückgewandten Blick.

Euböa, dieſe größte und fruchtbarſte Inſel des Aegäiſchen Meeres, iſt durch einen ſchmalen Kanal von Böotien getrennt. Eine Zugbrücke verbindet ſie mit dem Feſtlande. Nur in den ſeltenſten Fällen geſtatten es die Türken, daß die Ungläubigen bei ihrem Überſchreiten zu Pferde bleiben. Gewöhnlich nöthigen ſie die Franken abzuſteigen, um mit demüthigem Sinn ihre Brücke und ihre Hauptſtadt Negropont, das alte Chalkis, zu betreten. Ich durfte dieſes Mal unbehelligt hinüberreiten, verließ die Stadt aber ſchon am 24. September und zog weiter durch das waldige Land, an Dörfern vorüber, die von Weinpflanzungen und Maisfeldern umgeben, zwiſchen Buſch und Baum lagen. Den Lauf eines Baches entlang, ſtieg ich mit viel Beſchwerde zur Ebene von Xerochori hinab. Da um der Peſt willen der Landweg durch Theſſalien zu gefahrvoll erſchien, man mir auch verſicherte, die Piraten wären vor acht Tagen von den Tricherioten verſprengt worden, ſo beſchloß ich, mich bis Saloniki einer günſtigen Schiffsgelegenheit anzuvertrauen.

Am 1. Oktober meldete man die Ankunft eines Trabakolo, der auf der Rhede lag und bald wieder abſegeln ſollte. Schnell raffte ich meine Sachen zuſammen und fuhr mit dem Schiffer an Bord. Vier Stunden ſpäter mußten wir aber ſchon in einem kleinen Hafen, unterhalb Tiſaro, einlaufen und auf günſtigen Wind warten. Meine Ungeduld ſteigerte ſich. Die Vorahnung eines drohenden Unglücks trieb mich umher. Ich war feſt entſchloſſen, wenn der Wind am nächſten Tage nicht umſchlüge, trotz Peſt und Ungemach die Landreiſe über Volo und Lariſſa zu wagen. Mit dieſem Vorſatze hatte ich mich am Abend ruhig niedergelegt. Während der Nacht verließen

wir den Hafen. Das Erwachen am anderen Morgen war das Schrecklichſte meines Lebens.

Ängſtlich kam der Kapitän zu mir in die Kajüte geſchlichen und flüſterte: „Herr! wir ſind in der Gewalt der Albaneſen!“ „Warum haſt Du mich nicht geweckt, als Du ihrer gewahr wurdeſt?“ herrſchte ich ihn an. „In der Seluke hätte ich mich retten können, wir waren ja noch dicht am Lande.“ Offenbar hatten die Piraten ohne allen Widerſtand Beſitz vom Schiff genommen und der Schurke von Schiffer ſelbſt mich ihnen überliefert. Im Vertrauen zu Gott faßte ich mich raſch und ſtieg auf das Verdeck. Entſetzen ergriff mich aber beim Anblick der Räuber. Ihre verzerrten Geſichter, ihre durch Rauch geſchwärzten, mit Fett und Blut beſchmierten Kleider waren fürchterlich.

„Ores kalès! Gute Stunden!“ riefen ſie mir zu, „auch wir reiſen nach Saloniki. Glückliches Zuſammentreffen!“

Mir bebte das Herz. „Nehmt alles was ich habe, laßt mir nur meine Schriften und Zeichnungen und ſetzt mich an das Land.“

„Noch iſt es nicht Zeit! Lebe erſt eine Weile mit uns und wenn Du für Deinen Leib das Löſegeld gezahlt, erhältſt Du alles, was Du verlangſt. Der Teufel hole den Kerl mit ſeinem Milchgeſicht“ höhnten ſie und ſtritten ſich darum, welchem von ihnen ich als Beute zu Theil werden ſollte. Da ſie albaneſiſch redeten, verſtand ich, was ſie mit mir vorhatten und mußte es anhören, daß die ſchändlichſte, qualvollſte Todesart meiner wartete, falls ich nicht zahlte.

„Bittet Gott“, ſagte mir leiſe der Schiffer, „daß er Euch Euer Leben erhalte“. So war ich denn plötzlich der Sklave, das Eigenthum von fünfzehn Piraten, lauter Albaneſen muhamedaniſchen Glaubens, die den Winter über auf den Höhen des Olympos wohnten und in der milderen Jahreszeit an den Küſten und zwiſchen den Inſeln ihr böſes Handwerk trieben.

Unter vielem Drohen und Schmähen verlangten ſie die Aus-

lieferung meines Eigenthums. Ich zeigte ihnen meine Habe und ließ sie allein. Unerträglich war es mir anzusehen, wie sie in den Sachen wühlten und die Arbeit mancher Jahre muthwillig zerstörten. Die Piraten rollten meine Zeichnungen auf, sahen sie an und lachten verächtlich. Als aber das viele Papier kein Ende nehmen wollte, wurden sie ungeduldig, zerrissen etliches zu Patronen, warfen das Übrige zur Erde und riefen meinem Diener zu, er solle nur alles wieder aufrollen. Die anderen Effecten brachten sie in ihr Räuberboot. Heimlich übergab ich die Rollen mit den Zeichnungen dem treulosen Schiffer des Trabakolo, damit er sie rette. Weder ihm noch seiner Mannschaft ward zu nahe getreten. Das bestätigte mir den Verdacht seines Verraths.

Nun machten die Piraten sogleich mit unserem großen Trabakolo Jagd auf etliche Barken, welche in der Nähe eines Dorfes vor Anker lagen, überfielen die Leute und leerten die kornbeladenen Fahrzeuge. Einigen der Beraubten gelang es zu entfliehen, andere wurden erfaßt, mißhandelt und ihr Geld ihnen abgenommen. Nach diesem wohlgelungenen Fang setzte sich der Hauptmann nieder, um an Fauvel zu schreiben. Er war der einzige Consul, auf den ich mich in Athen berufen konnte. Im Briefe stand, daß mein Körper in Stücke zerrissen und diese ihm zugesandt würden, wenn die Zahlung des Lösegeldes nicht sogleich erfolgte.

Achtzehntausend Piaster[1]) war die Schätzung meiner Person. Sie zwangen mich, auch an meine Freunde zu schreiben, um ihnen diese Forderung mitzutheilen. Ich wußte wohl, daß in der kurzen Frist von zehn Tagen, die zur Entscheidung meines Lebens festgesetzt waren, eine so bedeutende Summe unmöglich konnte zusammengebracht werden. Zudem war Cockerell kaum von der tödtlichen Krankheit genesen. Alle Sorge ruhte ganz allein auf dem edlen Haller. Wer sollte ihm aber in Athen,

[1]) Ein Piaster = etwa 1/2 Thaler.

wo es so sehr an baarem Gelde fehlte, daß 30 Procent nicht für Wucherzinsen galten, wer sollte ihm dort so plötzlich die große Summe vorstrecken oder zusammenleihen. Ich konnte also nur eine kurze Lebensfrist erwarten, vielleicht unter den härtesten Qualen. Die Seeräuber gaben dem Kapitän des gekaperten Schiffes das Trabakolo zurück und geboten ihm, seine Mannschaft nach Saloniki weiter ziehen zu lassen. Er selbst aber müßte gleich nach Athen reisen, um die Briefe sicher zu bestellen. Seinen Vater behielt man als Geisel zurück, ließ ihn die beschwerlichsten Arbeiten verrichten und drohte ihn zu tödten, wenn die Antwort nicht binnen 11 Tagen erfolgte. Kaum traute ich meinen Ohren, als ich erfuhr, der Kapitän sei nicht selbst mit den Briefen nach Athen abgegangen. Mit Schiff und Mannschaft lag er ruhig in Tricheri vor Anker und hatte statt seiner einen Boten gedungen, der den Weg nach Athen zu Fuß zurücklegen sollte. So ward die Botschaft noch verzögert und mir schwand auch die letzte Hoffnung auf Rettung.

„Glückliche Reise", hatten die Piraten dem verrätherischen Schiffer nachgerufen. Mich aber führten sie mit meinem Diener als Sklaven in die Räuberbarke. Dann segelten wir in die Nähe von Euböas Küste, zu der kleinen Felseninsel Agio Nikolao, wo die Rückkehr des Boten sollte abgewartet werden. Nicht weit von dem Ufer stand die halb verfallene Kapelle des heiligen Nikolaus. Knochen und Schädel lagen umher, und die Schwelle des Kirchleins war mit dem Blut gestohlener Schaafe besprengt. Einige Griechen, die bei den Räubern dienten, schlugen das Kreuz vor dem Heiligenbilde und riefen: „Seht! der heilige Nikolaus schützt und liebt die Piraten, denn ihm zu Ehren zünden sie Lampen und Kerzen an". Und wahrhaftig, am Abend kamen die Albanesen zur Kapelle, warfen sich vor dem Heiligenbilde auf die Knie, und indem sie unter Spotten und Lachen der Christen Gebräuche nachäfften, sah ich brennende Kerzen zum Dank für gute Beute darbringen.

Schweigend erwartete ich mein Geſchick! Als es Abend geworden, die Piraten am hochflackernden Feuer ihr Mahl bereitet und verzehrt hatten, hüllten ſie ſich in ihre zottigen Mäntel und lagerten zum Schlafen im Kreiſe umher. Auch mich ſchickten ſie zur Ruhe und wieſen mir einen Stein, meinen Kopf darauf zu legen. Ich gehorchte, aber mich floh der Schlaf. Meine Augen nach den Sternen gerichtet, lag ich ohne Decke auf dem Sande und ertrug die feuchte Kälte mit Ergebung, Gott dankend, daß er die ſchrecklichen Qualen bisher gnädig von mir abgewandt. Auch meine Tyrannen ſchliefen nicht gut und hatten angſtvolle Träume. Wenn ich aus Übermüdung manchmal einſchlummerte, ſchreckte mich ihr Seufzen und Wehklagen wieder aus dem Schlafe empor. Beim erſten Tagesgrauen ſandte der Hauptmann vier ſeiner Leute auf die Berge von Euböa nach Beute aus. Sie kamen nach einigen Stunden reich beladen mit Schaafen, Wein und Trauben zurück, die ſie in dem nächſten Dörfchen geſtohlen. Nun wurden Brodkuchen gebacken, in der Aſche geröſtet, Lämmer geſchlachtet, ungetheilt auf hohe Stangen geſpießt, am Feuer gedreht und gebraten. Nachdem ſie geſättigt, ich verweigerte die Speiſe, wurden meine Koffer hervorgeholt und eine Theilung der Beute begann. Ich ward gezwungen den Preis jeder Sache anzugeben, worauf ſie jedes einzelne Stück unter ſich verſteigerten und nach dem gebotenen Werth vertheilten. Ruhig mußte ich es mit anſehen, wie die Räuber in meinen Kleidern umhergingen, meine Vaſen zerſchlugen, meine Sammlung antiker Münzen herumwarfen und ſich wie Kinder mit den fremdartigen Sachen beluſtigten. Spottend fragten ſie mich, welcher von ihnen wohl den beſten Handel gemacht habe.

Dann kam der Räuberhauptmann an mich heran, ein rieſiger Albaneſe von großer Körperkraft, ſetzte ſich zutraulich zu mir, verſicherte, er habe gleich erkannt, daß ich ein vornehmer Mann ſei und achte mich. Um mein Leben möge ich unbeſorgt ſein, er begehre nur das Geld. Sonſt werde mir

kein Leid geschehen. Durch diese treuherzige Einleitung wollte er augenscheinlich über meinen Stand und Vermögen sich genauere Kunde verschaffen, um mich desto sicherer abzuschätzen. Der Wahrheit gemäß gab ich ihm zur Antwort, daß wegen der großen Entfernung vom Vaterlande, von meinen Verwandten kein Geld zu erwarten sei. Ganz allein in der Fremde ich nur der Freundschaft vertraue. „Was auch mit mir geschieht", schloß ich meine Rede, „ich bin auf alles gefaßt!"

„Sei es auch ein Jahr", rief der Hauptmann, „wir wollen ihn hier behalten, bis aus seinem Vaterlande die verlangte Summe ankömmt." „Laßt ihn lieber hängen, das wird uns tausend Spaß machen", schrie die wilde Bande ihm entgegen.

Meine Behandlung wurde immer schlimmer. Der wärmenden Kleider beraubt, vom Thau durchnäßt, mußte ich in dem dürftigen Anzuge, welchen sie mir gelassen, die Nacht auf den Steinen des Ufers verbringen. An Flucht war auf dieser wüsten Felseninsel nicht zu denken, aber ein Sprung in das Meer konnte vor schmählichem Tode bewahren. Darum hatte ich an schroffem Felsabhang eine Stelle gewählt, von der ich nicht mehr wich. Dort wollte ich mich sofort hinabstürzen, wenn die Piraten Schlimmes mit mir im Sinne hatten. Wie ich nun so stundenlang in die Tiefe blickte, um mich an den Anblick zu gewöhnen, da ergriff mich ein sonderbares Gefühl. Gierig schienen die Wogen nach ihrem Raube hinaufzuschnappen, immer näher und näher drängten sie heran und zogen mit unbändigem Verlangen in das kühle Grab hinunter. Gewaltsam mußte ich mich fortwenden, um meinen Entschluß nicht vor der Zeit auszuführen. Durch die Todesangst des armen Dimitri ward meine jammervolle Lage noch mehr erhöht. Von Verzweiflung ganz entstellt, rang er die Hände und betete unter strömenden Thränen zur Mutter Gottes. Seine Angst um mich war größer als um sein eigenes Leben. „Mich werden

ſie nicht tödten", klagte er, „aber Dich Herr, Dich ganz gewiß, wenn die Antwort aus Athen nicht günſtig ausfällt." Und er zeigte mir in der Barke die Marterwerkzeuge. Die griechiſchen Sklaven konnten ſich nicht genug darüber wundern, daß man mich ſo frei umhergehen ließ, ſtatt mich zu binden und zu feſſeln, wie es ſonſt üblich.

Von den türkiſchen Räubern werden die gefangenen Griechen je nach ihrem Vermögen verſchieden behandelt. Ein reicher Grieche wird gezwungen, um das Löſegeld nach Hauſe zu ſchreiben. Schickt man es nicht oder ſchickt man zu wenig, ſo ſchneiden ſie ihm ein Ohr ab und legen es in den Brief an ſeine Verwandte. Hilft das nicht, ſo ſchicken ſie auf gleiche Art auch das andere Ohr u. ſ. f., bis ſie den Menſchen verſtümmelt umbringen. Die armen Griechen behalten ſie ungefähr vierzehn Tage als Ruderſklaven und geben ihnen dann die Freiheit. Dieſe Vorſicht wird beobachtet, um mit den Eingeborenen ſtets in gutem Vernehmen und ſicher vor Verrath zu bleiben. Wenn der Hauptmann bei ſeinen Streifzügen ſich der Küſte näherte, dort Menſchen erblickte, rief er ihnen zu: „Ich bin Ibrahim, Euer Freund, und grüße Euch", und empfing dann freundlichen Gegengruß.

Einige Tage ſpäter ſegelten die Piraten nach Sonnenuntergang in aller Stille zu einer etwas größeren Inſel, Pondikoniſi oder Mäuſeinſel genannt, die zwiſchen Euböa und der theſſaliſchen Spitze lag. Dort verſteckten ſie das Boot unter den Felſen, lagerten ſich in einem ſicheren Schlupfwinkel und ſtellten Wachen auf die Höhen. Durch heftige Erderſchütterung und wilde Meeresfluth gebildet, umwühlt und umgeſtaltet, iſt Pondikoniſi mit labyrinthiſchen Höhlenwindungen und Grotten umgeben. Auf dieſer Inſel vergraben die Piraten, was ſie an baarem Gelde erbeuten, und verbergen ihre geraubten Waarenvorräthe in den Gängen der Höhlen. Mit lächelnder Gier zeigte der Hauptmann einen verſchimmelten Keſſel voll ſpaniſcher Thaler, welche mit Öl eingeſchmiert

waren, um sie vor Rost zu sichern. Indem er die mir geraubten Münzen, auch gut eingeölt, hinzufügte, überzählte er seine Schätze nochmals mit großer Genugthuung.

Am nächsten Abend ward, den Thermopylen gegenüber, zu einer der Nebeninseln von Skiatho gerudert. Auf unwirthlicher Klippe standen hier Kloster und Einsiedlerhaus. Als wir bei Sonnenaufgang landeten, rief der Hauptmann den Mönchen seinen Gruß zu und ward von ihnen als guter Bekannter empfangen. Man erlaubte mir in das Kloster zu gehen. Theilnehmend und liebevoll trösteten mich die Mönche, versicherten, daß ein gleiches Schicksal schon viele Unglückliche betroffen habe, priesen mich glücklich, so mild von den Räubern behandelt zu werden, und brachten Blumen und Früchte zu meiner Erheiterung. In der Kapelle war ich auf die Stufen des Altars niedergesunken, und ein heißer Thränenstrom erleichterte zum ersten Mal mein banges Herz. Sollte sich denn wirklich für mich das Leben schon jetzt und so ohne alle Bedeutung schließen? Sollte das künstlerische Streben unterbrochen werden, bevor es sich zu seinem Zweck herangebildet hatte? Festes Vertrauen und segensreiche Hoffnung durchströmten wieder meine Seele. Ἔστι ὁ Θεός! (Gott lebt noch) rief ein Mönch mir zu, als ich aus der Kapelle trat und sah mich voll Mitleid an.

Jeden Tag wurden neue Schlupfwinkel aufgesucht, jede Nacht nach Beute umhergezogen. Mich führten die Piraten überall mit sich herum. Stets mußte ich im Boot neben dem Häuptling sitzen, um ihren Räubereien und Grausamkeiten zuzusehen. Eines Morgens landeten wir im kleinen Hafen bei Lithada. Eine Barke mit bedeutender Ladung Weintrauben war in ihre Hände gefallen. Auch eine mit kostbaren Waaren beladene türkische Skùna, deren Mannschaft noch rechtzeitig an das Land gesprungen und in die steilen waldigen Berge entflohen war. Schüsse knallten hinter ihnen her. Die Räuber folgten, fanden aber nur einen Greis, der verwundet am Boden

lag. Wüthend darüber, daß er den Flüchtlingen vergebens nachgeſetzt hatte, kühlte einer der grauſamen Banditen ſeinen Zorn an der weidenden Ziegenheerde. Gleich einem raſenden Wolf ſprang er mitten unter ſie hinein und tödtete, was er erhaſchen konnte. Seinen Kameraden überließ er es die Beute zur Barke hinab zu tragen, denn mit fliegenden Haaren und keuchender Bruſt verfolgte er eine der Ziegen, rannte ihr nach, hin und her, und ſuchte ſie zu ergreifen. Verwundet, gehetzt, gejagt ſprang das arme Thier zuletzt in den Abgrund, wo es verendend niederſank. Rohes Gelächter höhnte den Räuber, weil ihm die Beute entgangen war. Da packte er im Grimm laut heulend einen mächtigen Stein und ſchleuderte ihn mit rieſiger Kraft der Ziege nach in die Tiefe. Indeß hatten ihre griechiſchen Sklaven die Barke geplündert und alle Beute in das Ruderboot geworfen. Auch die türkiſche Skùna ward unterſucht, einige Leute die ſich darin verborgen hatten, hervorgeſchleppt, durch Marter und Prügel gezwungen, das vorhandene Geld auszuliefern.

In der Freude über ſo reiche Beute behandelte man mich wieder milder, forderte dringend zum Eſſen auf, brachte mir Wein, Mandeln und Trauben. Unmöglich konnte ich etwas davon genießen, da ich eben Zeuge geweſen, auf wie grauſame Weiſe ſie es geraubt. Das Jammergeſchrei der armen Leute klang mir immer noch in den Ohren. Hier hätte ich in der folgenden Nacht entfliehen können. Die vom Wein berauſchten Seeräuber ſchliefen feſt. In einiger Entfernung von ihnen lag ich wachend neben einem dichtbelaubten Strauch wilden Pfeffers, mit dem die ganze bergige Küſte reich bewachſen iſt. Allein aus Rückſicht für meinen Diener mußte ich dem Gedanken an Flucht entſagen. Einem ſicheren Tode hätte ich ihn Preis gegeben. Der arme Junge, welcher mehr als ich litt, war als Jüngſter unter den Sklaven Tages über Mundſchenk der Piraten geweſen und ſchlief gerade dieſe Nacht in der Barke, während er ſich ſonſt gewöhnlich zu

meinen Füßen niederlegte. Wecken durfte ich ihn nicht, das hätte uns verrathen. So blieb ich.

Reiche Goldstoffe, beträchtliche Geldsummen waren erbeutet, die Zahl der Sklaven auf 30 Mann herangewachsen. Enggedrängt saßen wir in den zwei Booten und segelten wieder nach Pondikonisi, um den Raub zu bergen. Unterwegs ereilte uns ein furchtbarer Sturm. Die Wellen schlugen über Bord und drohten das Fahrzeug zu füllen. Hätten unsere griechischen Schifferſklaven nicht verstanden das große lateinische Segel zu handhaben, wir wären unfehlbar zu Grunde gegangen. Kleinmüthig und verzagt, von Grauen und Erwartung gequält, suchten die Räuber durch lautes Fluchen und Schimpfen ihre Todesangst zu verbergen und hüllten sich fest in ihre zottigen Mäntel, um die schäumenden Wogen nicht mehr zu sehen. Wie gräßlich war mir diese Gesellschaft in jener heiligen Stunde der Todesgefahr, wo meine Seele schon im Geiste vor Gott stand, wo der majestätische Streit der Elemente mein Herz erhob, ich von meiner Mutter, meinen Freunden in Gedanken Abschied nahm. Als ich schweigend dasaß, frierend in den durchnäßten Kleidern, wandte sich der Häuptling zu mir und sagte: „Dir ist das alles eine Kleinigkeit, denn ein Mylord ist an das Meer gewöhnt. Wir aber kennen das Meer nicht, sind dem Lande mehr zugethan. Herr! es ist ein hartes Gewerbe Räuber zu sein! Habe ich aber nur so viel als ich brauche, dann gebe ich den bösen Handel auf, komme vor Ali Pascha, bezahle das Schuldige und sehe zu, ob er mir verzeiht, auf daß ich wieder in Ruhe leben kann." Solche Räuberbanden gehörten nämlich zu den Verbündeten des Ali Pascha von Janina, der sie aus Politik und Wahlverwandtschaft in seinen Schutz nahm, um an Griechenlands Ost- und Westküste tyrannische Pläne durchzuführen. Die Räuber bekannten, daß er ihnen volle Begnadigung und Wiederaufnahme in den Landesverband zusagte, sobald sie ihm sehr bedeutende, vorher bestimmte Summen auszahlten. Daher dünkten sich

die Albanesen in ihrem guten Recht, wenn sie raubten und plünderten.

Fortwährend in Lebensgefahr, erreichten wir endlich Pondikonisi, wo Sturm und Wellen das Boot beim Landen fast an den Klippen zertrümmert hätten. Schon waren 11 Tage verflossen, und aus Athen kam immer noch keine Antwort. Wären die Räuber verfolgt worden, man hätte mich ohne Verzug getödtet. Jetzt warteten sie noch, und ich that mein Möglichstes, um die Peiniger mit der Hoffnung auf das Lösegeld hinzuhalten. Aus Furcht vor Nachstellung wechselten sie immerfort ihre Schlupfwinkel und führten mich längs der Küste von Euböa südlicher nach Leokonisi, dieser von den sonderbarsten Klippen, wie mit Festungsmauern, hoch umgebenen Insel. Auf dem nächtlichen Zuge wurden wieder etliche Boote genommen und die Schiffer gemartert, bis sie ihr Vermögen herausgaben. Einigen von ihnen, die nur ein Paar Thaler besaßen, schenkten die Piraten das Geld.

Indessen hatte sich meiner ein schleichendes Fieber bemächtigt. Durch die Feuchtigkeit der Nacht, die brennende Sonnenhitze am Tage, die schlechte und seltene Nahrung und die gespannte Sehnsucht nach Befreiung war meine Gesundheit gänzlich untergraben. Als die Räuber diesen hinfälligen Zustand gewahrten, wurden sie sehr aufgebracht und besorgten, daß der Gewinn des Lösegeldes oder auch die Freude an Marter und Todschlag ihnen entgehen möchte. Bald schmähten sie mich auf die brutalste Weise, dann trösteten sie mich wieder mit den sanftesten Worten, obgleich sie auf albanesisch, mir verständlich, berathschlagten, welchen Termin man meinem Leben setzen sollte. Immer unerträglicher gestaltete sich mein Zustand. Schon war ich 16 Tage nicht aus den Kleidern gekommen. Das Ungeziefer plagte mich entsetzlich. Doch ich verbiß die Qual und folgte Hiobs Beispiel, mich im Staube wälzend, in der Überzeugung, daß mein Elend den Höhepunkt erreicht und das Ende nahe sei.

Wieder einmal waren wir auf dem Felsen des heiligen Nikolaus angelangt, als im Schutze der Nacht ein griechischer Geistlicher auf uns zuruderte. Aus Xerochori brachte er dem Hauptmann heimliche Botschaft. Auch einen Brief von dessen Freunden, der die Nachricht enthielt, zwei vornehme Franken wären dort mit Gefolge eingetroffen. Jedenfalls kämen sie in der Absicht den Gefangenen loszukaufen. Man könne dreist ein hohes Lösegeld fordern. Diese Nachricht gewann mir wieder die Achtung der Piraten und war der heilsamste Trost in meinem Leiden. Obgleich ich nicht wußte, wer zu meiner Befreiung herbeieilte, vermuthete ich, es könne nur der treue Haller sein, da Cockerell wohl noch nicht so gefahrvolle Reise unternehmen durfte. Sogleich schrieb ich ein Paar Worte an den hochherzigen Freund, dankte ihm und schilderte meinen, durch die Krankheit besonders peinlichen Zustand. Zu nicht geringem Schreck gewahrten die Räuber noch am nämlichen Abend eine große Brigg, die von Tricheri kommend, geradeswegs auf ihren Zufluchtsort losfteuerte. Rasch löste man die Boote, sämmtliche Piraten sprangen hinein, ruderten an eine andere Stelle des Ufers und flohen in Hast und Eile auf die Berge von Euböa. Mich hatten sie mitgeschleppt und an einem verborgenen Ort liegen lassen. Wachen wurden ausgestellt, und ein Theil der Räuber segelte wieder kühn in das Meer hinaus, um das große Schiff mit Flintenschüssen zu empfangen. Gute Freunde waren es und Abgesandte der Trichierioten, die expreß gekommen, um vor einer türkischen Fregatte zu warnen, welche ihnen nachstellte. Die guten Freunde salutirten noch mit drei Kanonenschüssen, riefen den Piraten „Heil und gute Stunden" zu und zogen wieder ab.

Auch der nach Athen gesandte Bote kehrte in dieser Nacht zurück. Sauvels Antwort war nicht geeignet die Piraten zu befriedigen. Er bot nur 4000 Piaster und suchte durch Überredung auf sie einzuwirken. Das machte die Leute wild. Mein Tod schien beschlossen. Bevor man zum Äußersten

ſchritt, ſollten nur noch beſtimmtere Nachrichten aus Xerochori abgewartet werden. Der als Geiſel zurückbehaltene Vater des Schiffers wurde gleich freigelaſſen, und das beſtärkte mich in dem Verdacht, auch dieſer treuloſe Mann ſei mit den Räubern im Einverſtändniß geweſen.

Man hatte in Xerochori richtig vermuthet. Es waren meine Freunde, die dort eingetroffen, es war der theuere Haller, welcher in Begleitung des Dragoman Petro Agab die Reiſe gewagt. Vergebens forſchten ſie aber nach mir und dem Verſteck der Räuber. Niemand wollte ſich zu einer Vermittelung hergeben. Da beſchloſſen die muthigen Männer mich ohne fremden Beiſtand ſelbſt aufzuſuchen. Im Begriff nach Tricheri abzuſegeln, begegnete ihnen ganz zufällig im Hafen der Vater des verrätheriſchen Schiffers. An ſeinen Füßen erkannten ſie meine Morgenſchuhe, die er bei der Theilung der Sachen von den Piraten zum Geſchenk erhalten hatte. Mit Fragen beſtürmt, erfuhren ſie von ihm den Ort meiner Gefangenſchaft. Petro Agab ließ ſich ſofort zum Schlupfwinkel der Piraten führen, um mit ihnen zu unterhandeln, während Haller im Dörfchen Elleniko den Erfolg der Sendung abwartete. Als am anderen Morgen der brave Agab zu uns in die Höhle trat, mich begrüßte und mir Muth zuſprach, da war mein Dank für dieſes Wageſtück ganz unausſprechlich.

Großmüthig gemacht durch die neuerwachte Ausſicht auf den reichen Gewinn, gab der Häuptling meinem Diener die Freiheit und hieß ihn zu Haller gehen, um Nachricht von mir zu bringen. Wie nun der edle Freund von meinem jammervollen Zuſtande hörte, ſchrieb er mir voll rührender Theilnahme, ſprach ſein Verlangen aus mich zu ſehen, mich in meiner Krankheit zu pflegen und erbot ſich ſogar ſtatt meiner bei den Räubern als Geiſel zu bleiben, damit ich mich erholen könnte. Von zwei Albaneſen begleitet, erlaubte man mir ſelbſt Haller aufzuſuchen, um wegen des Löſegeldes Rückſprache mit ihm zu nehmen. Entkräftet durch die Krankheit,

erſchüttert durch die letzten heftigen Eindrücke, konnte ich nicht weit gehen, fiel bald am Wege nieder und mußte zum Freunde ſchicken, damit er mir entgegen käme. Alsbald ſtürzte er herbei und laut weinend ſanken wir uns in die Arme.

„Hüte Dich! es ſtirbt der Menſch auch vor Freude!“ riefen die beiden Räuber und zwangen mich ſogleich umzukehren. Ich konnte es ruhig zulaſſen, daß Haller mich zur verſammelten Räuberbande begleitete. Schon aus ſelbſtſüchtigen Gründen ehren ſie die Männer, welche das Löſegeld vermitteln, denn mißbrauchtes Vertrauen würde für die Zukunft den vortheilhaften Handel ſchädigen. Auf dem Gange zur Höhle erzählte mir Haller, welches Entſetzen ihn und Cockerell beim Empfang der Botſchaft erfaßt hatte. Haller war ſogleich zur Abreiſe entſchloſſen und ließ ſich nicht irre machen, als man ſein Beginnen Wahnſinn, tollkühne Übereilung nannte. Es galt nur das nöthige Geld herbeizuſchaffen. Da fügte es ſich wunderbarer Weiſe, daß ein uns bekannter reicher Arzt eben nach Athen gekommen war, um 14500 Piaſter zu 30 Prozent ſicher anzulegen. Ohne beſondere Kaution, nur auf Hallers Unterſchrift hin, gab er ihm ſogleich das Geld und der edle Freund rüſtete eilig zur Abreiſe. Petro Agab erbot ſich ihm freiwillig als Begleiter und Dragoman[1]), um den Unterhändler mit den Piraten zu machen, und ſchon am nämlichen Abend verließen ſie Athen. In Xerochori erſpähten ſie noch zu rechter Zeit meinen Aufenthalt. Eine längere Verzögerung würde mir unfehlbar den Tod gebracht haben, ſei es durch Krankheit oder durch die Grauſamkeit meiner Peiniger.

Unterdeß hatte Petro Agab kein Mittel unverſucht gelaſſen, um die Forderung der Räuber herabzuſtimmen. Er drohte, überredete, erklärte zuletzt, er ſelbſt ſei ein franzöſiſcher Korſar und würde ſich furchtbar an ihnen rächen, wenn ſie

[1]) Er hat nie eine Belohnung von Stackelberg annehmen wollen.

keine anderen Bedingungen machten. Alles war umſonſt. Sie beſtanden auf der geforderten Summe.

Als nun Haller mit mir erſchien, ward er ſogleich zum Hauptmann geführt, der ihn überaus höflich empfing, aufforderte ſich neben ihn auf das Polſter niederzulaſſen, Pfeifen und Erfriſchungen reichen ließ und ihn erſuchte auszuruhen, bevor ſie ihr Geſchäft vollends abmachten. Halb ohnmächtig warf ich mich in eine dunkle Ecke der Höhle an den Boden und hörte nur noch undeutlich, wie Haller mir in deutſcher Sprache zurief: „Sei heiter! Was auch geſchieht und beſchloſſen wird, bleibe ſtill und gleichgültig bei allen Verhandlungen. Hoffe das Beſte!“ Nach einer Weile wandte ſich der Räuberhauptmann zu Haller und fragte: ob er die 18,000 Piaſter, das Löſegeld für ſeinen Freund, mitgebracht. Haller ſtellte ſich ſehr verwundert, daß man den Gefangenen ſeinen Freund nenne. „Ich bin nur gekommen einen Diener zu befreien, der meinem Freunde gehört“, ſagte er. „Da ich ihn aber in einem ſo traurigen Zuſtande wiederfinde, kann von Löſegeld kaum noch die Rede ſein. 10,000 Piaſter will ich indeß daran wenden um einem Chriſten das Leben zu retten. Seid Ihr es zufrieden, ſo bringe ich Euch das Geld, wo nicht, ſo mögt Ihr Eueren Gefangenen behalten und mit ihm machen, was Ihr wollt.“ Der Anführer erwiderte, daß er von der geforderten Summe nicht abſtehen würde und dem Gefangenen nur noch einen Tag Lebensfriſt gewähren könnte. Man ſchied in großem Zorn von einander. Haller ließ ſich aber durch die Drohung keineswegs einſchüchtern. Im Vertrauen auf den Geiz der Piraten verließ er die Höhle, ohne mir Lebewohl zu ſagen oder ſich auch nur nach mir umzuſehen.

Wuthentbrannt über das Mißlingen des Geſchäftes, ſchrieen und tobten die Räuber durcheinander. Jetzt hatte mein Leben gar keinen Werth mehr für ſie! Verächtlich ward ich in das Boot geworfen, mit Füßen getreten, mit Schmähreden und Drohungen überhäuft. Da lenkte eine in der Barke vermißte

Flinte ihren Zorn von mir ab auf einen gefangenen Griechensklaven. Mit Drohungen befragt, gemartert, schon hingestellt um erschossen zu werden, warf sich der Unglückliche auf die Knie und flehte um Erbarmen. Ich näherte mich dem Häuptling, um für den armen Kerl zu bitten; da sprang ein wüthender Räuber plötzlich in die Höhe, ergriff seine Flinte, zielte und schoß los. Dicht an meinem Ohr ging der Schuß vorbei. Glücklicherweise traf er weder mich, noch den Griechen, und streifte nur dessen rothe Schiffermütze.

Aus Furcht vor Entdeckung wurden jetzt die Schlupfwinkel in der Dämmerung mehrmals gewechselt. Wir landeten bald hier, bald dort am klippigen Ufer. Um Mitternacht saß die ganze Bande um ein hellflackerndes Feuer zu großer Berathung beisammen. Augenscheinlich ward über meine Zukunft verhandelt. Ich faßte mir ein Herz und versuchte zum letzten Mal sie zur Annahme des gebotenen Lösegeldes zu bewegen. Man gab mir die kurze Antwort: „Dein Schicksal ist entschieden!" Die Furcht vor den Drohungen des angeblichen Korsaren, die nachstellende türkische Fregatte, welche sie zwang sich auf den Oeta zum Landraub zurückzuziehen, die Unmöglichkeit, einen Kranken wie mich weiter fortzuschleppen, alle diese Gründe hatten zum Entschluß gedrängt. Hallers Anerbieten, statt meiner als Geisel zurückzubleiben, bestärkte sie in der Überzeugung, es sei in Wahrheit unmöglich eine noch größere Summe zu erpressen. Man kam also überein, Hallers letztes Gebot anzunehmen. In der nämlichen Nacht wurden Unterhändler an ihn abgesandt, um den Handel abzuschließen. Nach Räuberbrauch verlangte der Hauptmann für sich ein besonderes gerasma oder Ehrengeschenk von 1000 türkischen Piastern und zwang mich dem Freunde deßhalb zu schreiben. Das Papier, welches man mir zu diesem Zwecke reichte, war ein Stück meines Panoramas von Patras. Mit welchem Entzücken hatte ich es gezeichnet, jetzt mußten die nachgebliebenen Fetzen meiner Freiheit letzte Bedingung aufnehmen.

Mitten in der Nacht hört Haller ein heftiges Klopfen an ſeiner Thür. Er öffnet. Ungeſtüm dringen die albaneſiſchen Räuber in das Zimmer hinein, ſie erklären des Hauptmanns Bereitwilligkeit zehntauſend Piaſter Löſegeld anzunehmen, beſtürmen Haller ihnen raſch zu folgen und betheuern mit den heiligſten Eidſchwüren, daß ſie ihn unverletzt geleiten werden. Keiner Gefahr achtend, nur des Freundes gedenkend, packt Haller die Geldſäcke auf ein Maulthier und folgt den unheimlichen Geſellen. Nur der Janitſchar konnte ihn begleiten, denn Petro Agab lag krank in Xerochori. Um ſie über die Nähe des Zufluchtsortes irre zu leiten, ging es immer bergauf bergab. In den engen Thälern wurden ſie von Patrouillen angehalten, nach dem Paßwort gefragt und immer wieder die Berge hinauf und hinab geführt, bis endlich das verabredete Zeichen, eine hohe Rauchſäule, ſichtbar ward. Der Janitſchar war aus Furcht davon gelaufen, mit dem Maulthier konnte man nicht weiter vordringen; der hochherzige Haller mußte die Geldſäcke ſelbſt tragen und mit der ſchweren Laſt zur Höhle hinabklimmen.

In fieberhafter Angſt harrten ſeiner die Piraten, denn jeden Augenblick fürchtete man von der türkiſchen Fregatte überraſcht zu werden. Unter hohem Felsabſturz lagerten ſie auf den ſpitzen Klippen von Euböa. Zu ihren Füßen brandeten die Wogen. Vier Lämmer ſchlachteten ſie, um meinen Befreier zu bewirthen und ſangen dazu das in Griechenland ſo beliebte Räuberlied: „Es ſaßen 40 Räuber auf dem Olymp, 40 kalte Nächte lang. An ihren Leibern faulten die Wämſer, mit ſchwarzem Blut beſchmiert. Bo! Bo! Nacht und Mond! u. ſ. w.“

So fand ſie der edle Haller. Die Piraten empfingen ihn am Eingange der weiten Höhle, die nur ſchwach erleuchtet war. Rauchend ſaß der Anführer auf einer Matratze, bleich und kraftlos lag ich in einer Ecke am Boden. Die Zahlung erfolgte. Ich war frei! Als ich dem Freunde in die Arme ſank, ſchien mir all das Ungemach nur gering, gegen den

Beweis so aufopfernder Freundschaft. — Nun wollten die Räuber uns durchaus bis zum Abend zurückhalten und gewaltsam zwingen, das Gastmahl mit ihnen zu verzehren. Haller gelang es aber, sie zu überreden, daß sie um meines schwachen und gefährlichen Zustandes willen uns ruhig ziehen ließen. Von allen übrigen Anforderungen konnte ich mich frei machen, allein die in Öl getauchten Zwiebeln mußte ich als Scheidemahl mit ihnen essen, mußte mich und meinen Diener auch von den blutigen Händen meiner Tyrannen rasiren lassen. Das war der übliche Räuberbrauch bei solcher Gelegenheit. Da half kein Widerstreben, es galt nur, sich ruhig drein ergeben. Dann kaufte ich noch meine Gemmen und Münzen zurück, ließ mir von allen Piraten freundschaftlichst die Hand schütteln, Orés kalès wünschen und ging, von Haller und Demetrio unterstützt, mit unsichern Schritten in die goldene Freiheit. Das neue süße Gefühl wirkte aber zu stark auf mich ein, ich vermochte kaum mich auf dem Pferde zu erhalten, das im nächsten Walde bereit stand. Mein Zustand erforderte einige Stunden Erholung im Dorfe Elleniko, und als ich in der Nacht mühsam bis Xerochori geleitet worden, hatte ein heftiges Fieber mich ergriffen und zwang zu einem Aufenthalt von mehreren Tagen. Zum verrätherischen Schiffer ward sogleich ein Bote abgeschickt, um die heimlich ihm anvertrauten Zeichnungen und Papiere zurückzufordern. Wie glücklich war ich, als man sie mir ein Paar Tage später unversehrt überreichte.

Über Negropont begaben wir uns nun langsam auf den Rückweg nach Athen. Dank den heilsamen Eindrücken der Freude und Freiheit fühlte ich mich bald kräftiger und nach zwei Reisetagen langten wir an. Mein Schicksal war hier allgemein bekannt geworden. „Glück und Heil" jubelten die guten Athener mir bei dem Einzug entgegen und bis in das fränkische Kloster begleitet mich der fröhliche Zuruf: „Θαυμαστικῶς ὁ θεός σε ἐφύλαξε. Wunderbar hat dich Gott beschützt."

Zwanzigſtes Kapitel.

Ende des griechiſchen Aufenthaltes. Rückkehr in die Heimath.

(1814—1816.)

Die heftigen Gemüthsbewegungen der letzten Zeit und der grelle Wechſel des Geſchickes warfen mich abermals auf das Krankenlager. Im Hauſe der Madame Maſſon, einer der Archontinnen von Athen, fand ich die freundlichſte Pflege und konnte bald wieder geneſen.

Eine drückende Sorge laſtete jetzt ſchwer auf mir. Meine Freunde hatten 14,500 Piaſter für mich verwandt und ſich verpflichtet, ſie in kurzen Terminen zurückzuzahlen. Fern von dem Vaterlande dieſe Summe durch Wechſel auf mein Kapital aufzutreiben, war in Griechenland abſolut unmöglich, zumal bei den gegenwärtigen Kriegszeiten. Ich wandte mich daher an den ruſſiſchen Geſandten in Konſtantinopel, Chevalier d'Italinsky; mußte aber viele Monate in ängſtlicher Spannung auf eine Antwort harren, von der mein Schickſal und meine Ehre abhingen. Mitunter vergaß ich alle Sorge in dem glücklichen Gefühl, mich wieder in meine Lieblingsbeſchäftigung vertiefen zu können; zeichnete

noch manche mir bisher entgangene antike Denkmäler, nahm Landschaftliches neu in die Mappen auf, vervollständigte meine Sammlung atheniſcher Vaſengemälde und Thonfiguren, entwarf auch eine Skizze nach der Fabel von dem Raub der Orithyia durch Boreas.

Am 14. Januar kam endlich die Entſcheidung aus Konſtantinopel. Sie lautete ſehr befriedigend. Der Geſandte verſicherte in den verbindlichſten Ausdrücken, daß er ſich meiner Angelegenheit warm annehmen, und für den Erſatz des Verluſtes bei der hohen Pforte verwenden wollte. Zugleich ſchickte er mir einen Wechſel auf 18,000 Piaſter, der hinreichte um das Löſegeld mit ſeinen hohen Zinſen, die Erneuerung meiner Garderobe und meine Heimreiſe zu beſtreiten. Als meine Gefangennehmung bekannt wurde, befand Gropius ſich gerade in Saloniki. Er hatte Italinsky und die anderen Geſandten ſogleich von dem Ereigniß in Kenntniß geſetzt und um einen Ferman zu meiner Befreiung nachgeſucht. Zu dieſem Zweck war vom Kapitän Paſcha ein Schiff ausgerüſtet und Gropius eben im Begriff geweſen abzuſegeln, als die Nachricht von meiner Erlöſung aus der Gefangenſchaft eintraf. Zum Beweis des erlittenen Ungemachs erhielt ich den Ferman, den Brief des Räuberhauptmanns, einen türkiſchen Brief vom Paſcha in Negropont und Zeugniſſe vom Dalip Aga aus Xerochori. Alle dieſe Papiere ſollten meine Bitte um Schadenerſatz wirkſam unterſtützen. Der von Italinsky erhaltene Wechſel mußte in Perſon präſentirt werden, und ich reiſte deßhalb unter großer Eskorte von Cockerell begleitet nach Lebadea, brachte auch die bedeutende Summe, wenn gleich nicht ohne Sorge, doch ganz glücklich über den Parnaß.

Im Genuß heiterer Geſelligkeit und mancherlei künſtleriſcher Beſchäftigung, dauerte mein Aufenthalt in Athen noch bis Anfang April. Auch ward ich in dieſer Zeit Mitglied der neugegründeten Geſellſchaft der Philomuſen, einem aus unſerer früheren Verbrüderung entſtandenen Verein athe-

niſcher Griechen, deren Zweck es war: „für Schutz und Erhaltung der Alterthümer zu ſorgen und junge Griechen zu künſtleriſcher Ausbildung in das Ausland zu ſenden". Unterdeſſen war Soſter, der ſich in Smyrna verheirathet hatte, mit ſeiner jungen Frau in Athen angelangt, auch Linkh wieder bei uns eingetroffen, nachdem er die Peſt in Konſtantinopel durchgemacht und manche Lebensgefahr glücklich überſtanden hatte. Sie kamen in der Abſicht, um über Zante in die Heimath zurückzukehren. So verließ ich denn, mit meinen Freunden vereint, das mir ſo lieb gewordene Athen und reiſte über Korinth und Patras nach Zante zur Verſteigerung des Phigaliſchen Frieſes.

Am 1. Mai, dem vor zwei Jahren feſtgeſetzten Termin, begann die Auction auf dem öffentlichen Platz von Zante. Der Landesſitte gemäß währte ſie den ganzen Tag und entſchied das Auslöſchen einer Kerze bei einbrechender Nacht über den rechtmäßigen Beſitzer. Der Fries des Apollotempel zu Baſſae bei Phigalia ward um die Summe von 60,000 ſpaniſchen Piaſtern für den Prinz Regenten von Großbritannien, nachmaligen König Georg IV., erſtanden. Seitdem iſt er eine Zierde des brittiſchen Muſeum in London.

Zwei Tage darauf ſagte ich meinen Freunden das letzte Lebewohl. Heller Mondenſchein verklärte die Gegend, als das kleine Boot vom Lande ſtieß und mich hinausbrachte auf die Rhede zum geräumigen Schiff. Mit vollen Segeln entführte es mich vom klaſſiſchen Lande, von meinen beſten Freunden, von der vier Jahre lang tief empfundenen Poeſie des Lebens. Wie erwünſcht wäre mir jetzt conträrer Wind geweſen.

Nur wenigen Menſchen unſerer Zeit iſt es vergönnt, nach Griechenland zu ziehen, noch wenigeren, es öfter als ein Mal zu ſchauen. Unendlich ſchwer ward es mir, dieſes Land zu verlaſſen, von deſſen tief erkannter und erforſchter Schönheit ich mein ganzes Weſen durchdrungen fühlte. Wie gehoben und befriedigt war dort mein Gemüth beim Anblick der Natur.

Wie ſtörte mich der Wechſel im Charakter der Gegend, als Griechenland dem Auge entſchwand. Farblos und matt ſchien mir jede andere Landſchaft. Eine unausſprechliche Sehnſucht zog mich zurück zu dem Lande, das durch den dichteriſchen Geiſt ſeines Volkes ſo herrlich belebt iſt. Für mich hat es die Ferne wohl auf ewig entrückt!

In Kephalonia wurden einige Tage verweilt, dann nach Dalmatien weiter geſegelt und am 9. Mai bei der dalmatiſchen Felſeninſel Liſſa gelandet. Hier mußte man ſieben Tage in Quarantaine liegen. Das Sanitätsoffice erwies ſich als ſchmutziger Stall, der Tages über die Kanzelei, Nachts unſere Schlafkammer vorſtellte. Die unfreiwillige Muße kürzte ich mir durch das Niederſchreiben meiner jüngſten Erlebniſſe.

Nach Spalato kamen wir zu großen Feſtlichkeiten. Napoleon war geſtürzt und ſeine Macht über den Papſt gebrochen. Jetzt kehrte der heilige Vater nach Rom zurück, um von dem Kirchenſtaat und ſeinen geiſtlichen Rechten wieder Beſitz zu ergreifen. Das Volk feierte ſeine Rückkunft. Im Hafen ſtanden enggedrängt die mit bunten Wimpeln geſchmückten Schiffe. Von allen Thürmen wehten Fahnen, an jedem Fenſter hingen Teppiche, aus allen Gotteshäuſern ſchallte Orgelton und Geſang, zum Dank für die Befreiung von der furchtbaren Macht, die Europa ſo lange geknechtet hatte. Mit Freudenrufen, Tanz und Muſik ſtrömte die Menge durch alle Gaſſen, in der Nacht war die ganze Stadt beleuchtet und überall glänzten Freudenfeuer. Der Jubel ſchien kein Ende nehmen zu wollen. Wir ſchauten die zahlreichen Überreſte vom großen Diocletianiſchen Palaſte, auf deſſen Trümmern halb Spalato erbaut iſt, ſahen den Dom, den ehemaligen Tempel des Jupiter, ſahen einen Tempel des Aeſculap, jetzt Kirche Johannes des Täufers, und reiſten weiter nach Zara. Es war endlich ein heiterer Tag. Das glänzende Meer, der ſtets neue Zauber warmer Sonnenſtrahlen ließen uns vergeſſen, wie ſehr Klima, Luft und Licht ſich ſchon verändert hatten, ſeit wir Griechen-

land verlaſſen. Dort drüben im ſchönen Athen, da reichte der Winter dem Sommer die Hand, ſchienen jetzt viele Monden hindurch unverändert nur heitere ſonnenhelle Tage. Hier mußten wir uns ſogar bei wolkenloſem Himmel in die warmen Mäntel hüllen.

Um das dalmatiſche Inſelmeer bequem zu durchſchiffen, hatten wir ein kleines Segelboot gemiethet. Fortwährender Wechſel der Scenerie machte die Reiſe zu einer fröhlichen Luſtfahrt. Bald glaubte man auf ſchmalem Fluß, bald wieder auf weitem See dahin zu fahren. Jetzt ſchien auch dieſer geſchloſſen, da ſtieg plötzlich eine Brücke auf, und das Boot ward in einen neuen See gelenkt. War man der Waſſerreiſe müde, ſo landeten wir bei irgend einem freundlichen Dörfchen, gingen am Ufer entlang und beſtiegen wieder das Boot um ſtill unmerklich weiter zu gleiten. Ein herrliches Bild bot uns der Golf von Salona mit ſeinen Städtchen, grünen Ufern, Feſtland und Inſel verbindenden Brücken und dem auf meerumſpülter Halbinſel hochgelegenen Trau. Als wir durch die mondhelle Nacht weiterruderten, ſchlugen Nachtigallen in den Gärten, günſtiger Wind ſchwellte die Segel, es ſchwanden die Ufer mit ihren Häuſern und Bäumen, und wie im Fluge eilten wir an Sebeniko vorüber. Eine Inſel ſchob ſich vor die andere, aus einem Kanal ſegelten wir in den andern, und kaum hatte unſer Blick das grenzenloſe Meer erfaßt, ſo legte ſich ſchon wieder ein Dörfchen zwiſchen uns und die erſehnte Ferne. Wie wir nun ſo in die Kiſſen unſeres Bootes zurückgelehnt ruhig daſaßen und auf die wandelnde Welt ſchauten, da glich dieſe wechſelreiche Fahrt einem ſchönen Traume. Doch auf lachende Fluren folgten auch dürre und ſteinigte. Formlos und langgeſtreckt erhob ſich das Felſengebirge der Morlaka im Hintergrunde, es kam immer näher, und Zara war erreicht.

Der liebenswürdige Gouverneur verſprach uns eine Eskorte, wenn wir vorzögen, die Landreiſe über das Gebirge zu wagen.

Dort hauſten aber Heiduken, ein armes wildes Volk, das nothgedrungen zum Räuberhandwerk greifen mußte. Mich lockte es nicht, hier wieder alle Unſicherheit der wohlbekannten Zuſtände durchzukoſten, und ſo ſegelten wir weiter nach Siume. Um der abermaligen Quarantaine zu entſchlüpfen, wurde auf den Rath des engliſchen Conſuls ſchon bei Muſchio, dem verfallenen Caſtell der Frangipani, gelandet. Mit einbrechender Nacht ſollte man zu der vor Anker liegenden Brigg Didone fahren, an Bord übernachten und am anderen Morgen erſt an das Land rudern, wenn ſein Wagen dort ſichtbar wäre. So thaten wir. Caſtell Muſchio iſt ſehr ſchön am Meeresſtrande gelegen, halbverſteckt zwiſchen Felsſtücken und Bäumen. Es war Pfingſtſonntag. Während im Hafen die Dunkelheit abgewartet wurde, ſahen wir hoch über uns eine Proceſſion mit heiligen Fahnen aus dem Dorfe hervorſchreiten. Zahlreiches Volk begleitete ſie in der düſtern Tracht des Landes, denn hier tragen ſich Männer und Weiber ſchwarz von Kopf bis zu Füßen, nur haben die Frauen weiße Schleier ſich um das Haupt gewunden. Der Zug kam immer näher, ſchon hörte man die eintönig betenden Stimmen, da trat der Prieſter dicht an den Rand des Felſens, ſegnete von oben herab das Meer mit ſeinen Wellen und heute auch uns, die Vielgereiſten.

In windſtiller Nacht ward über die glatte Meeresfläche gerudert und an Bord des genannten Schiffes geſtiegen. Fröhlich erreichten wir am anderen Morgen das Land, rollten im bequemen Wagen der Stadt Fiume entgegen, gaben an der Brücke unſere Päſſe ab und waren mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung der Quarantaine entgangen. Am 2. Juni ſegelten wir wieder ab. Iſtrien, das bei Fiume noch hochgebirgig erſcheint, wird während der Küſtenfahrt allmählich ein niedrig gewelltes Land. Auch die Umgebung von Pola iſt flach und hat nur ab und zu hübſch bewachſene Felspartien. Kaum ward aber die Stadt Pola ſichtbar, da ſtaunte ich überraſcht zu der Pracht ihrer Arena hinauf. Sie wirkte ebenſo über-

mächtig auf mich wie das Coloſſeum, als ich es zum erſten Mal ſah. Bei Sonnenuntergang war der Anblick ganz magiſch. Die grauen Schatten und hellen Lichtreflexe durchdrangen den röthlichen Stein mit warmem Leben, machten die kühnen Bogen des elliptiſchen Baues zu einem Studium zauberhaft wechſelnder Beleuchtung. Noch überwältigender war die Ausſicht von der Höhe des Amphitheaters ſelbſt. Duftende Kräuter bedeckten den halbverwitterten Boden, und üppiges Grün rankte ſich mit immer neuem Leben um das alte Gemäuer. In dieſer Umrahmung ſchauten wir durch die luftigen Arkadenreihen auf das Meer, die Inſeln, Vorgebirge und Olivenhügel der Gegend. In eiliger Haſt wurden die anderen Trümmer römiſcher Prachtbauten beſehen, machte ich noch eine leicht hingeworfene Zeichnung, dann mußten wir das Schiff wieder beſteigen. Bei hellem Mondenſchein trug uns ein günſtiger Wind raſch an Iſtriens olivenreichen Küſten vorüber. Rovigno, Capo d'Istria etc., ſie kamen und ſchwanden, wie unterhaltende Bilder. Schon ſahen wir Trieſt in der Ferne, da ward uns noch das majeſtätiſche Schauſpiel eines Geſchwaders von dreizehn großen Schiffen. Nach Malta richteten ſie ihren Weg, wir aber kehrten unſeren Blick dem Norden zu, und zogen durch Adrias blaue Fluthen in den Hafen von Trieſt.

So hatte ich denn endlich das treuloſe, wechſelvolle Meer verlaſſen und ſtand auf feſter, auf deutſcher Erde. Mit meinen Armen hätte ich ſie umfaſſen, hätte ſie vor Entzücken küſſen mögen, doch die Furcht hielt mich zurück. Die Herren von der Dogana und der Sanität würden mich gewiß für krank gehalten, und die civiliſirte europäiſche Welt mich wohl gar einen Wahnſinnigen geſcholten haben. Denn ſolche Gefühle überſteigen die Schranken des Anſtandes. Statt deſſen mußte ich mich mit meinem vor Freude hoch klopfenden Herzen befragen und unterſuchen laſſen, mußte von einem Polizeibureau in das andere wandern und, tüchtig gehudelt und geärgert, ſogar mein Zimmer im Albergo noch zuvor bedingen. Lebt wohl,

ihr poetiſchen Lebenstage. In dem barbariſchen Lande fühlte ich mich unausſprechlich glücklich!

Trieſt mit ſeinen hübſchen Häuſern und Straßen iſt von formloſen Bergen nahe umgeben. Mir gefällt es nicht. Ich habe allen Reſpect für die belebten Handelsſtädte, aber ſie ſind mir immer die allerlangweiligſten geweſen. Unbezwingliche Luſt am Gewinne ergreift hier den Menſchen. Sein Geiſt kriecht an der Erde. Die einzige Ausſicht und Unterhaltung iſt das Meer, es iſt aber auch die egoiſtiſche Freude der Bewohner. Auf der weitgedehnten Waſſerfläche kommen und gehen unaufhörlich zahlloſe Schiffe, und mit ihnen kommt und geht auch der ländervermittelnde Handel.

Mr. Hanſon, der engliſche Conſul, brachte mich noch zu der Stalaktitgrotte von Corniale und zum Dorfe S. Canziano, um mir die beiden ſehenswürdigſten Naturerſcheinungen Iſtriens zu zeigen. Dann verließ ich an einem heiteren Sonntage, den 12. Juni, das Albergo grande und rollte mit meinem Demetrio auf der Poſtſtraße nach Wien zu. Es war ein ganz eigenes Gefühl, jetzt ſo bequem durch ſchön bebautes, fruchtbares Land dahin zu fahren, nachdem ich ſeit etlichen Jahren auf dem Maulthiere nur mühſam und ermüdend ſchmale Felſenſtege erklettert hatte. Tief hinter mir waren die Häuſer von Trieſt zurückgeſunken, immer endloſer dehnte ſich die blaue Meeresfläche am Horizonte aus. Vor den Schenken drehte ſich im ſchwerfälligen Tanze das ſonntäglich geſchmückte Landvolk. Freudiges Wiederſehen vaterländiſcher Gebräuche, ſüßer Klang vaterländiſcher Sprache! Wie weckten ſie mir neu das Gefühl vergangener Jugendzeit! Wie gerne erwiederte ich den treuherzigen Gruß aller Bauern, die des Weges kamen. Jedes Kind ſchien mir bekannt. Doch die Nebel, die hohen, ungeſchickten Strohdächer, die Tannenwälder und das tölpiſche Volk wollten mir nicht mehr behagen.

Herrlich, wie des Taygetos Gipfel, erſchienen die Kärntner Berge in der Ferne, dann Laibach mit dem ſchönen Schloß.

Obgleich es kein claſſiſcher Boden mehr war, ſo regte ſich doch wieder die Luſt in mir, den ſchönen Blick auf dem Papiere feſtzuhalten. Mit kindlichem Stolz ſah ich die Wohlhabenheit des Landes, freute mich der Aufmerkſamkeit meines Demetrio, der ſolche Gefilde nie in ſeinem Vaterlande geſehen, von allem überraſcht war, alles bewunderte und dennoch immer wieder mit beſonderer Liebe der Vorzüge ſeiner Heimath gedachte. Als wir in Steiermark durch tiefe Bergſchluchten die Höhen hinanfuhren, als Regen, Nebel und düſterer Himmel uns umgaben, da ſeufzten wir wohl nach dem immer gleichen blauen Himmel des ſchönen Griechenland. Wie aber endlich auf der Höhe des Gebirges die Mark der Steyrer erſchien, die letzten Schneeberge erglänzten, die Ebene von Wien ſich wie ein Träumemeer ahnungsvoll vor uns ausbreitete, da durchſchaute meine Phantaſie hell und fröhlich ſowohl die fernen Nebel, wie das neue Leben. Jetzt ging es der Heimath zu.

In Wien beſuchte Otto Magnus ſeinen Bruder Chriſtoph, der ſchon ſeit einigen Jahren mit einer ungariſchen Gräfin verheirathet war. Dort fand er auch Briefe aus der Heimath, die ihn über die Rückzahlung des Löſegeldes beruhigten. Graf Romanzoff, Reichskanzler in Rußland und während der Kriegszeit auch Stellvertreter des Kaiſers, hatte gleich nach Stackelbergs Gefangennehmung an deſſen Mutter geſchrieben und ſie gebeten, dem Chevalier d'Italinsky die ausgelegte Summe von 18,000 türkiſchen Piaſtern übermitteln zu laſſen. Dabei erwähnte er in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken des kaiſerlichen Unterthanen, der ſich durch ſeine Liebe zu Kunſt und Alterthum ſo würdig ausgezeichnet habe, und fügte hinzu, daß in beſſeren Zeiten von des Kaiſers väterlicher Gnade eine Rückerſtattung des Löſegeldes wohl zu erwarten ſei. — Die Ehrenſchuld an Italinsky war getilgt. Mit beruhigtem Herzen reiſte Stackelberg jetzt ohne weiteren Aufenthalt durch Deutſchlands neu erblühende Gauen dem Norden zu. Als er die

heimathliche Schwelle überſchritt, glücklich und gerettet in den Armen der geliebten Mutter lag, jubelnd von den freudeſtrahlenden Geſchwiſtern begrüßt ward, da trat die Erinnerung an Hellas und Rom wie ein verklärtes Bild in den Hintergrund ſeiner Seele zurück.

Sieben Jahre hatte Stackelberg fern von ſeinem Vaterlande zugebracht und in Griechenland ein wahrhaft romantiſches Leben geführt, während Throne und Staaten geſtürzt und wieder aufgerichtet wurden, Deutſchland um Freiheit und Selbſtändigkeit rang, Schaaren unterjochter Völker bis in das Herz von Rußland drangen und von den begeiſterten Patrioten mit Feuer und Schwert wieder hinausgetrieben wurden. Dieſe weltgeſchichtlichen und welterſchütternden Thatſachen gingen faſt ſpurlos an dem kleinen Freundeskreiſe vorüber, denn nur ſelten brachten Briefe oder Reiſende in ihre Mitte die Kunde von all der Schmach und Unterdrückung. Sieg und Erhebung waren den blutigen Zeiten gefolgt. Mit froher Zuverſicht ſahen jetzt alle Nationen dem ſchwer errungenen Frieden entgegen.

Auch in den baltiſchen Provinzen war eine Wandlung vor ſich gegangen. Deutſchlands geiſtige Wiedergeburt hatte ihre Tragweite bis an die fernen Geſtade der Oſtſee erſtreckt, Leben und Bewegung in die ſtill ſchaffenden Ländchen gebracht. Mit patriotiſcher Hoffnung blickte man jetzt auf die neuerſtandene Univerſität Dorpat, begann die feudalen Feſſeln allmählich abzuwerfen und die Bauernemancipation einzuleiten.

Stackelbergs Rückkehr erregte großes Aufſehn in Reval. Wenn man es im Anfange dieſes Jahrhunderts ſchon für eine beſondere Begebenheit hielt, daß Söhne des baltiſchen Nordens in das Ausland gingen, ſo gehörte eine Reiſe in den Orient nun vollends zu den ganz außergewöhnlichen Ereigniſſen. Dazu kamen noch die eigenthümlich gefahrvollen Verhältniſſe, unter denen er in dem faſt ſagenhaften Griechenland umhergereiſt war. Von Räubern und Piraten hatte man wohl in Büchern

geleſen, daß aber ein Landeskind aus eigener Erfahrung über die Ritterlichkeit Mainotiſcher Räuber, über die Unmenſchlichkeit albaneſiſcher Piraten berichten konnte, war bisher noch nicht vorgekommen. Zu den überſtandenen Abenteuern lieferte der griechiſche Diener in ſeiner maleriſchen Landestracht eine lebendige Illuſtration. Stackelbergs viel bewegtes Leben, ſeine Gefangenſchaft und Hallers edle That boten reichhaltigen Stoff zu den Geſprächen aller Kreiſe. Er war der Held des Tages. Man drängte ſich zu ſeinen Zeichnungen, Kunſtſchätzen und Alterthümern. Seine feſſelnde Unterhaltung ſammelte bald eine Schaar bewundernder Freunde um ihn her. Auch das Herz der Mutter erfüllte jetzt ſtolze Freude, denn ſie überzeugte ſich, daß ihr Sohn den richtigen, von der Natur ihm gewieſenen Lebensweg ergriffen hatte.

Selten findet man nach längerer Abweſenheit Land und Leute gerade ſo wieder, wie man ſie verlaſſen hat. In Stackelbergs nächſter Familienumgebung waren viele Veränderungen eingetreten. Zur Zeit ſeiner Ankunft verlobte ſich Carl v. Stackelberg mit der Tochter des Landraths Baron v. Kaulbars. Am 13. Auguſt 1815 ward die Hochzeit mit landesüblichem Pomp in Reval gefeiert. Prinz Auguſt von Oldenburg, Bruder des regierenden Großherzogs und damals Generalgouverneur von Ehſtland, machte den Brautführer der in Jugend und Schönheit ſtrahlenden Jungfrau. Das Erbgut Lilienbach bei Narva ward des jungen Paares ſtändiger Wohnſitz. Durch dieſe Heirath trat Otto Magnus auch in nähere Beziehung zu der Familie des Landraths v. Kaulbars, deſſen Haus für den geſelligen und namentlich muſikaliſchen Verkehr in Reval einen Mittelpunkt bildete. Die mit ſchönen Stimmen begabten Töchter waren Schülerinnen der berühmten Gertrude Mara geb. Schmehling. Dieſe zu Friedrich des Großen Zeiten viel gefeierte, von Goethe und Wieland verherrlichte Sängerin, hatte ſich, nach ruhmvoller Laufbahn und wechſelvollen Schickſalen, in der kleinen Stadt Reval eingebürgert und der Familie Kaul-

bars eng befreundet. Es war ſelbſtverſtändlich, daß Otto Magnus, der Künſtler und Muſiker, in dieſem harmoniſchen Kreiſe willkommene Aufnahme fand. Mit voller Seele konnte er ſich hier wieder dem Zauber muſikaliſcher Genüſſe hingeben, die er ſo lange entbehrt hatte. Daß in der Heimath Stift, Pinſel und Palette auch nicht ruhten, davon zeugen die Bildniſſe ſeiner Mutter und der Schweſter Charlotte und zwei große Federzeichnungen, die Schule des Amor und die Ruhe auf der Flucht. In dem wohlgepflegten Garten des elterlichen Stadthauſes ließ Otto Magnus einen Kiosk erbauen, der ihm eine Erinnerung an die Orientreiſe ſein ſollte und eine Reproduction von dem Monumente auf dem Tophané Platz in Konſtantinopel war. Nach ſeinem Plane und Zeichnung begann man damals auch bei der Pfarrkirche von Kegel den Bau der Stackelberg'ſchen Familiengruft.

Sämmtliche Kinder der Freifrau von Stackelberg hatten ſich im Anfange des Jahres 1816 im Elternhauſe vereinigt. Auch Chriſtoph v. Stackelberg war in die Heimath zurückgekehrt, nachdem er in Yverdun unter Peſtalozzi's perſönlicher Leitung deſſen Erziehungs- und Unterrichtsmethode ſtudiert hatte. Jetzt wollte er ſeine Erfahrungen im Vaterlande praktiſch verwerthen. Kaiſer Alexander I. hatte ihn eigens dazu beauftragt und mit Vollmachten ausgerüſtet. Chriſtoph Stackelberg ward ſpäter der Gründer ehſtniſcher Volksſchulen und ſeit dem Jahre 1818 bis 1834 Gouvernements-Schuldirector von Ehſtland.

Durch den Grafen Cancrin wurde Otto Magnus in Pawlowsky auch Ihrer Majeſtät der Kaiſerin vorgeſtellt. Auf ihr ausdrückliches Verlangen brachte er ſeine Zeichnungen mit und mußte der hohen Frau viel von ſeinen Reiſen und Abenteuern erzählen. In der vornehmen Welt von Petersburg nannte man ihn damals ſtets «l'intéressant malheureux». Doch alle Auszeichnungen, die ihm dort und überhaupt im Vaterlande zu Theil wurden, galten nur dem Edelmann und

berühmten Reiſenden. Tieferes Verſtändniß für ſeine gelehrten und künſtleriſchen Beſtrebungen fand er nur bei wenigen ſeiner Landsleute. Auch die Begeiſterung iſt ein göttlicher Funke, wie jede andere geiſtige Gabe, und kann nicht anerzogen werden. Allein dieſer Mangel an Kunſtſinn ließ einen dauernden Aufenthalt in der Heimath nicht wünſchenswerth erſcheinen. Dazu kam noch, daß Otto Magnus den ehſtländiſchen Landesangelegenheiten kein tieferes Intereſſe abgewinnen konnte und die damals ſeine Landesbrüder ſo aufregenden Discuſſionen über Bauernfreiheit, Schulweſen, Geſetz und Privilegium ſeine Theilnahme nur vorübergehend zu wecken vermochten. Unter dem ewig grauen Himmel und der mit dem Nebel ringenden Sonne wollte kein fröhliches Schaffen mehr gedeihen. Sollte er die reiche Fülle ſeiner Mappen für den Stich vorbereiten, mit Luſt und Liebe arbeiten, ſo mußte er zurück nach Italien. Ein Brief von Bröndſted aus Kopenhagen beſchleunigte die Entſcheidung. „Ein großes und ſchönes Ganzes", ſchrieb er, „geht doch nur aus unſeren gemeinſchaftlichen Materialien hervor, und dazu müſſen wir uns in Rom vereinigen. Ich habe mit meinem Könige davon geſprochen. Se. Majeſtät iſt ſehr für die Sache eingenommen und wird ſie kräftig unterſtützen. Ich erhalte Urlaub auf 4—5 Jahre und hoffe im September in Rom zu ſein. Wie freut und erhebt mich der Gedanke, dort mit Ihnen und den Freunden zuſammenzutreffen".

Die Reiſe nach Italien ward nun beſchloſſen, und den ſchon berühmten Sohn ließ die Mutter jetzt ungehindert ziehen. Sie theilte ſeine Intereſſen und wünſchte die Ausführung ſeiner wiſſenſchaftlich künſtleriſchen Pläne. Als Otto Magnus in ſchmerzlicher Abſchiedsſtunde am 20. Juli 1816 den Segen der geliebten Mutter empfing, da hatte er ſie zum letzten Male geſehen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Zweite Reiſe nach Italien.

(1816.)

Armes Vaterland! ruft Stackelberg in ſeinem Reiſetagebuch aus. Wie einförmig ſind deine Ebenen voll Saatfelder, Wieſen, Moräſte und Wälder! Und wenn das Land auch einmal zu Hügeln aufwogt, ſo ſieht man von ihrer mäßigen Höhe nur den ſchwarzen, borſtigen Tannenwald, welchen die ſparſame Sonne nicht erhellen kann. Es giebt doch nichts Unmaleriſcheres als einen ſolchen Wald, ſtarrzweigig, gradſtämmig, gleichförmig. Und neben der Tanne ſteht hier, von dem froſtigen Nordwind durchſchauert, die zitternde Espe. Lebewohl mein Vaterland! Ewig ſchweigſt du dem Dichter und Maler. Nur unter ſüdlichem Himmel entfaltet ſich die ſchönſte Blüthe der Kunſt, die hier als Knoſpe ſchon welket.

Schnell durcheilt er die nordiſchen Gegenden von Riga, Mitau, Memel und der Kuriſchen Nehrung. Ein unbeſchreibliches Gefühl der Öde und Verlaſſenheit überſchlich den Reiſenden auf dieſen Sandwällen, und mit Freuden begrüßte er leichte Fußſtapfen, welche die Nähe menſchlicher Wohnungen ahnen

ließen. So ward Königsberg und endlich am 17. Auguſt auch Berlin erreicht. Den Aufenthalt abgerechnet, hatte die Reiſe zwölf Tage gedauert. In Berlin feierte Stackelberg ein fröhliches Wiederſehen mit Heinrich Tölken, den er dort als Univerſitätsprofeſſor gut verſorgt fand. Gemeinſchaftlich beſuchten ſie die ehemalige Gallerie Juſtiniani, ſahen in der Gallerie des königlichen Palaſtes manches anſprechende Gemälde altdeutſcher Schule, beſuchten Schadow und fuhren nach Charlottenburg, um Rauchs Statue der Königin Luiſe zu ſehen. „Der Kopf iſt ſehr ſchön", ſagt Stackelberg, „aber ſie ſchläft nicht, iſt auch nicht todt, ſie liegt zur Schau! Ihre Füße ſind affectirt gekreuzt, die Draperie gewickelt und vollkommen regelmäßig. Es ſoll altitalieniſch ſein, aber die Naivetät der alten Zeit fehlt. Auch das Gebäude entſprach nicht meiner Erwartung. Man ſieht einen griechiſchen Tempel, es öffnen ſich ſchöne bronzene Thüren, und man ſteigt ganz modern zu beiden Seiten die Stufen hinan. Das iſt im Geiſte der Zeit gedacht, die von allem, was ihr zu Gebote ſteht, immer etwas mit benutzt und nie einem Stil treu bleiben kann."

Durch ſandige Ebenen ging es weiter nach Dresden. Mit beſonderem Wohlgefallen fährt man die letzte Strecke zwiſchen Weinbergen hin, und ſieht Dresdens alterthümliche Thürme allmählich am Horizonte auftauchen. Mein Auge traf lauter wohlbekannte Gegenſtände. Ich gedachte der Zeit, wo ich mitten im Göttinger diplomatiſchen Kurſus hier die Antike und die Gemälde der Gallerie ſtudierte, den Homer und die neueren Dichter las, feſte Freundſchaft mit Tölken ſchloß, wo ſich die Beſtimmung meines Lebens entſchied und ich ein Jünger der Kunſt ward.

Am Sonntag Morgen, den 24. Auguſt, fuhren wir über die Elbbrücke. Harmoniſches Glockengeläut rief zum Gottesdienſt. Schaaren geputzter Menſchen ſtrömten in die katholiſche Kirche. Raſch verließen wir unſeren Wagen und traten mit hinein. Ein Oratorium von Winter ward aufgeführt. Doch die Muſik

weckte weder Rührung noch Andacht, ſie war einfach theatraliſch und die fugenhaft wiederholten Sätze nur Nachklänge alter Meiſter. Aus dieſem Kampf der Melodien erhob ſich klar und voll einer aufwirbelnden Lerche gleich, Saſſarollis wunderbare Stimme. Seine Solis machten zwiſchen den Fugen einen ſehr ſchönen Effect. Das Orcheſter war ganz vorzüglich, und bei dieſer Fülle von muſikaliſcher Sprache auch das feierliche Hochamt erhebend.

Der Brühl'ſche Garten, jetzt Terraſſe genannt, iſt in den Kriegsjahren auf Befehl des Fürſten Repnin mit einer prächtigen Treppe geſchmückt worden, vor der zwei Sphinxe Wacht halten. Auch das Belvedere hat er erbauen laſſen. Die Dresdner ſind aber nicht zufrieden mit den Verſchönerungen dieſes Spazierganges und tadeln grundſätzlich alles, was zur Zeit der ruſſiſchen Occupation entſtanden iſt.

Als ich Böttiger beſuchte, überſchüttete er mich mit enthuſiaſtiſchem Lobe. Auf ſeine Bitte mußte ich meine in Wien und Petersburg vielfach betrachteten Zeichnungen auch den bei ihm verſammelten Künſtlern vorweiſen und erklären. Er war ſo begeiſtert, daß er mir ſogleich zwei ſeiner Schriften überſandte und ein Gedicht beilegte, in welchem er mich über alles Verdienſt verherrlichte. Böttiger hielt damals im Antikenſaal ſeine zahlreich beſuchten Vorleſungen und veranlaßte mich, ihnen beizuwohnen. Wie in Dresden üblich, beſtand das Auditorium vorzugsweiſe aus Damen, die eifrig nachſchrieben. Die Breite des Vortrags und die allzugenaue Umſchreibung des Gegenſtandes brachten mitunter beide Theile in große Verlegenheit. Dieſes Mal hatte ſich Böttiger den Kopfputz und die Kleidung der Iſis zum Thema gewählt.

Es berührte mich ſehr unangenehm, als ich hier die in Weimar herausgekommenen Radirungen des Phigaliſchen Frieſes erblickte. Sie waren nach Wagners ſchlechten Skizzen gemacht, in den Contouren verkleinert und von einer ganz verwirrten Beſchreibung begleitet. Offenbar hatte man dazu

den von Gropius redigirten Artikel aus dem Anhang der Zante'schen Zeitung mitbenutzt, die Quelle aber nicht genannt.

Dieses Mal beschlossen wir durch das Böhmerland nach Wien zu reisen. Trotz der grundlosen Straßen und der eingeklemmten Hohlwege ward die Kaiserstadt am 8. September ohne Unfall erreicht. Ich freute mich in der Gallerie des Belvedere die schönen Titians bewundern zu können, welche wieder aus Paris heimgebracht waren, sah in der Lichtenstein'schen Gallerie Caravaggios Lautenspielerin, die Gemälde von Rubens und Wallensteins Bild von Van Dyk. Wenn man durch den Palast, die Gallerie und den Garten dieses Privatmannes wandelt, glaubt man sich nach Italien zurückversetzt.

Zu Wiens Merkwürdigkeiten gehörte in dieser Zeit auch der kleine Herzog von Reichstadt. Unsere Blicke suchten ihn in Schönbrunn. Der hübsche rothwangige Knabe arbeitete kindlich vergnügt in seinem Gärtchen und ahnte nicht, daß er eigentlich ein gefangenes Vögelchen war. Was wird das Ende seines Schicksals sein?

Gallerien, Ausflüge, Theater und der Prater bildeten den Kreislauf unseres Wiener Aufenthaltes. Vor meiner Abreise brachten mir die vaterländischen Künstler, Ignatius, Hippius und Pezold noch ein Ständchen, dann zog ich über Klagenfurt und Villach nach Italien. Auf diesen romantischen Wegen legte ich meine Bücher bei Seite. Jetzt las ich unmittelbar aus der Natur selbst von wilden Burgen mit schwarzen Fensterhöhlen, von stürzenden Gießbächen, dunklen Tannenwäldern, schneebeglänzten Alpenketten. Das Kärntner Hochgebirge drängte sich wilder zusammen, verdeckte fast den Anblick des Himmels und ließ nur der Kiesel treibenden Sella den Zugang offen. Bei jeder neuen Wendung ragten gespensterartig immer noch höhere Gipfel hervor. Wir waren an der Grenze des Venetianischen Bezirks angekommen. Ein vortrefflicher Weg führte den Selshang hinab. Schaaren von Pilgern zogen die Straße

entlang. Lateiniſch betende Bettler verfolgten unſeren Wagen. Bis hoch zu den Spitzen der Felſen hinauf ſah man noch einzelne Häuschen mit ihrer wirthſchaftlichen Umgebung, und ich fragte mich: Was kettet die Menſchen mit ſolcher ausdauernden Liebe an dieſe undankbare Scholle? Nur einem Einſiedler oder düſter träumenden Maler hätte ich es zugetraut, ſich hier wohl zu fühlen.

Bei Nacht und Nebel, durch Felſenthäler und an rauſchenden Strömen vorüber, erreichten wir Gemona. Wie die Wogen ſich nach einem Sturm allmählich legen, ſo ſanken auch die ſchroffen Zinken immer tiefer hinab, bis ſie leicht gewellt ſich zur Fläche ebneten. Mit Udine betritt man Italien, und hat eine Rundſchau auf Friaul und die Alpen. Wir fuhren über das Schlachtfeld von Campo Formio, wo Venedigs Stern unterging. Am Wege ſtanden noch etliche Stufen von dem Sockel der koloſſalen Statue, die Napoleon zum Andenken an ſeine Siege hier errichten ließ. Obgleich ſie ſchon halb verpackt war, konnten wir noch in das Gehäuſe hineinblicken, und den ſchönen, Juno ähnlichen Kopf der ſitzenden Geſtalt bewundern. Sie ſollte den Frieden darſtellen und hatte neben ihrem Seſſel zwei Bündel Fasces, die ſymboliſchen Zeichen der höchſten Gewalt über Leib und Leben. Es iſt ein ganz ſchöner Gedanke, durch ſolche Monumente auch für die Siege ein ſichtbares Andenken zu ſtiften, wird der Beſiegte aber wieder zum Sieger, dann zerſtört er das Denkmal und packt alles zuſammen, wie wir es hier ſahen. Auf der anderen Seite des Tagliamento wollte Napoleon zu gleichem Zweck eine Säule aufſtellen laſſen. Jetzt lagen nur etliche Trümmer am Boden. Sie mahnten an eine Zeit, wo lauter ungeheuerliche Begebenheiten die Ruhe der Welt erſchütterten.

Von hier aus rollte unſer Wagen an Städten und Landhäuſern vorbei, bis Meſtre wie durch einen endloſen Garten. Das Feſtland hörte auf. Wir beſtiegen die Gondel. In dem ſchwarzen Gehäuſe ungemüthlich eingeklemmt, zogen wir über

die Lagunenfläche hin und ſahen allmählich die ſchwimmende Stadt am Horizonte auftauchen. Geräuſchlos glitt das ſchlanke Fahrzeug durch Venedigs Kanäle. «La bionda Gondoletta» war der erſte Geſang, der uns entgegentönte. Welch' wunderbaren Anblick bieten dieſe verfallenen Paläſte in ihrer halb gothiſchen, halb italieniſchen und mauriſchen Architektur. Zur hiſtoriſchen Zierath iſt die prachtvolle Ornamentik herabgeſunken; aber Sonne und Mond verklären immer noch mit ihrem magiſchen Schein die blaßgrauen Hallengebäude, die lichtweißen bleigedeckten Kirchen. Zu den Zeiten, wo der Reflex des bewegten Waſſers beſonders ſtark wirkt, heben ſie ſich völlig transparent vom blauen Himmel ab. Die Zuſammenſtellung heller Farben iſt eine Eigenthümlichkeit Venedigs, und von den venetianiſchen Künſtlern vielfach benutzt. So z. B. von Paul Veroneſe bei ſeiner Familie des Darius im Palaſte Piſani. Warm gefärbte Figuren auf hellen Hintergrund zu ſetzen, iſt eine ſchwere Effectaufgabe für den Hiſtorienmaler und ſtand im grellen Gegenſatz zum Stil der anderen italieniſchen Schulen, brachte aber eine ſchöne Wirkung hervor.

Der Inſtinkt meines Herzens hatte mich in ein Gaſthaus geführt, das ſchon ſeit mehreren Wochen von Freund Cockerell bewohnt war. Im Begriff nach Rom weiter zu reiſen, ſah er mich plötzlich eintreten, und die gegenſeitige freudigſte Überraſchung war groß. Nun er mich gefunden, mochten wir uns nicht mehr trennen. Unvergeßlich bleiben mir unſere gemeinſchaftlichen Gänge und Fahrten. Bald galten ſie dem ernſten Studium, dann wieder dem fröhlichen dolce far niente. Doch konnten wir uns nie darüber entſcheiden, ob Venedig ſchöner bei Tag oder bei Nacht ſei; märchenhaft war es zu jeder Zeit. Auf Cockerells Wunſch entſchloß ich mich mit ihm zu einer Reiſe durch die ganze Lombardei. Ein Glück ſonder Gleichen, zum zweiten Mal den Reichthum der Kunſt und Natur in Geſellſchaft eines Freundes genießen zu dürfen!

Wir kamen nach Vicenza, der Stadt des großen Palladio.

Uns überraſchte die Pracht der Bauten aus Stein. Leider iſt die Kirche St. Lorenzo ihres Schmuckes beraubt, und jetzt zu einem Heumagazin der öſterreichiſchen Truppen umgewandelt. Palladios Werke wirken beſonders großartig durch die Schönheit ihrer Verhältniſſe. Mich ſtörte nur die maſſenhafte Überladung der Formen, weil ſie zu dem Glauben führt, der Künſtler habe den Geſammteindruck ſeiner Schöpfung nicht voraus empfunden. Er erlaubte ſich Vertiefungen, die unſchön wirkten. Manche Werkſtücke waren auch zum Nachtheil der anderen mehr berückſichtigt und ſtörten dadurch die edle Harmonie des Ganzen. Es beruht die Architektur auf den unveränderlichen Geſetzen der Natur. Wer ihnen in freier Schöpfung folgt, ſchafft ideal und verſtändlich. Nichts darf ungefordert nur zum Schein und ohne beſtimmende Urſache angebracht werden. Der Hauptgrundſatz eines ſoliden architektoniſchen Aufbaues ſind immer große Linien, welche ſich fortſetzen und nicht verlieren. Die Urtheilskraft legt den Grund zur Kunſt, die Phantaſie bildet ſie aus. Nur wenn beide Kräfte zuſammen wirken, werden auch ihre Formen ſchön ſein. Palladio und Scamozzi hatten das große Verdienſt, daß ſie ihrer Bauart die Idee der Antike zu Grunde legten und mit den Anforderungen der Gegenwart harmoniſch verbanden. Sie begannen aber auch ſchon den edlen Linien manches hinzuzufügen, um ſie zu verſchönern. Mit weniger Genie folgte die neuere Architektur ihrem Beiſpiel, und ſo entſtanden oft ſehr geſchmackloſe Nachbildungen.

Gleich wie Vicenza die Stadt des Palladio, ſo iſt Parma der Triumph des Correggio. Er hat ſowohl in der Kathedrale wie auch in der Benedictinerkirche St. Giovanni Evangeliſta die Kuppelfresken gemalt. An Kühnheit und Größe der Erfindung laſſen ſie ſich nur mit Michel Angelo vergleichen. Die Fresken in St. Giovanni (1520—1523) dünken mich das Schönſte zu ſein, was Correggio überhaupt geſchaffen hat, und ſind den ſpäter entſtandenen Kuppelgemälden des Domes

(1526–1530) weit vorzuziehen. Die Darstellung von Johannes des Evangelisten Vision der Himmelfahrt füllt den ganzen Kuppelraum. Man sieht zum größten Theil nur nackte Figuren unübertrefflich in der Rundung der Formen, maßvoll und kräftig in Stellung und Bewegung, kühn in der Verkürzung, sinnig im Ausdruck der Köpfe. Die wenigen Draperien sind schön im Faltenwurf, und die großen Linien immer wieder durch Engel unterbrochen. Alles ist voll und warm, mit geschickter Anwendung des Helldunkel. Denke man sich zu diesen Gemälden noch die geschwundene Farbenklarheit und Lichtvertheilung, so ist Correggio wahrhaft groß zu nennen. Mit der Zeit verwilderte seine Kraft. Es entstanden jene wie Felsen gebrochenen Draperien, welche die menschliche Form stören und verhüllen. Schon in der Domkuppel bemerkt man zu viel Bravour und Praktik. Die Großheit einer Composition liegt vor allem in der Ruhe und Einfalt, nicht in der Leidenschaft, welche übertreibt und sich selbst zerstört. Mit ihr entsteht gezwungener Schwung der Contouren, falscher Drang der Bewegung. Correggios Gemälde blenden uns noch durch seine Behandlung des Lichts und der Farbe. Man übersieht die Manier. Im Stil seines Nachfolgers Caracci werden wir aber schon unangenehm davon berührt.

Indeß waren die letzten Tage des Monats November herangerückt. Als unsere beiden Freunde in Mailand einzogen, beugten sich die grünen Bäume unter schwerer Schneedecke und vaterländisch weiß schimmerten die Fluren. Dann ging es über Novi auf den schlechtesten Wegen durch den Bocchetta Paß und immer weiter bis die Horizontlinie wieder sichtbar ward. Hinter ihnen lag die großartige Gebirgsscenerie, vor ihnen das mittelländische Meer, eine reiche Landschaft voll Wein- und Ölpflanzungen und das amphitheatralisch aufgebaute Genua mit seiner von Landhäusern übersäeten Umgebung. Die ausgezackte Küste, die parkreiche Hügelkette, die schön geformte

Linie ferner Gebirge, die immergrünen Bäume, das Grau der Oliven und Häuser, das Meer in seinem brausenden überschlagenden Ungestüm weckten in den Reisenden sehnsuchtsvoll die Erinnerung an Griechenland. In Genua trennte sich Stackelberg von seinem treu bewährten griechischen Diener. Demetrio Popandriopolo verließ seinen Wohlthäter, um in die Heimath zurückzukehren und dort als reisender Kaufmann und Antiquitätenhändler sich eine selbständige Existenz zu gründen.

Florenz mit seinen Gemälden und Kunstwerken ward eingehend studiert und der Signor Buonarotti aufgesucht, der als ein Nachkomme von Michel Angelo noch in dessen ehemaliger Wohnung lebte. Er zeigte den Freunden ein ganzes Buch Briefe und eine Sammlung Gedichte, lauter Autographen seines großen Vorfahren. Besonders interessant waren die Briefe, welche durch Federzeichnungen reich verziert, meist mit einem Scherze schlossen. Dort sahen sie auch ein Paar unvollendete, sehr schöne Skizzen und das von Vasari erwähnte Basrelief, die Madonna mit dem Jesuskind und einigen Engeln. Es vermochte aber Stackelbergs Bewunderung nicht zu erregen.

In Florenz hatten die Freunde mit der liebenswürdigen Familie des Lord Dillon Bekanntschaft gemacht und sich ihnen zur Weiterreise nach Rom angeschlossen. Sie nahmen ihren Weg über die Apeninnen, Perugia und Terni. In seiner Begeisterung für die Kunst, Natur und wohl auch für die Lady Dillon, „eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen, durch Gemüth und Aussehen einem Engel gleich", hatte Stackelberg bei dem fortwährenden Wechsel der Temperatur jegliche Vorsicht versäumt. Die seit der griechischen Reise nicht wiedergekehrten asthmatischen Beschwerden überfielen ihn plötzlich unterwegs. Rechtzeitige Hülfe und der Lady Dillon umsichtige Pflege halfen die Krankheit überwinden. Nach wenigen Tagen Aufenthalts durfte Stackelberg in des Lords bequemem Wagen

mit großer Vorſicht weiterreiſen. Kraftlos und elend zog er dieſes Mal dem Ziele entgegen, doch ſein Lebensmuth blieb ungetrübt, denn auch ihm galt Goethes Jubelwort:

Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter, immer heitrer
Steigt unſer Blick hinan!

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Rom.

(1816 – 1818.)

Neuerſtanden war Roms alte Herrlichkeit. Der Papſt hatte wieder Beſitz ergriffen vom Kirchenſtaat und den Rechten als Oberhaupt der Weltkirche. Als er am 2. Mai 1814 aus ſeiner Gefangenſchaft nach Rom zurückkehrte, war ihm das Volk mit Palmen und Lobgeſängen bis vor die Thore der Stadt entgegen gezogen. An der Engelsburg hatte man ihm zu Ehren ein Monument errichtet, zu dem Thorwaldſen die Statue der Demuth gemacht. Von Pius VII. ward nun dem Kirchenſtaat eine neue Verfaſſung gegeben, vortheilhafte Concordate abgeſchloſſen, der Jeſuitenorden und das Inquiſitionsrecht wieder hergeſtellt, die Bibelgeſellſchaften verdammt.

Während ihrer Herrſchaft hatten die Franzoſen erfolgreiche Grabungen in Rom angeſtellt, hatten den Tempel der Fauſtina, das Forum des Trajan, den Tempel der Venus und Roma, die Titusthermen, die Baſilika des Maxentius, das Poſtament der Phokasſäule vom Schutt befreit und den Monte Pincio mit Gartenanlagen umgeben. Pius VII. ließ die Ausgrabungen fortſetzen, die Gartenanlagen pflegen und verſchönern, das

Braccio nuovo und das Muſeo Chiaramonte erbauen. Die Kunſtſchätze, welche faſt 20 Jahre des Eroberers Hauptſtadt geſchmückt, wurden 1816 wieder nach Rom gebracht. Unter dem Frohlocken der Bevölkerung ſtellte man den Apoll von Belvedere, den Laokoon, die Büſte des Zeus von Otricoli, den Faun des Praxiteles u ſ. w. zurück auf ihre Ehrenplätze im Vatikan und auf dem Kapitol. Auch die Transfiguration von Raphael und eine Menge anderer Gemälde bildeten jetzt wieder den Stolz und die Zierde des päpſtlichen Palaſtes.

Wie einſt im Mittelalter Paläſtina, ſo ward jetzt Italien das geweihte Land, das Ziel der Wanderung für Künſtler, Gelehrte, engliſche Lords und deutſche Touriſten. Von allen Seiten ſtrömten ſie nach Rom hin, um auf dem Kapitol, im Vatikan, in den Villen und Paläſten die Sammlungen antiker Kunſtwerke zu bewundern. Mit dem Gefühl der Sicherheit begann auf allen Lebensgebieten auch die langentbehrte Regſamkeit ſich wieder Bahn zu brechen. Durch die Welt der Kunſt wehte ein Zug friſcher Schöpferluſt. Mit Thorwaldſen hatte die antike Plaſtik ihre Auferſtehung gefeiert und in noch jugendlicher Kraft bildete dieſer Meiſter der Form und des Gedankens eine Anzahl von Werken, die in griechiſchem Geiſt lauter, keuſch und edel gedacht waren. (Lübke.) Sein Jaſon, das Relief von Priamus und Achilles waren vollendet, der Merkur in voller Arbeit. Gegenwärtig beſchäftigte ihn die feinere Ausarbeitung des Frieſes von Alexanders Einzug in Babylon. Dieſes Werk war urſprünglich zu Napoleons Verherrlichung beſtimmt, als man ihn im Sommer 1812 in Rom erwartete. Damals ſollte der Quirinal zu ſeinem Empfange hergerichtet werden und Thorwaldſen hatte zu einem der Gemächer den Fries übernommen. Jetzt wurde er für den Duca di Sommariva in Marmor ausgeführt. Auch die von Haller und ſeinen Freunden entdeckten Giebelgruppen des Minerventempels von Aegina ſtanden in Thorwaldſens Werkſtatt. Der Kronprinz Ludwig von Bayern hatte ſie 1816 aus Zante nach

Rom bringen laſſen und dem großen Künſtler zur Reſtauration anvertraut. Dieſer war ſo ſelbſtvergeſſen in Stil und Charakter der Aeginetiſchen Kunſt eingedrungen, daß er nicht allein auf bewunderungswürdige Art die Fragmente zuſammenfügte, ſondern auch die fehlenden Theile bis zur täuſchendſten Nachahmung ſelbſt des verwitterten Steines ergänzte.

Von Pius VII. hoch geehrt, lebte in jener Zeit auch Canova in Rom. Als Künſtler war er aber ſchon vor ſeinem Tode durch Thorwaldſen weit überflügelt worden. In den Werkſtätten dieſer beiden Männer bildeten ſich die Bildhauer: Schadow, Gibſon, Pietro Tenerani u. a. m. In Carara arbeiteten damals Rauch und Tieck, die oft in den Künſtlerkreis nach Rom kamen.

„Seit Carſtens (1754–1798) zuerſt der zerfahrenen Kunſt des 18. Jahrhunderts mit klaſſiſchem Streben und klaſſiſcher Durchbildung entgegengetreten“ (Curtius), hatte ſich auf dem Gebiet der Malerei allmählich ein regeres Leben vorbereitet. Aber erſt die tiefeingreifenden Beſtrebungen der Romantik ſollten ihr den begeiſternden Impuls mittheilen, welcher ſie aus der Abgeſchloſſenheit zu allgemeinem Intereſſe hervortreten ließ. Begabten deutſchen Künſtlern war es vorbehalten, der neuen Strömung den Weg anzubahnen. Schon im Jahre 1810 und nach den Befreiungskriegen hatten ſich viele von ihnen nach Rom gewandt und dort unter Overbecks Führung im verödeten Kloſter San Iſidoro einen Sammelpunkt gefunden. Wir nennen die vielbekannten Namen Cornelius, Julius Schnorr, Wilhelm Schadow, Philipp und Johann Veit, Führich, Steinle, Eberhard u. a. m. Ihnen allen an geſtaltender Kraft weit überlegen war Peter Cornelius. Unbefangener und klarer, als den anderen Kloſterbrüdern von San Iſidoro, hatte ſich für ihn die hohe Bedeutung der großen Meiſter erſchloſſen. Das Feuer ſeiner Begeiſterung, ſeine energiſche und liebenswürdige Perſönlichkeit ſammelten bald eine Menge junger Kunſtgenoſſen um ihn her. In kurzer Zeit wurde er, wie

man ihn damals nannte, der Hauptmann der römiſchen Schaar. „Man ſtudierte die großen Fresken aus der Glanzzeit italieniſcher Kunſt, durch welche die Bedeutung einer ernſten monumentalen Malerei ſich ſo überzeugend zu erkennen giebt“ (Lübke). In der Wiedereinführung der Freskomalerei meinte Cornelius die wichtigſte Aufgabe ſeiner Zeit gefunden zu haben. Sie ſollte das Fundament ſein zu einer dem Geiſte deutſcher Nation angemeſſenen Richtung und im öffentlichen Dienſte eine Bildnerin und Erzieherin werden. Um das zu erreichen, mußten monumentale Werke geſchaffen werden. Zur Verwirklichung ihres Strebens bot ſich den Künſtlern bald eine günſtige Gelegenheit. Jacob Salomon Bartholdy, preußiſcher Generalconſul in Rom, wollte 1816 einen der Räume ſeines Hauſes mit geſchichtlichen Darſtellungen in Fresko ſchmücken laſſen. Cornelius, Overbeck, W. Schadow und Ph. Veit übernahmen den Auftrag und wählten in Rückſicht auf die Confeſſion des Beſtellers die Geſchichte Joſephs in Aegypten zum Gegenſtande. Die Caſa Bartholdy wurde jetzt ein Zielpunkt der Künſtler und Kunſtfreunde. Die Gemälde erregten allgemeines Aufſehen, denn ſie waren vollendet im Stil, harmoniſch im Ausdruck, echt dramatiſch in der Wirkung. Kurze Zeit darauf beſchloß der Marcheſe Maſſimo, Darſtellungen aus den Epen der drei größten Dichter Italiens im Caſino ſeiner Gärten ausführen zu laſſen. Er veranlaßte dazu Cornelius, Overbeck, Schnorr, Koch, ſpäter auch Veit. So entſtanden die Fresken nach Dantes göttlicher Komödie, Arioſts raſendem Roland und Taſſos befreitem Jeruſalem. „Mit dieſen beiden bedeutenden Schöpfungen, unter denen Einiges von unvergänglichem Werthe iſt, beginnt die Geſchichte der neueren deutſchen Kunſt“ (Lübke). Overbeck allein blieb der modernen Richtung abgewandt und ſchaffte ausſchließlich in mittelalterlich kirchlicher Anſchauung.

Allein nicht nur die bildende Kunſt, auch die Wiſſenſchaft hatte zu jener Zeit mächtige Vertreter deutſchen Stammes in Italien. Niebuhr kam im Oktober 1816 als preußiſcher Ge-

ſandter nach Rom und ſammelte das Material für ſeine römiſche Geſchichte. Bald darauf war auch Bunſen dort angelangt, mit Niebuhr in nähere Verbindung getreten, auf deſſen Veranlaſſung 1818 zum preußiſchen Geſandtſchaftsſecretär und ſpäter, nach Niebuhrs Ausſcheiden, 1827 zum Miniſterreſidenten ernannt. Seine Forſchungen über die Philoſophie der Sprache und Religion, ſeine bibliſchen, kirchengeſchichtlichen und liturgiſchen Arbeiten ſind bekannt.

Es konnten wohl kaum glücklichere Verhältniſſe zuſammenwirken, um einem Manne wie Stackelberg das wohlthuende Gefühl voller und friſcher Thätigkeit wiederzugeben. Für künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Arbeit ließ ſich keine ſchönere Stätte denken als Rom, das ihm ſchon von ſeinem erſten Aufenthalt, wie ſpäter Athen und Griechenland, zur eigentlichen Heimath geworden war. Vielleicht hat auch nach Winckelmann kein Anderer dieſes Heimathsgefühl ſo mächtig empfunden, wie er. „Seit Winckelmann und Zoëga", ſagt Ernſt Curtius in ſeinen Vorträgen", iſt die Thätigkeit der Deutſchen nie wieder abgeriſſen, ſondern ſtetig angewachſen, vor allem in dieſem Jahrhundert, deſſen ganz beſonderer Beruf es von ſeinem Beginn an geweſen iſt, unſere Heimath eng und enger mit dem klaſſiſchen Boden zu verbinden. Dieſen Trieb, der ſich gerade bei den Söhnen des fernſten Nordens am kräftigſten geltend zu machen pflegt, finde ich bei keinem der älteren in ſo liebenswürdiger Weiſe ausgebildet, wie bei Otto v. Stackelberg, dem hſtländiſchen Edelmann, der, wie Zoëga, in Göttingen gebildete wurde und in ſeltener Weiſe begabt war, *das Kunſtſchöne in der Antike zu empfinden und andere empfinden zu laſſen.*" Darum weilte Stackelberg auch am liebſten in Thorwaldſens Atelier, deſſen Werkſtätten am Fuße der hohen Terraſſen des Palazzo Barbarini ſich bereits in dem Raume dreier niedriger Gebäude ausdehnten. Dem ihm befreundeten Künſtler vertraute Stackelberg die Reſtauration ſeiner in Salamis gefundenen Marmorſtatue und ſah ſie ſo anmuthig neu erſtehen, als

hätte der Geiſt der Griechen den Meißel des däniſchen Künſtlers durchdrungen und geführt.

Bei der Wiederkehr nach Rom hatte Stackelberg einen Stamm von Freunden vorgefunden, die er ſich während ſeines erſten Aufenthaltes erworben, unter denen Thorwaldſen und die Gebrüder Riepenhauſen ihm am nächſten ſtanden. Auf kürzere oder längere Zeit verweilten dort auch ſeine Reiſegenoſſen Cockerell, Linkh und Bröndſted. Im Jahre 1817 war Auguſt Keſtner als Secretär der hannöveriſchen Geſandtſchaft nach Rom zurückgekehrt. Die ſchon im Jahre 1809 angeknüpfte Bekanntſchaft wurde jetzt erneuert und geſtaltete ſich allmählich zu einer ſo ſchwärmeriſchen Freundſchaft, wie ſie nur in jenen Tagen der Romantik möglich war. Sortan unzertrennlich, nannte man ſie Oreſt und Pylades. Brüderlich theilten ſie mit einander Zeit, Arbeit, Unternehmungen. Auch in Hinſicht des Geldes ſtimmten ſie darin überein, daß keiner von beiden weder Einnahme noch Ausgabe jemals bedachte oder notirte. Nur mit dem Unterſchiede, daß Keſtner immer mehr beſaß als er ausgab, Stackelberg immer mehr brauchte, als er gegenwärtig beſaß. In ſolchen Fällen wurde es für ſelbſtverſtändlich angenommen, daß Keſtner aushalf, wenn es Stackelberg am Gelde fehlte. Eine Zeitlang war auch die Villa Malta, einer der ſchönſten Orte Roms, ihre gemeinſame Wohnung, bis die Ankunft des durch Keſtner zeitweilig erſetzten hannöveriſchen Geſandten, Freiherrn von Reden, jene Räume in Anſpruch nahm. „Der Aufenthalt dieſes trefflichen Mannes und ſeiner Familie in Rom gereichte ſeitdem von den Höhen des Monte Pincio aus den gedachten Freunden ſowohl, als auch dem ſonſtigen Publikum deutſcher Kunſtfreunde und Künſtler zu einem anziehenden und vielfach erſprießlichen Mittelpunkte: einem Mittelpunkte, welchem mit nicht geringerer Anziehungskraft für Gelehrte zumal und für die in chriſtlicher Richtung erneute Kunſt Niebuhrs eng gezogener Kreis im Marcellustheater und Bunſens kapitoliniſche Gaſtlichkeit (etwas ſpäter) ſich hinzu-

gesellten" (Gerhard). Kestners Hausgenossenschaft, die Stackelberg jetzt verlor, ward ihm zeitweilig durch das Zusammenleben mit seinem griechischen Reisegefährten Linkh ersetzt. Seit dem Sommer 1817 hatte sich auch Graf Wolf Baudissin mit seiner Gemahlin für etliche Jahre in Rom niedergelassen. Von Göttingen her schon mit Stackelberg gut bekannt, schlossen sich die Universitätskameraden hier enger an einander an und bildeten mit Reden und Kestner nur eine Familie. Graf Baudissin war ein großer Verehrer der Kunst, war musikalisch sehr begabt und von klassischer Bildung. Durch die gemeinschaftlich getheilten Interessen wurden in dem Freundeskreise wahrhaft ideale Zeiten verlebt.

Stackelbergs Brief an seine Schwester Charlotte (1. Mai 1817) giebt uns ein anschauliches Bild von der echt künstlerischen Wohnung, in welcher für ihn jetzt die fruchtbare Zeit der Arbeit und Ernte begann. Da lesen wir: „Weil ich mich selbst erst dann recht heimisch bei meinen Lieben fühle, wenn ich mir von ihrer Umgebung bis in das kleinste Detail ein deutliches Bild machen kann, so folge auch Du mir in meine behaglichen Räume. Sie liegen im ersten Stock eines Hauses auf Trinità di Montei (jetzt Nr. 9), in dessen zweitem Stock einst Nicolas Poussin lebte. Von meinem Balkon habe ich den herrlichsten Rundblick auf Rom und überschaue die reiche Aussicht von dem Palast auf Monte Cavallo an bis zum St. Peter und dem Monte Mario hin. Im Wohnzimmer steht ein Wiener Pianoforte, das Hauptstück meines Mobiliars. Büsten römischer Kaiser zieren die Wände. Zwischen ihnen hängen von mir gemachte Kopien alter Meister. Auf den Tischen stehen Vasen voll der schönsten Ranunkeln und Anemonen. Nebenan ist mein Studiergemach. Dort hängt im goldenen Rahmen das Bild unserer Mutter und auch das Deinige. Darunter findest Du auf einem Tische alle meine Kupferstiche, die Sammlung der Ansichten von Griechenland, Zeichnungen antiker Kunstwerke und die vielen Mappen mit meinen übrigen Hand-

zeichnungen. An der Wand hängen von mir gezeichnete Cartons nach Raphael. Durch die geöffneten Thüren ſcheint die Sonne. Auf dem Fußboden malen ſich wehende Schatten der dicht vor dem Hauſe blühenden Jasmin- und Feigenbäume. Von Singvögeln begrüßt, trete ich früh Morgens hier gleich in das Freie hinaus. An dem Kühlung ſpendenden Springbrunnen vorüber ſteigt man im Schatten eines Rebenganges zu den mit Marmorſtatuen geſchmückten Blumenbeeten hinab. Ein langes Gitterdach von großen Rebſtöcken umgrenzt des Hauſes Eigenthum. Zu beiden Seiten führen Stufen auf eine große Plattform, welche gegen den Platz von Trinità hin, von einem eiſernen Geländer umgeben iſt. Die Bäume der naheliegenden Gärten überragen meine Loggia mit ihren Blüthenzweigen. Durch die Kirche und ihre Nebengebäude wird mein kleines Reich abgeſchloſſen. Wenn ich nach ermüdendem Studium der Erholung bedarf, dann ſteige ich hier hinauf und blicke auf die Stadt der ſieben Hügel."

Um das Bild von Stackelbergs Perſönlichkeit noch mehr abzurunden, möchten wir die Worte ſeines Landsmannes und Zeitgenoſſen, des Freiherrn Boris v. Uexküll, anführen, der ihn 1815 in Reval kennen lernte und 1817 in Rom wiederſah. Er ſchreibt: „Wie mich mein Reiſeſtern in Rom mit dem berühmten Landsmanne zuſammenführte, da habe ich mein gutes Glück geprieſen. Als Menſch und als Charakter war Stackelberg überall geachtet und gerne geſehen. In ſeiner ganzen Erſcheinung lag ungemein viel Einnehmendes. Bei einer gewiſſen Vornehmheit im Weſen war er doch ſehr gutmüthig und menſchenfreundlich. Das zeigte ſich beſonders in dem Verhältniſſe zu ſeinem griechiſchen Diener, den er faſt wie einen Freund behandelte. Seine Rede war elegant und gediegen zugleich, ſein Gedächtniß reich ausgeſtattet. Bei rein gelehrten Erörterungen wurde er aber nicht ſelten trocken und zu ſyſtematiſch. Um ſo farben- und formenreicher geſtalteten ſich ſeine Darſtellungen über die Kunſt. Noch ſehe ich ſein ſchönes blaues

Auge leuchten, wenn er von den großen Vorzügen der alten Griechen ſprach, von ihrer Vaterlandsliebe, ihrer Tapferkeit, ihrem geiſtvollen Verſtande erzählte und dazu die lebendigen Commentare vorführte. Dann ward ihm Wort und Weſen wie durchgeiſtigt, und wir begriffen, daß Byron dieſem Volke und ſeinem Streben nach Freiheit ſeine beſten Kräfte und Mußeſtunden widmen konnte. Stackelberg adorirte Byron und citirte ihn oft. Wenn er auch der chriſtlichen Kunſt volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ſo ſtellte er doch das griechiſche Schönheitsideal viel höher und wollte es durchaus nicht gelten laſſen, daß die Selbſtverläugnung und der opferfreudige Schmerz chriſtlicher Heilslehre gottgefälliger ſei, als die Heiterkeit olympiſcher Spiele u. ſ. w. In der Kunſt- und Künſtlergeſchichte war er ausnehmend bewandert und wußte beſonders ſchön den Stil eines Künſtlers, ſeine eigenthümliche Art und Weiſe, den Charakter ſeiner Produktion aufzufaſſen und zum Verſtändniß zu bringen. In der Akademie von San Luca hörte ich ihn einen Vortrag über die Malerei des Mittelalters halten. Meine Gedanken verweilen jedoch am liebſten bei ſeinen Erörterungen über die Antike und die großen Bildner des 15. und 16. Jahrhunderts. Die vielen Künſtler und Dilettanten, welche ihn damals mit mir umſtanden, würden mir beipflichten, wenn ich hier verſicherte, daß kein Anderer es ſo verſtand, wie Stackelberg, einen Perugino oder Leonardo da Vinci, auch einen Dante und Virgil zu erklären. Wenn er in Worten zeichnete, dann feierte der Meiſter mit ſeiner Schule, ſeinen Werken und ſeiner Zeit für den Zuhörer eine Art Auferſtehung. Von Stackelberg habe ich manches Geſchriebene und Gedruckte geleſen; ihn ganz verſtanden, mit ihm empfunden habe ich nur, wenn er ſprach. Er war kein eigentlich ſchöpferiſches Genie, aber unerreichbar in der Reproduktion des Aufgefaßten. In Rom verkehrte ich viel mit Stackelbergs liebenswürdigem Freundeskreiſe, wo immer gute Muſik getrieben wurde. Auch traf ich im café greco

außer den deutſchen Künſtlern unſere von Wien ausgewanderten Landsleute Pezold, Hippius und Ignatius, auf die Freund Stackelberg beſonders anregend wirkte. Dort wurden gemeinſchaftliche Excurſionen verabredet, entweder in die Campagna, nach Albano oder in das Sabinergebirge u. ſ. w., und wahrhaft römiſche Nächte in den Villen, Kaiſerpaläſten und Oſterien verplaudert."

Der als kunſtſinniger Fürſt allgemein bekannte Kronprinz Ludwig von Bayern war im Anfange des Jahres 1818 zu längerem Aufenthalte nach Rom gekommen. Erwartungsvoll knüpften ſich an ſein Erſcheinen alle Hoffnungen der römiſchen Künſtgenoſſenſchaft. Man wußte, daß der Prinz weitgreifende Pläne für die Zukunft im Sinne hatte und in Rom die Kräfte kennen lernen wollte, deren er zur Ausführung ſeiner künſtleriſchen Ideen bedurfte. Mit ſteigendem Intereſſe folgte er den Arbeiten in der Caſa Bartholdy, ſah den Beginn der Fresken in der Villa Maſſimi, fügte ſich anſpruchslos in die Geſelligkeit der Künſtlerkreiſe, verkehrte in zwangloſer Fröhlichkeit mit den jungen Malern und Bildhauern und kleidete ſich mit ſeinem Gefolge auch in altdeutſche Tracht. Der geiſtreiche und talentvolle Cornelius hatte bald des Prinzen beſondere Gunſt gewonnen und ward von ihm überredet, nach München überzuſiedeln, um dort eine Schule zu gründen, die in der Wiederbelebung deutſcher Kunſt eine neue Epoche hervorrufen ſollte.

Vor der Abreiſe des Kronprinzen veranſtalteten die deutſchen Künſtler ihm zu Ehren noch ein großes Feſt, von dem uns Stackelberg folgende Beſchreibung giebt. Man wählte in der Villa des Banquier Schultheiß, vor der Porta del Popolo, einen großen Saal zum Schauplatz des am 29. April ſtattfindenden Feſtes. Der ganze Raum war an den Wänden hin ſymmetriſch mit Feſtons von Lorbeergewinden verziert, in denen ſich Blumen und Früchte ſchön gruppirten. Über dem Eingange brannte ein Transparentbild, das den heiligen Lucas

als Beſchützer der Künſte darſtellte. Darunter ſtand ein Vers, in welchem der Prinz eingeladen wurde, einzutreten und die Werke zu ſchauen, welche er jetzt durch deſſen Jünger fördern wolle. Als der hohe Herr anlangte, ward er mit Kanonenſchüſſen, Trompetenfanfaren und einem Männerchor begrüßt, zu dem Feſtner den Text, Maler Ignatius die Compoſition gemacht hatte. Darauf öffneten ſich die Thüren, und man ſah den Saal durch eine transparente Wand in zwei Hälften getheilt. Die gemalte Architektur verband ſich ſchicklich mit der Architektur des Raumes und zeigte drei große Bögen. In dem mittelſten Bogen ſtand eine Eiche mit weit ragenden Äſten, „in denen die Vögel des Himmels niſten“. Es war eine Anſpielung auf das kürzlich vom Kronprinzen zu Ehren der Künſtler verfaßte Gedicht. Im Schatten des Baumes ſaß auf einem Throne die lorbeerbekränzte Poeſie. In ihrem Arme ruhte die Leier, die ſchützenden Flügel hatte ſie über ihre Töchter gebreitet, die vier Künſte, welche berufen ſind das menſchliche Leben durch ſchöne und erhabene Darſtellungen zu verherrlichen. Rechts reichten Architektur und Plaſtik einander die Hand, links ſchaute die Muſik voll ſeliger Wonne zur Poeſie hinauf und die Malerei ſuchte in Geſtalt und Farbe ihr Bild wiederzugeben. In der Ferne erblickte man eine Landſchaft mit griechiſchen Tempeln, römiſchen Bauten und gothiſchem Dome. Dieſes Bild war von Cornelius. In dem linken Seitenbogen ſchaute man die Großen der Erde, welche ſich als Kunſtfreunde und Beſchützer der Kunſt einen unſterblichen Namen erworben. In feierlichem Zuge bewegten ſie ſich von der Höhe herab zum offenen Tempel der Poeſie hin. Von Perikles an bis auf den Papſt Julius II. fehlte unter ihnen keiner der Bedeutenden. Auch dieſes Bild war von Cornelius componirt, aber von Overbeck gemalt. Rechts der Zug vereinter Maler und Dichter, von Homer und David an bis auf Raphael und die anderen, war von Veit erfunden und gemalt. Um niemanden zu nahe zu treten, hatte er in der Ferne ein

Schiff mit ſchwellenden Segeln angebracht, auf dem noch viele Künſtler Platz fanden, wenn man ſie auch nicht alle erkannte. Unter dieſen drei Gemälden liefen die Skulptur nachahmenden Friese hin, in denen Cornelius, Overbeck und Veit die allegoriſchen Malereien ausgeführt hatten. Sie waren mit viel Witz und Geiſt erdacht und geißelten hauptſächlich die frühere Kunſtrichtung, aus der ſich die damalige Zeit kräftig herausarbeitete. In dem Mittelſtück dieſer Friese trugen altdeutſch gekleidete Männer auf ihren Schultern die mit Heiligenbildern bemalte Arche der wahren Kunſt. Ihnen voran wurden Poſaunen geblaſen, durch deren mächtigen Schall die Mauern der Stadt Jericho (la bonne ville de Jericho überſchrieben) gar erbärmlich zuſammenſtürzten. Mit den Trümmern der Stadt fielen auch eine Menge Künſtler und ſchlechte Erzeugniſſe der Literatur, um auf ewig in Vergeſſenheit begraben zu werden. In einem der Seitenfriese war Simſon abgebildet, wie er die Philiſter mit dem Eſelskinnbacken erſchlägt. Darunter die Jahreszahl 1818. Auf der anderen Seite Herkules, den Stall des Augias reinigend. An den übrigen Wänden des Saales ſtanden transparente Abbildungen derjenigen Geſetzgeber, welche Einfluß auf die Kunſt hatten, wie Moſes, Solon u. ſ. w., lauter Anſpielungen auf den Hauptberuf des Prinzen, der nach Bayern zurückkehrte, um mit König und Ständen eine freiere Verfaſſung zu berathen.

Plötzlich entſtandene, doch raſch überwundene Feuersgefahr trieb für eine Weile die ganze Geſellſchaft mit Angſt und Schrecken auseinander. Eine der Lampen hatte die öligen Blätter der Lorbeergewinde entzündet. In helle Flammen waren ſie aufgelodert. Mit all' der Feſtesherrlichkeit drohte das ganze Haus aufzubrennen. Indeß die Einen ſich mit Tüchern und Hüten zu helfen ſuchten, eilten die Anderen hinaus, brachten Leitern und riſſen die Gewinde herab. Glücklicherweiſe war man bald Herr des Elementes, und dieſes Intermezzo erhöhte nur die Heiterkeit des Feſtes. Bei Tanz und

Schmaus, Becherklang und Geſang blieb man bis zwei Uhr nach Mitternacht beiſammen. Dann nahm Kronprinz Ludwig, ſichtlich bewegt, mit huldvollen Dankesworten Abſchied von uns, reichte jedem die Hand, rief: „auf Wiederſehen in Deutſchland", und von Vivats und Böllerſchüſſen begleitet, ſetzte er ſich in den Wagen. Drei Stunden ſpäter verließ er Rom und reiſte nach München zurück.

Was Ludwig von Bayern in ſeinem Gedichte prophetiſch vorausgeſagt, ſollte einſt herrlich in Erfüllung gehen. Viele der damals in Rom verſammelten Künſtler wurden zu größerem Wirken in das Vaterland berufen. Cornelius gründete in München eine neue Schule, Veit ging als Profeſſor an das Städelſche Kunſtinſtitut nach Frankfurt a. M. Schnorr ward mit der Ausführung der Nibelungen im bayriſchen Reſidenzſchloſſe beauftragt und ſpäter Director der Dresdener Bildergallerie, Schadow Director der Düſſeldorfer Kunſtakademie.

Und mit ſeinen lebensfriſchen Äſten
Wölbt der Baum ſich über Deutſchland ganz,
Und von Nord nach Süd, von Oſt nach Weſten
Wird die Heimath überſtrahlt von Glanz.

(Ludwig v. Bayern.)

Jetzt nahten ſchon die heißen Tage, und wer es irgend vermochte, flüchtete aus Roms ſchwüler Luft hinaus in die Berge der Umgegend. Freiherr von Reden war bereits mit ſeiner Familie nach Tivoli gezogen, Linkh hatte ſich in der Villa d'Eſte, wo Arioſt den Roland geſchrieben, häuslich niedergelaſſen. Nach dem wohlgelungenen Feſte eilten auch Stackelberg und Feſtner zu den vereinten Freunden hin. Die ländliche Kleinſtadt gab zu vielen heiteren Auftritten Anlaß. Schon bei Freiherr von Redens Ankunft war die ganze Stadt in Bewegung gerathen und der Magiſtrat mit dem Gonfaloniere an der Spitze ihm entgegen gezogen. Jetzt bot das Feſt der heiligen Sympharoſa, der Stadtbeſchirmerin, den Tivoleſen neue Gelegenheit zu Ovationen und Feſtlichkeiten mancherlei Art. Reden und ſeine Gäſte wurden dabei gleich fürſtlichen

Hoheiten geehrt. Kaum zeigte man ſich auf der Straße, ſo ſprang der Herr Gonfaloniere vor die Hausthür. Er war ſchon ſeit Sonnenaufgang in brillanter Uniform, machte ein tiefes Kompliment, nannte das Haus, wo an dem Tage das Feſt ſtattfinden würde, zeigte die Straße, durch die man fahren ſollte, bat die Stunde nicht zu vergeſſen u. dgl. m. Es ſollte ein Conzert im Stadthauſe gegeben werden, aber das Fortepiano fehlte. Es wurde von den miniſteriellen Gäſten geliehen. Der Gonfaloniere ſelbſt trug es, andere hohe Ortsperſonen halfen dabei. Endlich war alles bereit, die Geladenen nahmen Platz, das Conzert begann. Es ward gut und angenehm geſungen. Doch kaum war das erſte Lied beendet, da drängte ſich ein Poet aus der Menge hervor und rief in den Saal hinein: er habe zu Ehren dieſer hocherfreulichen Gelegenheit ein Gedicht gemacht und wolle es nun vortragen. Der Gonfaloniere iſt entrüſtet über die Störung des Programmes. Geſchrei und Tumult entſteht, die liebliche Harmonie der Muſik verklingt in heftigen Drohworten. Jetzt machte der Gonfaloniere den Conzertſaal zum Gerichtsſaal, um vor den fremden Gäſten ſeine Macht und Größe in das rechte Licht zu ſtellen. Gendarmen wurden hineingerufen. Die Herren, welche ſich mit dem Poeten balgten, wurden getrennt und der arme Dichter aus dem kerzenhellen Saal in die finſterſte Höhle eines Gefängniſſes geworfen. Gleich darauf begann wiederum die ſanfte Muſik und verwiſchte nach und nach den peinlichen Eindruck des Zwiſchenfalles. Wir gingen höchſt vergnügt auseinander, obgleich die Fackeln verlöſcht waren, welche die Hoheiten geleiten ſollten, und wir durſtig und müde im Dunkeln umhertappen mußten. Ein Feuerwerk ſollte das Feſt beſchließen. Allein unſer Gonfaloniere gerieth mit dem Barbier in Streit, der das Recht beanſpruchte, es vor ſeinem Hauſe abbrennen zu laſſen. Ihm zum Trotz befahl nun der Allgewaltige, zwar unter Zank und Lärm, aber im ſtolzen Bewußtſein ſeiner Macht, daß die Raketen in einer anderen Gegend der Stadt

aufsteigen sollten. Dort genoß nun schließlich, ohne die gefeierten Gäste, der Magistrat allein das Vergnügen am vortrefflichen Feuergetriebe und den zahlreichen Kanonenschüssen. Die ehrwürdigen Herren suchten dafür ihren Beifall so laut als möglich kund zu thun.

Ungetrübtere und schönere Freuden wurden uns im Anblick des an Naturschönheiten so reichen Tivoli. Hoch über dem Teverone, dem Anio vergangener Zeit, steht auf einem Vorsprung des Felsens die Ruine des Sibyllentempels. Von ihrem Rundbau aus erfreut man sich entzückender Aussicht auf die gewaltigen Wasserströme, welche von jähem Felsrand in belaubte Schluchten hinabstürzen und mit tosender Gewalt in tausend versprühenden Tropfen wieder zu den dunklen Felswänden, zu den grünen Büschen emporsteigen. Häufiger Regen hatte in diesem Jahre eine Fülle von Blumen hervorgebracht und die Abhänge der Felsen mit bunten Farben geschmückt. Wenn man zu den Schaumwellen der Cascatellen hinabstieg, sah man vor sich die thurmgekrönten Höhen der Stadt und zwischen den wunderlichsten Felsbildungen die niederstürzenden Wasser des großen Falles. Die schöne Vegetation, die vielen zerstreuten Trümmer der Tempel und Villen konnten wohl einen Horaz zu den Worten begeistern:

Nie entzückte die duldende Sparta,
Nie die gesegneten Fluren Larissas also das Herz mir,
Wie der Albunea murmelnde Wohnung,
Anios Sturz, der tiburnische Hain, und die Gärten des Obstes
Reichlich getränkt von geschlängelten Bächlein.

In der Grotte der Sirene, die durch den Sturz des Anio einzig in ihrer Art ist, sahen wir einen Theil des großen Falles unter uns vorüber brausen. Beim Schein der Frühsonne bildeten sich doppelte Regenbogen in dem rauschenden Gewässer. Niemand von uns achtete des Sprühregens, der die Bewunderer völlig durchnäßte, achtete nicht des majestätischen Gewitters, das mit großen wandernden Wolkenschatten die Ebene überzog, in der Rom weit verbreitet liegt. Während

die Natur ſich in den gewaltigen Lauten ihrer Sprache hören ließ, die Luft ſich in roſigem Feuer belebte, ſchauten wir in das Bild voll Leben und Tod, voll Alter und Jugend. Manchen Tag ward ſchon in früher Morgenſtunde zur Villa Hadriana gewandert, um dort im Schatten der Pinien, Lorbeern und Cypreſſen, unter den Ruinen von Tempeln, Naumachien und antiken Nachahmungen der Bauwerke Athens, ein ſelbſtbereitetes Frühſtück zu genießen. Auf den Höhen über dem ſogenannten Tempethal und unter den vielen ſchönen Erinnerungen, die den kunſtfreundlichen Kaiſer Hadrian veranlaßt hatten, hier ein kleines Paradies zu ſchaffen, verlebten wir die ſchönſten Stunden unſeres Beiſammenſeins.

Dort entſtand in Stackelbergs Phantaſie der erſte Gedanke zu einem Gedicht, das neben ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten ihn viele Jahre hindurch beſchäftigt hat. Es war „die Albunea", von der wir ſpäter ausführlicher berichten werden.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Reiſe nach Neapel.

(1818.)

Reiſen iſt Leben, darum will ich reiſen weil ich leben will, hatte Stackelberg gar oft in ſeinen Jünglingsjahren geſagt, und dieſe Freude am Wandern nahm er mit hinüber in ſein Mannesalter. Im Herbſt 1817 machte er mit Linkh einen Ausflug nach Florenz und Lucca, der ſich zwei Monate lang ausdehnte und hauptſächlich dem Wiederſehen mit der Familie Dillon galt. Im Sommer 1818 ging er wieder auf Reiſen und dieſes Mal nach Neapel, in Geſellſchaft von Linkh und dem Bildhauer Rauch. Wir folgen ihnen nach den Aufzeichnungen in Stackelbergs Tagebuch. Da heißt es: Den 26. Mai früh um 3 Uhr weckte man uns zur Reiſe nach Neapel. Noch ſchien kein anderes Licht, als das Licht der Sterne. Als wir an das Thor des Lateran kamen, dämmerte der Morgen. Er war hell und freundlich, wie beim erſten Grüßen des Frühlings. Ein ſchönes Reiſeaugurium! In Albano verließen wir den Wagen und gingen durch Ariccias Schattengänge zu Fuß voraus nach Genzano. Mittags ward in Velletri geruht, dann durch die pontiniſchen Sümpfe weiter

gereiſt. Sie bieten dem Auge viel mehr, als man denken ſollte. Die reich bewachſene, von gelben Blumen überdeckte, von Hirten und weidenden Heerden belebte Fläche, wird von einem grandioſen Gebirge überragt, deſſen tiefes Dunkelblau im Wolkenſchatten herrliche Reflexe über die beleuchteten Laubwälder wirft. Äcker und Wieſen ſah man in der Ferne, auch Kanäle mit hellem Gewäſſer, hin und wieder verlaſſene, halbzerſtörte Wohnungen und das iſolirt ſtehende Vorgebirge der Circe. Alles farbig und maleriſch. Piquets von Soldaten hüteten den Weg. Von Terracina bis Gaeta begegnete man ihnen auf jeder halben Miglie. Das berüchtigte Räubernest Sondi, eine Lumpenſtadt im eigentlichſten Sinne des Wortes, liegt ſehr poetiſch zwiſchen Orangen-, Granaten und Olivengärten. Mit ſeinen ſchmutzigen und verfallenen Häuſern bildet es einen lebhaften Contraſt zu dem Reichthum der Vegetation. Die Mauern der Stadt ſind antik und aus polygonen Steinen erbaut, auch einiges Pflaſter antik. Von nun an iſt die Straße zu beiden Seiten immer dicht mit wildem Myrthengebüſch bewachſen. Itri, das armſelige, verrufene Örtchen, war glücklich überſtanden, wir rollten nach Gaeta hinab, dieſer Perle in Italiens landſchaftlicher Krone. Im Albergo di Cicerone genoß man die ſchönſte Ausſicht auf die Stadt, den Veſuv und das Meer, an deſſen Ufer noch große Mauermaſſen von der Villa des Cicero emporragten. Lind und balſamiſch umgab uns die Luft unter dem Gewölbe duftender Zweige. Unzählige Sternchen hoben ſich bei der Nacht vom Boden empor und ſchwärmten mit flüchtigem Blinken zu den Orangenbäumen hin. Es waren Johanniskäfer, die zu dieſer Zeit alle Gebüſche umſchweben. Auf einer Fähre ſetzten wir über den Carigliano und kamen in eine unangenehm gradlinig bepflanzte Gegend. Sobald man ſich aber Neapel nähert, iſt ringsumher die ganze Natur wie von Freude und Heiterkeit angeſtrahlt. Rebengehänge ſchlingen ſich in üppig gedrängter Fülle von Ulme zu Ulme, von einem Feigenbaume zum anderen und verbinden

feſtlich die Bäume, deren Blüthenduft die Luft durchdringt. Unter den Traubengehängen ſaßen arbeitende Landleute. Obgleich halbnackt vor Armuth, ſchienen ſie uns die glücklichſten unter allen Sterblichen.

Mit Sonnenuntergang war Neapel noch zu rechter Zeit erreicht, um der Feſtvorſtellung beizuwohnen, die an dem Namenstage Ferdinand I. in St. Carlo gegeben wurde. In der vollen Beleuchtung machte dieſes große Theater einen ſehr ſchönen Effect. Nur präſentirten ſich die beiden königlichen Brüder, der König von Neapel und der König von Spanien, gar zu philiſterhaft inmitten der ſie umgebenden Pracht. Um ſo wirkungsvoller war das Ballet im Luxus der Decorationen. Man gab die Danaiden. Veſtris, ſowie auch Duport und Taglioni mit ihren Frauen, entfalteten viel Anmuth und Sicherheit. Den Palazzo Girella hatten wir uns zum Aufenthalt in Neapel erwählt. In Rom überſchaute ich Stadt und Land, hier blickte ich auf das weite Meer und das Menſchengewühl zu meinen Füßen. In der einen Hälfte des Hauſes wohnen wir wie auf einem großen Schiffe. Da ſieht man nichts als Waſſer und Ferne, hört die Wellen unermüdlich nach dem Ufer ſtreben und immer wieder zurückweichen. Links iſt das Bild durch den Veſuv begrenzt, deſſen Opferrauch zum Himmel ſteigt. Portici liegt zu ſeinen Füßen. Sorrent gegenüber, ſchließt Capri die Lücke des offenen Meeres. Rechts das Caſtel del Ovo, deſſen Schattenmaſſe, aus dem Fenſter geſehen, mich an die Akropolis von Athen erinnerte. Die andere Hälfte unſerer Wohnung läßt den Platz von Santa Lucia überſehen, der mit langen Budenreihen beſetzt iſt, in welchen frutti di mare verkauft werden. Pizzo Falcone, ſo heißt ein Theil der Stadt, erhebt ſich auf Felſen über dem Platz. Zwiſchen den Häuſern ragt eine Palme hervor.

Sonntag Abend herrſcht das regſte Leben auf St. Lucia und deſſen Umgebung. Wenn der Wind ſich gelegt und das Meer in Ruhe gewiegt hat, dann ziehen Schwimmer und

Badende hinaus, um ſich hier im Waſſer durch ihre Kunſtſtücke hervorzuthun. In Gruppen oder eine Kette bildend machen ſie Sprünge aller Art, wie der Muthwille und das weiche Element es ihnen eingeben. In bunten Nachen fahren Sänger und Spieler zwiſchen den Schwimmern umher. Sang und Klang übertönt das Gebrauſe der fahrenden, lärmenden, ſchreienden und ſchön geputzten Menge, die vom Ufer aus den nackten Schwimmern, dieſer ſpartaniſchen Jugend, zuſchaut. Das Treiben in der lauen Luft und dem lauen Waſſer iſt ein lebendiges Bild der größten Sorgloſigkeit und Glückſeligkeit. Die Nacht bricht ein. Unbeſchreibliche Gluthen ruhen auf dem Gebirge. Duftige Schleier breiten ſich allmählich zwiſchen Meer und Himmel und verſchmelzen ſie zu weichen Farbentönen. Feſtgebannt durch die Stille des Meeres, gruppiren ſich jetzt im Golf die zahlreich verſammelten Schiffe. Ihre ſchlaff herabhängenden Segel werden drapirt und ſchweben im Widerſpiel des Waſſers. Man ſieht die Boote nicht mehr, aber man hört ihr ſanftes Gleiten, hört den leiſen Ruderſchlag und den Geſang der Bootsleute. Am Fuße des Veſuvs ſteigen Raketen auf, als wollten ſie die unheimlichen Mächte wecken, welche im Krater toſend arbeiten und jeden Augenblick Dörfer und Städte verheerend überfluthen können.

Den 5. Juni fuhr ich mit Rauch nach Portici und Pompeji. Bei Portici ließen wir uns gegen den Veſuv zu in die Gegend von St. Georgio führen, wo der Bronzeguß von Canovas koloſſalem Pferde unternommen wurde. Warum er nur dieſen Ort dazu wählte? Als ob er des Vulkans bedurfte, um ſein Werk zu Stande zu bringen! Für den Guß war ein großes feuerfeſtes Gebäude hergerichtet und ein tiefer Schacht in die Erde gegraben, damit die Bronze in die Form hinabfalle. Über dieſem Saal hatte man noch andere Zimmer und Häuſer aufgeführt, wo die nöthigen Stein- und Erdarten gemiſcht und gemahlen wurden. Zwei Jahre wird bereits an den Vorbereitungen gearbeitet. Man hofft in einigen Monaten

den Guß zu beginnen. Wir fanden den Ofen schon vollendet, in welchem die 50,000 Pfund Bronze (römischen Gewichts) sollten geschmolzen werden. Das Feuer wird außerhalb angelegt und durch einen Luftzug um die Metallmasse geleitet, damit sie in Fluß gerathe. Tief unter der Erde befand sich schon das aus vielen Stücken zusammengesetzte Wachsmodell des Pferdes. Da die eine Hälfte noch offen stand, konnte man ganz deutlich das aus Draht und Eisen ineinander gefügte Gerippe sehen. Es war wie das Innere eines Schiffes construirt und durch ungeheuere Eisenbalken gehalten. Die Leute arbeiteten darin bei Lampenschein, wie in einem Bergwerke. Für sich selbst hatte Rhigetta im großen Werksaal ein kleines Häuschen aufbauen lassen, von dem aus er die Arbeit übersah. Ursprünglich war diese Reiterstatue für Napoleon bestimmt der strauchelte jedoch und stürzte, bevor er das eherne Pferd besteigen konnte. Wer aber sollte sich jetzt statt des Weltenberers hinaufschwingen? Der thatenloseste aller Könige, Carl III., der Vater Ferdinands I. Er macht einen gefährlichen Ritt in die vergleichende und scharf beurtheilende Nachwelt!

Hinab und hinan ging es zwischen den Bergen nach La Cava. Dort fanden wir gastliche Aufnahme bei dem liebenswürdigen Abt des in einsamer Bergschlucht gelegenen Benedictinerklosters St. Trinità della Cava. Sowohl das Archiv als auch die Bibliothek waren überaus reich an Manuskripten aus dem zwölften Jahrhundert, viele mit Ornamenten und Miniaturen verziert. Auch sehr interessante und wichtige Urkunden aus der alten Zeit sahen wir, so z. B. die Kapitularien der Könige von Frankreich bis auf Lothar, höchst merkwürdig durch die Kostüme der Könige. Dann eine longobardische Gesetzsammlung, die Schenkungsurkunde des Ortes von Guimaro III., Fürst von Salerno, und noch vieles Andere. Wir wurden überall auf unseren Wegen von Soldaten eskortirt, doch schien es uns, daß sie nicht eigentlich um der Briganten willen da waren, sondern vorzugsweise wohl um dem Unwesen

der Sbirri di campagna zu ſteuern, die das Rauben und Räuberſuchen zu gleicher Zeit betreiben. Abends war das maleriſch am Berge liegende Städtchen Eboli erreicht. Dort fanden wir römiſche Bekannte. Fürſt Lichtenſtein, Graf Plater und Baron Eckartſtein kamen aus Sicilien und wollten auch nach Päſtum reiſen. So zogen wir denn in zahlreicher Geſellſchaft zu dem jetzt ſo verrufenen Ort. Öde und verlaſſen iſt die herrliche Stätte klaſſiſcher Kunſt. Ungeſund die ganze Gegend. Nur ärmliche Hütten, weidende Büffelheerden und rieſige Akanthusblätter umgeben die drei doriſchen Tempel, dieſe Wunder griechiſcher Arbeit. Der Triton am Thor iſt ganz ruinirt, vom Delphin nur wenig übrig. Vor acht Jahren war alles noch in voller Schönheit zu ſehen. Auch die Roſen blühten hier nicht mehr. Murat hat alle Pflanzen ausheben laſſen, um ſie nach Neapel zu verſetzen. Wenn auch der Blick des Kunſtliebenden gern länger auf den unvergleichlich ſchönen Trümmern weilen möchte, die Malaria treibt ihn zurück nach Neapels ſonnigen Gefilden. Am dritten Tage ſaßen wir wieder auf der Loggia des Palazzo Girella.

Jetzt ſollten auch die Katakomben von St. Gennaro dei Poveri beſucht werden. Aus der Kirche führten Stufen hinab in eine Vorhalle, welche Andrea da Salerno mit ſchönen Fresken geſchmückt hat, die Wunder des heiligen Januarius darſtellend. Von hier aus beginnt der Gang in die Nekropolis altchriſtlicher Kirche. Zwei Führer wandelten mit Fackeln vor uns her und erleuchteten die finſteren, ſich nach verſchiedenen Richtungen hin und her kreuzenden Straßen. Zu beiden Seiten des hohen, geräumig breiten und rein ausgemeißelten Ganges ſah man Gräberreihen. An manchen Stellen lagen große Haufen Gebeine, zum Theil noch mit verdorrter Haut umſchloſſen. Die Einrichtung der Grabkammern glich denen der antiken. In mehreren Grabniſchen waren ſehr intereſſante altchriſtliche Deckenmalereien, die in der Behandlung an Pompejaniſche Freskenornamentik erinnerten. Das Zeichen der betenden

Stellung ist überall durch die beiden emporgehobenen Arme ausgedrückt, wie es noch oft bei den Katholiken, namentlich den Landbewohnern beobachtet werden kann. Ähnliche Stellungen sieht man auch bei den Türken. Dem Ausgange zu waren viele Wege verschüttet. Man sagte uns, sie führten nach Portici, Puzzouli und Capo di Monte. Carl III. hat sie eingehen lassen, weil sich Räuber in ihnen zu verbergen pflegten. Zu einer ähnlichen Gräberstadt stiegen wir die Treppen hinauf, und man zeigte uns eine in den Fels gehauene, von zwei Säulen unterstützte Halle, die ehemals als Kirche diente. Zwei kleine Öffnungen an der Decke ließen das Tageslicht eindringen. Der heilige Severus soll durch diese Mauerspalte seine christliche Predigt gehalten haben. So bildete sich hier über den Gebeinen der Verstorbenen und im Dunkel des Grabes die Religion der ersten Christen.

Im Interesse meines Werkes über griechische Gräber und Vasen reisten wir den 10. Juli nach Nola, einer der ältesten Städte Kampaniens. Dort hatten kürzlich sehr ergiebige Ausgrabungen die schönsten bemalten Vasen zu Tage gefördert. Hervorragend in Form, Farbe, Firniß und Zeichnung, lieferten sie dem Forscher die reichsten Belege für alle wesentlichen Entwickelungsstufen der Vasenmalerei. Von Chalcis in Euböa und von Athen her wanderten die Kolonisten zuerst nach Ischia und verbreiteten sich dann weiter über den Kontinent. So kamen auch Athener nach Nola und mit ihnen die Nachahmung der Vasen aus Griechenland nach Italien. „Wie Insekten Wunder der Natur sind", sagt Winckelmann, „so müssen die Vasen als Wunder der Kunst betrachtet werden". Es verringert nicht ihren Werth, wenn die Schriftsteller wenig von gemalten Vasen sprechen. Es waren Gefäße des täglichen Gebrauches; wer redet von ihnen? Die Zeit aber, in welcher die Kunst wirklich blüht und in das Leben dringt, giebt auch den unbedeutendsten Dingen das Gepräge und die Bildung des herrschenden Geschmackes. In solcher Zeit muß jedes Gefäß

des täglichen Gebrauches künſtleriſch geformt ſein, weil die Kunſt durch ihre Maler, Dichter und Bildhauer das ganze Volk in ſeinen Werken belebt. Selbſt was dem Auge entzogen wurde, der Finſterniß und Vergeſſenheit geweiht war, hatte noch hohen Kunſtwerth und verdient jetzt unſere Bewunderung. Nur ſchaue man nicht auf die Arbeit der Künſtler in Thon, wie auf Statuen, und betrachte nicht die einzelnen Stellungen. Das gäbe eine falſche Idee und wäre nicht im Sinne einer richtigen Auffaſſung dieſer Gemälde. Schon Hamilton ſagt: „Vaſengemälde muß man wie eine Sammlung Handzeichnungen betrachten", und ich bin ganz ſeiner Anſicht.

Aus jenen Tagen der Reiſe nach Nola brachte Stackelberg den Keim ſchwerer Krankheit mit nach Neapel zurück. Länger als einen Monat ſah er ſich an Bett und Stuhl gebannt. Als die Kräfte wiederkehrten, verordnete ihm der Arzt eine Brunnenkur in Caſtellamare. Ich begann ſie bereits in Neapel, ſchreibt er, und erhielt ſchon vor Tagesanbruch die in der Nacht hierher verſandte Acqua Medica. Früh Morgens wanderte ich nun durch die ſiebenfachen Akazienalleen und die im engliſchen Geſchmack angelegten Pfadwindungen der Villa Reale, dieſem ſchönſten Spaziergange Neapels. Mit den erſten röthenden Sonnenſtrahlen ſtand ich vor der Originalſtatue des Farneſiſchen Stieres. Licht und Schatten zauberten täuſchendes Leben über die marmigen Geſtalten. Hochgenuß war es, hier ganz im Sinne des Künſtlers dieſes Meiſterſtück im Freien zu ſchauen, von blühenden Akazien und ſpringenden Waſſern umgeben, den tiefblauen Himmel als Hintergrund. Faſt unverantwortlicher Luxus iſt es aber, ein ſo vollendetes Kunſtwerk im öffentlichen Garten aufzuſtellen. Der König von Spanien hat bei ſeinem letzten Beſuche dem Bruder Ferdinand die vernünftige Vorſtellung gemacht, den berühmten Farneſiſchen Stier doch nicht mehr den Einflüſſen der Witterung Preis zu geben. Die Sicilianiſche Majeſtät hat ihm auch ver-

ſprochen, die Gruppe im Muſeum aufzuſtellen. Spätere Generationen werden nicht mehr in dem Genuſſe des unvergeßlichen Eindruckes ſchwelgen können, den ich jeden Morgen empfand, wenn ich hier vom Gange ausruhte.

Mein urſprünglicher Plan war, den Sommer über in eines der Klöſter von Albano zu ziehen. Dort wollte ich die Erklärung zum phigaliſchen Frieſe und den athenienſiſchen Vaſen ſchreiben. Dieſen Wunſch nach Stille und Einſamkeit hat mir das Schickſal auf eine andere Art erfüllt zuerſt durch die langwierige Krankheit, jetzt durch die in Caſtellamare fortgeſetzte Brunnenkur. Wenn es mir an Geſelligkeit fehlt, finde ich in dieſem modiſchen Sommeraufenthalt der Neapolitaner und reichen Fremden viele Bekannte unter ihnen. Noch bin ich hier allein mit meinem treuen Giuſeppe und verlange nichts weiter.

Kühl und erquickend iſt es auf der luftigen Höhe meiner ländlichen Wohnung am Fuße des Gebirges. Alles, was ſich zu einem wahrhaft idylliſchen Aufenthalt nur wünſchen läßt, bietet mir die Natur im reichſten Maße. Vor mir das ewig lebendige Meer und der rauchende Veſuv, in der Ferne Neapel, Iſchia, Procida, die Bucht von Bajae. Zur Rechten meiner Wohnung bewachſene Berge, dunkle Schluchten, Häuſer und Villen; links die Aſchenhügel von Pompeji und die erſtarrten Lavaſtröme, welche man in all' den Windungen verfolgen kann, wie ſie bei den verſchiedenen Jahren ihrer Ausbrüche ſich über die Ortſchaften am Fuße des Vulkans hin verbreiteten. Am nächſten liegen mir die Anhöhen von Stabiae. Zu meinen Füßen ſchaue ich in der Tiefe auf das Leben in Caſtellamare, auf den Hafen mit ſeiner ſegelnden und ruhenden Geſchäftigkeit. Von den Bergen tönt in der Stille der Nacht das einſchläfernde Wiegenlied der zirpenden Heimchen, und vom Meere her die Großheit und Macht der lang verhallenden Brandung. „Wie gern ſchaue ich im weiten Meere das Bild der Unendlichkeit. In dieſem Leben denkt man nur mit Furcht und Grauen

an das Jenſeits und ebenſo wird man in der Ewigkeit auf das Erdenleben herabſchauen. Glücklich zu preiſen iſt, wer es überſtanden hat. Und wer möchte wohl einſt in dieſe Welt zurückkehren? Während der Tage meines hieſigen Aufenthaltes ſoll kein Buch in meine Hand kommen. Keine andere Weisheit will ich hier ſuchen, als nur die, welche unmittelbar aus der Natur ſelbſt geſchöpft werden kann. In dieſer heiligen Stille lichtet ſich jedes Dunkel. Es ſind Stunden, in denen die Seele, getrennt von der Welt, im eigenen Geiſtesſchaffen lebt und mit dem Frieden, der ſie umgiebt, auch den Begriff des Göttlichen ahnet und empfindet".

Nach Beendigung ſeiner Brunnenkur ging Stackelberg mit einigen Freunden über Sorrent und Capri nach Neapel zurück. Dort hatte er ſchon vor der Krankheit mehrere ſchöne Gemälde angekauft: eine Transfiguration von Andrea da Salerno, eine Madonna auf der Flucht von Botticelli, und noch ein Paar Gemälde von dem alten tüchtigen Meiſter il Zingaro. Um des vielen Gepäckes willen konnte er jetzt den Corriere nicht mehr benutzen und mußte ſich zur Heimreiſe einem Vetturino anvertrauen. Auf den unſicheren Wegen ein gewagtes Unternehmen. Doch ſein guter Stern führte ihn und den däniſchen Dr. Eſtrup glücklich durch alle Räuberſchluchten und Gefahren. Im blühenden Frühling hatte Stackelberg Rom verlaſſen, tiefer Herbſt war es, als er wiederkehrte. Jetzt gerieth er mitten hinein in die tolle Luſt der Feſte, welche im Oktober die Gemüther der römiſchen Bevölkerung völlig verwirren. Jede Villa, jeder Garten, jeder offene Thorweg, jeder Zugang der Stadt war voll freudeſtrahlender Menſchen, die das geſellige Leben und Treiben als einzige Pflicht des gegenwärtigen Augenblickes anſahen. Man aß im Freien unter ſchattigen Weinlauben, an denen die Blätter noch nicht gebleicht waren, ſammelte die letzten Trauben, trieb ſich Nachts in der überaus milden Luft mit Fackeln und grünen Rohrſtäben ſingend und ſchreiend umher. Dieſe heiteren Tage des italie-

nischen Spätfrühlings sind ein Rest der alten Saturnalien, in welchen bacchischer Taumel die Menschen ergreift und die Macht des alten Heidengottes fortdauern läßt. Mit vollen Zügen genießt man das flüchtige Glück, bis am 1. November mit dem Tage Allerheiligen die Todtenfeste beginnen, und einförmige Glockenklänge an die Verluste mahnen, welche keinem unter all' den fröhlichen Leuten fern geblieben sind. In eben so großen Schaaren wandern sie jetzt hinaus zu den Begräbnißstätten und verweilen dort halbe Tage lang, aus Andacht, Neugier und Eitelkeit.

Bröndsted und Maler Lund waren in Stackelbergs Abwesenheit nach Rom gekommen, auch der Maler Vogel von Vogelstein dort eingetroffen. Da letzterer auf Trinità de' Monti ein Haus bezog, welches Stackelbergs Wohnung unmittelbar gegenüber lag, so hatte sich bald ein freundschaftlich reger Verkehr zwischen den beiden Männern angeknüpft. Vogel zeichnete in dieser Zeit auch Stackelbergs Bild für seine Sammlung berühmter Zeitgenossen, die sich gegenwärtig im Dresdener Kupferstichkabinet befindet.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Hallers Tod und der Tod der Mutter.

Während Stackelberg in Rom immer neue Beziehungen anknüpfte, hatte ſich ihm in der Ferne ein feſtes Band jahrelanger Treue durch den Tod gelöſt.

Viele Monate waren verſtrichen, ohne Nachricht von Haller zu bringen. Endlich kam ein Brief aus Griechenland. Voll Sehnſucht nach dem ſchmerzlich entbehrten Freunde, antwortete ihm Stackelberg ſogleich: „Theuerer Freund! Dir danke ich mein Leben, das ich als Geſchenk aus Deiner Hand empfing. Meine Seele lebt in den Erinnerungen an die Bilder, welche unſer Beiſammenſein ihr ſo tief eingeprägt. Warum kehrſt Du nicht wieder? Warum gönnſt Du uns nicht jene ſeelenvollen Augenblicke, welche die wahre Freundſchaft bietet und das Leben ſo raſch entführt. Wie ſelten iſt überhaupt ſolche Freundſchaft, und hier ſoll ſie nun ungetheilt altern. In allen Briefen plagte ich Dich mit der Aufforderung zur Rückkehr aus unſerem theueren Lande. Auch heute führt mich der Wunſch für Dein eigenes Wohl mit der nämlichen Bitte zu Dir. Gönne der Welt die Früchte Deiner Reiſe. Wie mir Cockerell neulich ſchrieb, publicirt jetzt jedermann in England. Die Welt wird

angefüllt mit unvollkommenen Beobachtungen. Wie ſonſt Italien, ſo iſt Griechenland ſeit unſerer Reiſe ein Lieblingsziel der Touriſten geworden. Mr. Sorbin reiſt mit einem Künſtler und ſoll den Plan haben, ein Prachtwerk herauszugeben, wie das von Napoleon über Ägypten. Durch die Concurrenz anderer, wenn auch geringerer Künſtler wird die Publikation immer riskanter. Wie ſchön wäre es, wenn Du endlich Deinen Ruhm genießen würdeſt, ſtatt immerfort zu ſammeln. Sähe ich Dich doch ſchon mit der Erbauung eines Tempels oder eines öffentlichen Nationalgebäudes beſchäftigt. Vor allem aber beunruhigt mich Dein körperlicher Zuſtand. Du ſchreibſt von immerwährendem Fieber und warſt doch ſonſt ſo eiſenfeſt gegen alle klimatiſchen Einflüſſe. Biſt Du es nicht auch Deiner Geſundheit ſchuldig, daß Du in ein Land zurückkehrſt, wo ſie Dir nicht ſo gefährdet wird? Kehre wieder! Kehre wieder! Das iſt der ewige Refrain meines alten Liedes, von dem ich Dir nun abermals eine Abſchrift ſchicke.

Die Luſt zum Reiſen verläßt uns nicht ſo leicht, und die Pläne erweitern ſich mit der Zeit. Du ließeſt in Deinem Briefe ein Wort fallen über Ägypten und Syrien, und dieſes Wort traf uns gerade zu einer Zeit, wo wir beide mit Linkh von gleichen Gedanken eingenommen waren. Lidmann iſt hier, der mit Richter glücklich zu den zweiten Katarakten des Nil bis Dongola vordringen konnte. Er wohnt in unſerem Hauſe. Zu Mittag ſehen wir ihn täglich bei uns am Tiſche unter der Weinlaube. Ich bin ganz hingeriſſen von ſeinen Beſchreibungen. Er hat unſere Phantaſie hoch geſpannt und mit Wunderbildern angefüllt. Es muß doch für das ganze Leben einen ungeheueren Eindruck hinterlaſſen, wenn man Ägypten, dieſes Land der wirklichen Wunder, geſchaut hat und an den Quellen des Nils geweſen iſt, mit deſſen Fluthen die menſchliche Kultur in alle Welt hinausſtrömte. Es kam auch ein Augenblick, der dem verhängnißvollen Momente glich, welcher über die Reiſe nach Griechenland entſchied. Doch mich feſſeln die begonnenen

Werke und hindern die Ausführung ſchöner Pläne. Für den Augenblick muß ich mit dem Bilde fürlieb nehmen, das durch Lidmanns Mittheilung in meiner Phantaſie entſtanden iſt.

Jetzt ſtecke ich mitten drin in der Arbeit an dem Werke über athenienſiſche Vaſen und Bildwerke. Mir ſcheint, daß der Stich ganz vorzüglich gelingt. Ruſchweg hat ihn übernommen. Dieſen Winter werde ich mich fleißig mit Durchleſung aller der Bücher beſchäftigen, die mir über Vaſen eine Überſicht, Berichtigung und Aufklärung verſchaffen können. Den Zeichnungen werde ich eine Relation der Gräber und Grabungen hinzufügen. Mit Abſicht und gutem Grunde nenne ich ſie nur «Andeutungen», denn gelehrteren Männern mag es überlaſſen bleiben, den Gegenſtand zu erſchöpfen.

Ein zweites Werk iſt auch ſchon in Arbeit und betrifft den Fries von Phigalia. Ich muß damit eilen, weil die Originale bereits in London ſind und dort leicht können gezeichnet werden. Den Stich und Abdruck der Kupfer beaufſichtige ich ſelbſt und habe deßhalb eine Privatdruckerei in meinem Hauſe eingerichtet. Zwei Kupferſtecher ſind bei mir beſchäftigt, Probeabdrücke des Frieſes bereits eingeliefert. Durch dieſes Werk bin ich in große Auslagen gerathen und habe dazu alles wieder angewandt, was der Kaiſer mir in Gnaden vergütet hat, nämlich die volle Summe des Löſegeldes. Wie herrlich wäre es geweſen, Du hätteſt Deine intereſſanten Aufzeichnungen meinem Werke hinzugefügt und beſſer über den Tempel berichtet, als ich es vermag. Du warſt ja auch damit einverſtanden; doch die Entfernung zerſtört jeden Plan. Deßhalb hat ſich auch Cockerell von dem urſprünglichen Unternehmen zurückgezogen. Er muß in London bleiben, hält eine gemeinſame Bearbeitung für unmöglich und giebt jetzt ein ſelbſtändiges architektoniſches Werk heraus. So bleibt denn auch mir kein anderer Ausweg, und die groß geplante Arbeit wird ſich nur auf den Fries und einige landſchaftliche Anſichten beſchränken. Riepenhauſens wünſchen die Koſtüme und

Sittengemälde zu radiren. Sie werden unter dem Titel: «Trachten und Gebräuche der Neugriechen» ein abgeſondertes kleines Werk bilden. Was die Anſichten von Griechenland betrifft, ſo gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, unſer Kaiſer werde dazu beitragen, daß ich die Zeichnungen bekannt mache, bevor andere Reiſende mir zuvorkommen. Ich laſſe eine Anſicht von Gmelin ſtechen, um ſie als Probeblatt nach Petersburg zu ſchicken. Es iſt mir eine liebe Pflicht, Dir alle meine Verhältniſſe deutlich vor Augen zu ſtellen, daher noch ein paar Worte über meine hieſige Einrichtung. Ich bewohne das Haus von Day, meine Zimmer ſind unter Linkhs Räumen. Wir ſpeiſen zuſammen, ſind immer zuſammen. Keſtner und die beiden Riepenhauſen kommen oft an unſeren Tiſch, und wir ſind ſehr vergnügt mit einander. Grüße den braven Agob herzlich von mir. Grüße alle, die ich kannte, mein Freund — bis in die entfernteſten Gaſſen des geliebten Athen. Mit unveränderlicher Liebe Dein Otto."

Dieſer Brief fand Haller nicht mehr am Leben. Er war am 5. November 1817 in Ambelakia, am Fuß des Oſſa, geſtorben. Viele Monate ſpäter erhielt Stackelberg ein Schreiben aus Athen von ſeinem ehemaligen Diener Demetrio, der ihm Hallers Tod mittheilte. Von der türkiſchen Regierung nach Theſſalien berufen, ſollte er dort im Tempethale einen Brückenbau leiten. Es war die nämliche Brücke, welche der hochangeſchwollene Peneios wenige Tage vorher durchbrochen hatte, bevor Stackelberg und Bröndſted das ſchöne Thal beſuchten. In der Vorahnung des Todes hatte Haller auf dem Wege dahin bei Thermopylae folgende Grabſchrift in ſein Tagebuch geſchrieben: „Wanderer, wenn Du nach Deutſchland kömmſt, ſage, daß ich hier liege, weil ich nach Vervollkommnung rang!" Nach kurzem Krankenlager wurde er in Ambelakia ein Opfer des levantiniſchen Fiebers. Mitten im Berufe, ohne Freunde, ohne Pflege ſchloß er ſein thatenreiches Leben. Kaum hatte

Gropius die Todesnachricht erhalten, so eilte er mit vielen englischen Lords nach Thessalien, um die Leiche des Freundes nach Athen überzuführen. Unter großer Theilnahme des Volkes und aller, die ihn hoch geachtet, ward er dort zur Erde bestattet. „Mit ihm schied aus dieser Welt ein deutscher Mann, wie er sich wohl eher im Plutarch und Tacitus, als in der Wirklichkeit des jetzigen Lebens findet." (Bröndsted.)

Bei der Treue und Innigkeit von Stackelbergs Liebe zu dem Verstorbenen, würde dieser erschütternde Verlust wohl für lange Zeit ihm allen Lebensmuth geraubt haben, wenn Kestners feste Freundschaft gefehlt hätte. „Gewiß ist es das Höchste, was das Schicksal mir gewähren konnte", schrieb er damals an seine Mutter, „indem es mir Haller raubte, gab es mir den Kestner zum Ersatz." Seit dem Tode des Freundes hatte sich aber eine tief melancholische Stimmung seiner bemächtigt. Dazu kam noch, daß der Glaube an Träume, Ahnungen und andere mystische Erscheinungen von Jugend auf einen eigenthümlichen Zug seines Wesens bildeten. Er meinte, in unerklärlicher psychischer Verbindung mit den entfernten Freunden und Verwandten zu stehen. Vor jedem ernsten Familienereignisse hatte er ahnungsvolle Zeichen, die ihn auf die kommende Nachricht gleichsam vorbereiten sollten. Fast jeder Brief bietet Belege dafür. Nun fand er im Sommer 1820 eines Morgens das im goldenen Ringe eingeschlossene Haar seiner Mutter in Staub zerfallen. Geheime Ahnungen weissagten ihm auch ihren Tod. Seine aufgeregte Einbildungskraft schuf jetzt lauter trübe Bilder. Halb wissend, halb zweifelnd, lebte er unter Träumen und Vorbedeutungen ruhelos weiter. Nur Kestnern wagte er seine Sorgen mitzutheilen.

In solcher Gemüthsstimmung ward ihm die zwingende Nothwendigkeit einer literarischen Arbeit mehr und mehr zur drückenden Last. Diese Art Thätigkeit vermochte seine Seele nicht von den quälenden Gedanken zu befreien. Die Reise nach Griechenland hatte störend eingegriffen in die mit schönem

Erfolge begonnene Künſtlerlaufbahn. Durch eine, ſcheinbar dem Ziele zuführende Entſcheidung wurde Stackelberg damals von ſeinem eigentlichen Berufe abgelenkt. Jetzt mußte jedes ſelbſtändig gedachte künſtleriſche Schaffen zurückgedrängt werden, denn die überaus ſchönen Zeichnungen verlangten einen erläuternden Text, dem er ſich nicht gewachſen fühlte. Zu jener Zeit war das Quellenſtudium noch ein ſehr dürftiges, zumal mit den geringen Hülfsmitteln römiſchen Büchervorraths, wo man wegen der großen Entfernung mit Deutſchland nicht gleichen Schritt halten konnte. Sobald es galt, ſich in die Arbeit zu vertiefen, da fehlte es Stackelberg trotz ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe doch an der gründlichen Gelehrſamkeit, die ſich das nothwendige Material zum größten Theil ſchon angeeignet hat und nicht im gegebenen Momente noch mühſam zuſammen ſuchen muß. Er war ein Mann der Phantaſie und des Gemüthes, war ein Meiſter im Zeichnen. Kein Stich kann die ſchöne Perſpective, die duftige Ferne, die kühn und kräftig entworfenen Landſchaften wiedergeben, die uns in ſeinen Handzeichnungen mit Bewunderung erfüllen. Klar und ſcharfblickend auf dem ſinnlichen Gebiete der Natur und Kunſt, vermißte man bei Stackelberg die gleiche Schärfe und Klarheit im Reiche des Gedankens. Weil er es einſah, daß ſein Stift ſich leichter anmuthigen Geſtalten fügte, als dem erklärenden Worte, darum fand er keine wahre Befriedigung in der gelehrten Beſchäftigung. Er ſchreibt in jener Zeit an ſeine Mutter, im Juni 1820: „Traurig ſehe ich der Zukunft entgegen und überzeuge mich, daß von allem, was ich thun und leiſten möchte, nicht der geringſte Theil ausgeführt werden kann. Mein ganzes Trachten iſt jetzt auf die Bewältigung meiner Arbeiten gerichtet. Ich verſäume alles, was an die Freuden des Lebens bindet, um mich nur von dieſer Laſt zu befreien. Zwar reut mich nicht die Zeit, welche daran verwendet iſt, denn ich verdanke dieſem Studium Aufklärung über manche Gegenſtände des Alterthums, deren Weſen mir

bisher verborgen blieb. Aber für die Ausübung meiner Kunst waren es verlorene Tage. Mit der Malerei habe ich mich gar nicht beschäftigen können, und jede Idee, die sich schon seit einem Jahre aus meinem Kopfe frei machen wollte, ist von mir zurückgewiesen worden, um nur den einen Zweck zu verfolgen: die literarische Arbeit. Mit Sehnsucht sehe ich der Beendigung dieser Werke entgegen, weil es mir in den Fingerspitzen brennt, etwas Eigenes zu bilden und zu schaffen. So bin ich denn von Hindernissen aller Art bedrängt, durch die Ausgaben beunruhigt, von Sorgen gequält und mit mir selbst unzufrieden. Urtheilen Sie nun, liebe Mutter, ob ich wohl ein Recht habe, es zu bedauern, daß ich die schriftstellerische Unternehmung begann, und ob ich nicht die Ruhmbegier bereuen soll, die mich dazu verleitete."

Als die Schwester Charlotte sich mit dem Freiherrn Joseph v. Korff verlobte, schreibt Otto Magnus ihr am 23. September 1820 voll Besorgniß: „O laßt nur die Mutter nicht allein! Ein neues, ungewohntes Leben ist nichts für sie, der es zum Genuß wird, alles nach alter Art zu leiten und zu lenken. Jetzt hat sie keines mehr von den zehn Kindern, die ihr am Leben blieben. Jedes hat sich schon ein eigenes Haus gegründet. Ich bin der Einzige, welchen sein Loos noch unabhängig erhalten hat von einem anderen Menschen, aber auch ich bin nicht unabhängig, obgleich nichts Lebendes mich fesselt. Ich weiß ja, daß kein äußerer Eindruck mich in der Heimath bereichern wird. Wie könnte ich wohl in Rußland glücklich sein, bevor in mir selbst ein Schatz gesammelt ist, von dem sich den langen Winter über zehren läßt, gleich wie unsere Ökonomen sich von Korn, Branntwein, Bier und Wurzeln nähren. Mit südlichen Gaben ward ich im Norden geboren. Zwischen Herz und Geist ist dadurch ein Streit in mir entstanden, den ich vermitteln muß, so gut es geht. «Les arts et les sciences sont une mer à boire», so klingt die alte Litanei. Aus diesem Meere habe ich getrunken, und bevor der Durst

bis zu einem gewissen Grade gestillt ist, kann das Wasser der Ostsee mir nicht munden."

Den 2. December 1820 an die Mutter: „Ich weiß kaum, wie ich mich aus dem Labyrinth meiner Nachforschungen frei machen soll. Meine Beschäftigungen erfordern viel Nachdenken, Durchlesung vieler Bücher und besonders ruhige, behagliche Stimmung, ohne die mir nichts gelingen will. Zerstreuungen, durch mancherlei sich kreuzende Gedanken stören mich fast ohne alle äußere Veranlassung. Doch es wäre zu weitläufig, wollte ich Ihnen meinen Geisteszustand schildern, der nach den Einwirkungen des Gemüthes steigt und fällt, wie die Woge des Meeres. Allgemein erwartet man jetzt das Erscheinen meiner Werke. Die Probekupfer des Phigalischen Werkes habe ich nach England geschickt und bin in Erwartung von Freund Cockerells Negociation mit den Buchhändlern. Die innigste Umarmung der lieben, guten Mutter von dem Entfernten, dessen Gedanken immer bei ihr sind."

Auch dieser warme Liebesgruß hatte seine Bestimmung nicht mehr erreicht. Stackelbergs Mutter war schon am 1./13. November 1820 sanft und selig in Reval gestorben. Als sie ihr herannahendes Ende fühlte, wünschte sie, daß der Freiherr v. Korff, ohne vorhergehende Proklamation, vor ihrem Krankenstuhle mit der Tochter Charlotte getraut werde. Darauf empfing die ehrwürdige Greisin in Gemeinschaft mit den um sie her knieenden Kindern und Schwiegerkindern das heilige Abendmahl, bot die letzten Kräfte auf, um jedem von ihnen ein liebevolles Wort zu sagen, gedachte noch mit besonderem Segenswunsche ihres in der Ferne weilenden Lieblings Otto Magnus, und als am 1. November die Sonne aufging, war sie ohne Todeskampf still entschlafen. Wo in Kegel, halb verhüllt von den tiefherabhängenden Zweigen schöner Bäume, ein Tempel sich in den edelsten Verhältnissen altgriechischer Kunst erhebt, dort ward die Freifrau v. Stackelberg in dieser vor kurzem vollendeten Familiengruft zur Ruhe bestattet.

Mehr als zwei Monate waren ſeitdem verſtrichen, als die Trauerkunde erſt den 8. Januar 1821 in Rom anlangte. Mit dem Tode der Mutter hatte Stackelberg der härteſte Schlag getroffen. Der Schmerz um ihren Verluſt begleitete ihn durch ſein ganzes Leben. „Wer zweifelt noch daran", ſchreibt er der Schweſter Charlotte, „daß wir durch den Sinn der Ahnung mit den Entfernten und Abgeſchiedenen in Verbindung bleiben. Warum bin ich dem ſehnſuchtsvollen Rufe nach Wiederſehen nicht gefolgt, als ihr Haar in Staub zerfiel? Damals wäre eine Reiſe in die Heimath noch ausführbar geweſen. Mit der Mutter iſt mir auch des Lebens beſter Glanz geſchwunden. Von dem Augenblicke an, wo ich das elterliche Haus verließ, war es der heiligſte Wunſch meines Herzens, daß ſie an mir Freude haben ſollte. Jetzt fehlt im Kreiſe meiner Beſtimmung die eigentliche Triebfeder zur Wirkſamkeit. Mich quält es, daß ich Arbeiten unternommen, die mich ſo lange von ihr entfernt hielten. Glücklich zu preiſen, wer in ihrer Nähe war. Er braucht das Schickſal nicht anzuklagen und hat kein unbefriedigtes Sehnen. Das Gebetbuch, welches ſie mir beim Abſchiede gab, iſt mir troſtreich, und täglich leſe ich darin. Zum theueren Keſtner flüchtete ich, um ihm meinen Schmerz mitzutheilen. Mehrere Tage opferte er mir ſeine ganze Zeit. Sein edler Charakter, ſeine Ruhe, Sanftmuth und Verſtändigkeit, ſeine Geiſtesgaben machen ihn zu einem ſeltenen Freunde. Nur von ihm begleitet, feierte ich den Geburtstag der verewigten Mutter, den 27. Februar (13. März), in der Villa Pamphili, ganz ihrem Andenken geweiht. Es war ein herrlicher Frühlingstag. Die Anemonenwieſe ſtand voll farbig ſchöner Blumen, die Luft war erfüllt vom Dufte der Veilchen und Mandelblüthen. Es kam mir vor, als hätten alle dieſe Erſcheinungen für mich eine Sprache erhalten, die aus der unſichtbaren Welt dieſer Erde, die alles aufnimmt, was auf ihr gewandelt hat, ſich in die ſichtbare Welt hervordrängte."

An eine Reiſe in die Heimath dachte Stackelberg jetzt

nicht mehr. Er antwortet ausweichend auf den Vorſchlag ſeiner Schweſter, die ihn überredete, zurückzukehren und ſich in der Nähe ihres Beſitzes in Ingermannland anzukaufen: „Es würde mir ſchwer fallen, Ehſtland zu verlaſſen und, wie Du es wünſcheſt, mich ganz an Ruſſen zu gewöhnen. Eine Art ritterlicher Geſinnung bindet mich an die deutſche Kolonie und auch an das Geburtsland ſelbſt, das doch in jedermann eine unübertragbare Vorliebe zurückläßt. Auch hoffe ich, einmal auf meine Landsleute zu wirken und manches Talent, das wegen der Beſchränktheit dort herrſchender Begriffe zu keiner Entwickelung gelangen kann, durch mein Beiſpiel auf den rechten Weg zu lenken. Wie wenig ich auch trotz meines redlichſten Bemühens hervorbringe, mein Leben wird als ein Verſuch doch nicht ganz wirkungslos bleiben. Ich muß es als die Beſtimmung meiner ganzen Exiſtenz anſehen. Begabtere Menſchen werden folgen und in dem ſtarren Norden ſchöpferiſche Funken wecken. Dir kann ich es vertrauen, daß der Gedanke, vielleicht auf immer Abſchied zu nehmen vom Süden und den hieſigen Freunden, mir ſo unendlich ſchwer wird, faſt ſo ſchwer, wie von den Geliebten im Vaterlande getrennt zu leben. Was aus mir bei Euch werden ſoll, weiß ich nicht. Was ich bei Euch treiben ſoll, ſehe ich nicht klar ein: ſo viel ſteht feſt, daß ich von Kunſt und Wiſſenſchaft, als der Nahrung meiner Seele, nicht ablaſſen kann. Was ſoll aber ein Gärtner unter Ackersleuten? Wie werden ſie ihn empfangen, wenn er mit ſeinen Roſen auf ihre Kartoffelfelder kömmt? Wird für mich bei Euch ein Bleiben ſein?“

Nächſt Keſtners aufopfernder Liebe half auch der tägliche Umgang mit den Freunden Reden nnd Baudiſſin über die ſchwerſte Zeit des Kummers hinweg. Stackelberg war nicht dazu geſchaffen, um ein von der Welt abgeſchloſſenes Leben zu führen. „Ich mag gern das Glück der einen wie der anderen Art“, ſchreibt er, „und wie ich das Heiligthum der

Einſamkeit erkenne, ehre, ſuche und erſprießlich finde für die Bildung und Geiſtesthätigkeit, ſo verlangt mich auch nach einer gemüthlich unterhaltenden Häuslichkeit. Sie ſchützt vor Egoismus und iſt wohlthuend dem Herzen. Auch ich wünſche diejenige zu finden, die mich durch das Leben begleiten will, allein um Dir, meine Lotte, zu gefallen, müßte ich ſie wohl im Norden ſuchen, denn die italieniſchen Blüthen würden dort erfrieren. Bis jetzt hat ſich aber in Bezug auf mich noch keine Verbindung enger geſchloſſen." Mehr als ſonſt wurde nun Muſik gemacht, mit Graf Baudiſſin Sonaten auf zwei Flügeln geſpielt und bei dem öſterreichiſchen Geſandten, Graf Apponyi, Frühkonzerte veranſtaltet, wo ſich manchen Sonntag ganz hervorragende Talente vereinigten. In einem öffentlichen Konzerte ſpielte Stackelberg auch mit Graf Baudiſſin und deſſen Gemahlin eine Kompoſition von Seb. Bach auf drei Inſtrumenten und ein Konzert von Hummel mit Orcheſterbegleitung.

Im Frühling 1822 war Stackelberg aus Pouſſins Hauſe in das Haus von Salvator Roſa hinüber gezogen (Strada Gregoriana 32). Dort hatte er einerſeits die nämliche Ausſicht, wie früher, ſah aber auch noch die Villa Malta, die mit ihrem hohen Thurme einem Ritterſchloſſe glich, das ſich über Seengärten erhob. Um dieſe Zeit war Eduard Gerhard in wiſſenſchaftlichem Intereſſe zu längerem Aufenthalte nach Rom zurückgekehrt, und als Panofka (1823) zu gleichem Zwecke dort eintraf, bildete ſich bald ein kleiner ſehr anregender Kreis, in dem dieſe beiden Männer mit Stackelberg und Keſtner der Mittelpunkt waren. Zwei Winter hindurch bot ihnen Keſtners Behauſung in der Villa Malta den gaſtlichen Vereinigungspunkt. Die behaglichen, mit Kunſtſchätzen aller Art geſchmückten Räume, die vielſeitige, perſönliche Empfänglichkeit von Auguſt Keſtner belebten die Geſpräche über täglich ſich mehrende Gegenſtände der Kunſt. Man veranſtaltete abendliche Zuſammenkünfte, bei denen die alten Schriftſteller geleſen wurden, vorzugsweiſe der Pauſanias oder Hyginus. Auch antiquariſche

Vorträge wurden gehalten, die öfter eingehende Berathungen über Stackelbergs Text zum Apollotempel unterbrachen. Gemeinſchaftliche Spaziergänge, Streifereien in Roms klaſſiſche Umgebungen und Trümmerſtätten waren eben ſo fördernd, wie heiter. Zweimal wöchentlich traf man im Vatikan zuſammen. Als billige Ausbeute jedes Ausganges galt es, irgend ein wenig beachtetes Monument näher zu betrachten, den Sinn manches altbekannten ſchärfer zu faſſen, ein völlig unbekanntes aus dem Dunkel hervorzuheben. Da man Sammler, wie Thorwaldſen, Poniatowsky, Bartholdy u. A. nicht unbeſucht ließ, auch den Kunſthandel allmählich mit ſteigender Aufmerkſamkeit beobachtete, ſo blieb der Reiz archäologiſcher Geſpräche ſtets lebendig. Gleich anregend wirkten die Neuigkeiten alter Kunſt, welche Veſcovali und Capraneſi hauptſächlich für Keſtners Sammlungen zur Stelle brachten. Auch mancher Zuwachs vom Orient, Ägypten und dem mehr und mehr ſich erſchließenden Etrurien boten ergiebigen Stoff zu immer neuen Auseinanderſetzungen. Ebenſo die ſporadiſch nach Rom gelangten neuen und älteren Schriften, welche Stackelberg für ſeine Arbeiten benutzte. Botenſendungen mit einem neuen, Bildwerke oder Mythen betreffenden ἔργα gingen geraume Zeit hindurch belehrend oder zum Widerſpruche reizend, aus Salvator Roſas Hauſe in die benachbarten Wohnungen von Stackelbergs Freunden. Ein ſo häufiger Verkehr mit apolliniſchen Heiligthümern, Kunſtwerken und Sagen mochte es denn auch ſein, der dieſer kleinen archäologiſchen Genoſſenſchaft alsbald zur doppelſinnigen Benennung römiſcher Hyperboräer verhalf. „Stackelbergs Künſtlerhand erfand ihren Gliedern das ſinnige und kunſtgerechte Erkennungszeichen in einer zur Gruppe geſtalteten Vereinigung des hyperboräiſchen Greifes und der römiſchen Wölfin, das er denn auch mit der ihm eigenen bedeutſamen Zierlichkeit ausführte.“ (Gerhard.)

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Tod und Begräbniß des Papſtes Pius VII. und die Ceremonien der neuen Papſtwahl.

(1823.)

Der 6. Juli des Jahres 1823 brachte ganz Rom in fieberhafte Aufregung. Pius VII. war beim Herabnehmen eines Buches vom Stuhle geſtürzt und hatte ſich im Fall auf den glatten Marmorboden das Hüftgelenk gebrochen. Jetzt lag der 84jährige Greis hoffnungslos darnieder, und die geheimnißvollen Mächte der Intrigue und Leidenſchaften begannen ſich zu regen. Die Wahl eines neuen Papſtes eröffnete dem Ehrgeiz ein weites Feld von Hoffnung, Furcht und Sorge.

Zehn Tage ſpäter durchzog die Stadt ein abermaliger Schreckensruf. St. Paolo fuori le mura, die ſchöne Baſilika, ſtand in Flammen. Man erzählte ſich, der Brand ſei durch zwei Bleidecker entſtanden, die auf dem Dach der Kirche in Streit geriethen und in der Lebhaftigkeit ihrer ſtürmiſchen Geberden die glühende Kohlenpfanne herabgeworfen hatten. Die weite Entfernung von Rom und die damals noch ſehr mangelhaften Einrichtungen der Löſchapparate ließen lange auf die erſehnte Hülfe warten. Wie ſie nun allendlich erſchien,

war es ſchon zu ſpät und in den vom Feuer erfaßten weitläufigen Räumen jegliches Löſchen vergeblich. Ein heftiger Sirocco, der gerade an dieſem Tage über Rom hinſtrich, trug das brennende Sparrwerk von Cedernholz zündend weiter, und mit unheimlicher Gewalt griff der Brand um ſich. Fünf Stunden genügten, um den Bau, der anderthalb Jahrtauſende überdauert hatte, in einen gewaltigen Trümmerhaufen zu verwandeln. Die hohen Säulenreihen aus koſtbarem Marmor, welche das Mittelſchiff trugen, waren zum Theil geſprungen, in Kalkmaſſen verwandelt, niedergeſtürzt. Die Schätze mittelalterlicher Sculptur und Moſaik lagen offen da, der ſengenden Sonne und der Ungunſt des Wetters preisgegeben.

Tauſende von Menſchen ſtrömten aus den Thoren Roms hinaus zur Unglücksſtätte. Jammernd und wehklagend wandelten ſie unter den halbverkohlten Balken und ſammelten Splitter und Steinchen zur Erinnerung an das Unheil. Das Volk in ſeinem Aberglauben ſah in der Zerſtörung der Baſilika, dieſer Lieblingskirche des ehrwürdigen Papſtes, ein ſicheres Vorzeichen ſeines nahen Todes. Im anſtoßenden Benedictinerkloſter hatte er frühzeitig das Gelübde abgelegt und war allmählich von Stufe zu Stufe geſtiegen, bis hinauf zur höchſten geiſtlichen Würde. Dreiundzwanzig Jahre hindurch hatte Pius VII. unter den wechſelvollſten Ereigniſſen die dreifache Krone getragen. Jetzt nahte der Tag, an dem er aus ſeinem ſchickſalsreichen Leben ſollte abberufen werden. Noch kurz vor ſeinem Tode ſagte er zu den Ärzten: «Perchè fatte tante cose? Vorrei morire, sento bene, che Iddio mi vuole richiamare.» Nach ſchwerem Todeskampf ſtarb er ruhig und mit glaubensvoller Ergebung am 20. Auguſt 1823. Er war ein frommer Mann geweſen und das Wort mag ihm vom Herzen gekommen ſein, als er ſich die Anrede «santissimo padre» verbat, weil ja auch er in Demuth bekennen mußte, nur ein «povero peccatore», ein armer Sünder zu ſein.

Kaum hatte ſich die Kunde vom Tode des Papſtes im

Quirinal verbreitet, ſo erſchien auch ſchon in voller Amtstracht und mit zahlreichem Gefolge der Cardinal Camerlengo im Todtengemach. Langſam näherte er ſich der Leiche, feierlich rief er dreimal den Papſt bei ſeinem Namen, berührte die Stirne des Verſtorbenen dreimal mit einem kleinen ſilbernen Hammer, dann wandte er ſich zu dem verſammelten Klerus und verkündete ihnen den Tod des Papſtes Pius VII. Darauf wurde ein weißer Schleier über das Antlitz des Todten gebreitet und ſein Fiſcherring in zwei Theile zerbrochen. Schon hörte man vom Kapitol die dumpfen Klänge der Glocke, die nur beim Sterben eines Nachfolgers Petri angeſchlagen wird; die Glocken aller Kirchen Roms fielen mit ein und weithin verkündete auch der Donner der Geſchütze das hochwichtige Ereigniß.

An die auswärtigen Kardinäle, an die fremden Höfe ſandte man Boten und erwählte ein Collegium von Kardinälen, um während der Sedisvacanz die oberſte Gewalt auszuüben. Stadt und Land war in geſpannter Erwartung der kommenden Dinge. Nun erfolgte die Einbalſamirung und die Ausſtellung auf dem Paradebett. Beides fiel aber ſchlecht aus. Der Körper des Papſtes war ſtark mitgenommen und die Aufſtellung im Quirinal ſo einfach und ärmlich, daß ſelbſt das Volk darüber murrte. In ſpäter Abendſtunde des folgenden Tages ward der Verſtorbene in ein weißes Gewand gehüllt, den rothen Pilgerkragen um die Schultern, den runden rothen Pilgerhut auf dem Haupt, als weltlicher Monarch die Stufen des Quirinals hinabgetragen. Die Nobelgarde zu Pferde und geharniſchte Schweizer umgaben die Sänfte, in der Pius VII. ruhte. Der Nuntius des Papſtes eröffnete den Zug, auf weißem Maulthier reitend; ihm folgten der Todtengräber und in rothen Damaſt gekleidete Kammerdiener, die brennende Fackeln in den Händen trugen. Mit gedämpften Trommeln, ſchwarz verhüllten Kanonen und brennenden Lunten zogen die päpſtlichen Truppen in langen Reihen hinter der Sänfte einher. Für

einen Fürsten des Friedens gar kriegerisches Geleite. „Vorsichtsmaßregeln sind es", hörte man sagen. Schon manchesmal habe das Volk bei ähnlicher Gelegenheit stürmische Auftritte hervorgerufen. Darum fehlte auch das Sängerchor und die Geistlichkeit. Heute standen die Römer neugierig und theilnahmlos am Wege. Mit bitterem Unmuth hörte man nur scharfe lieblose Reden über den Verstorbenen. Vor nicht gar langer Zeit hatte sich das Volk bei seinem Nahen noch zur Erde geworfen und in tiefster Ehrfurcht um seinen Segen gefleht. Jetzt sollte eine neue Sonne aufgehen. Der Mann auf der Bahre hatte den Heiligenschein verloren, er war ein sterblicher Mensch, wie sie alle. Das undankbare Geschlecht gedachte nur noch seiner Schwächen und Fehler.

Fast geisterhaft bewegte sich der Trauerzug langsam feierlich durch die engen, spärlich beleuchteten Straßen. Schwere Wolken deckten den Himmel und verbargen den Mond mit seinem Licht. Die wenigen Fackeln warfen nur hin und wieder ungewisse Streiflichter auf die ehrwürdigen Gebäude der heiligen Stadt. Der Platz vor der Peterskirche war erreicht. Wie zum letzten Gruß brachen plötzlich die hellen Strahlen des Mondes aus dem Gewölk hervor. Von ihrem Glanz verklärt, leuchteten die Säulengänge und die rauschenden, hochaufsteigenden Wasser dem Auge entgegen. Aus dem Innern des Vatikans tönten die wehmüthigen Klänge eines Trauermarsches. Kaum hatte das Todtengeleit mit der Sänfte die Schwelle überschritten und sich zur Sixtinischen Kapelle gewandt, so schloß man die Thore und die Musik verhallte in der Ferne. Nun ward der Leichnam in das Pontificalgewand gehüllt, mit dem Cingulum und der goldenen Bischofsmütze angethan, mit weißen Gewändern und einem roth- und goldgestreiften Mantel bekleidet.

Von unzähligen Kerzen bestrahlt und unter den rührenden Weisen eines Chorgesanges wurde der Papst am Morgen des folgenden Tages in prachtvoll feierlichem Gefolge aller Kardi-

näle, Biſchöfe und Prieſter als geiſtlicher Monarch aus der Sixtiniſchen Kapelle in die Peterskirche hinabgetragen. Hier wurde die rothſammetne Bahre mit der Leiche auf einen mit Goldſtoff überdeckten, von brennenden Kerzen umgebenen Katafalk niedergeſtellt. Von Geſang begleitet, hielt man ein kurzes Gebet, dann hoben die acht Prieſter des St. Peter die Bahre wieder auf ihre Schultern und trugen ſie in Prozeſſion zur Kapelle del sacro sacramento. Hier ward die Leiche einſtweilen mit freiem Antlitz beigeſetzt und zwar ſo, daß ein Fuß durch das Gitter vorſtand, damit die andächtige Menge herantreten und zum letzten Mal den heiligen Pantoffel küſſen möge.

Am Abend des dritten Tages geleiteten die Kardinäle den Papſt in die Chorkapelle, um die Ceremonie der Abſolution an ihm zu vollziehen. Weil der Verſtorbene Diakon, Presbyter Erzbiſchof, Kardinal und Papſt geweſen, traten fünf Kardinäle, von Sängern gefolgt, an die Bahre heran. Ein jeder von ihnen verkündete dem Entſchlafenen die Vergebung der Sünden. Nach jeder Abſolution ertönte ein vollendet ſchöner, tief erſchütternder Chorgeſang, unter deſſen Klängen der Leichnam, mit einem weißen Schleier bedeckt, in den Sarg gebettet wurde. Hinaufgehoben in die Niſche über der Thür der Kapelle, bleibt er hier ſo lange ſtehen, bis das eigentliche Monument fertig iſt, oder der nächſte Papſt ſeine Stelle einnimmt.

Um den Sarkophag herum baute man ein proviſoriſches Ehrendenkmal von ſo koloſſaler Höhe, daß es bis an das oberſte Gewölbe der ungeheueren Kirche zu reichen ſchien. Aus verſchiedenen Abſätzen beſtehend, gipfelte der Bau in einer Nachbildung des Sibyllentempels von Tivoli. Unmittelbar darunter ſtand der Sarg von Statuen umgeben, welche die Kardinaltugenden vorſtellten, und zwiſchen denen auf gewaltigen Kandelabern brennende Kerzen ein mattes Licht verbreiteten. Weiter unten ſah man Gemälde, die ſich auf hervorragende Begebenheiten im Leben des Verſtorbenen bezogen,

und durch lateinische Inschriften erklärt wurden. Leider war aber das Schaugerüst eben so sorglos, wie geschmacklos ausgeführt. Eine Menge Aufseher mußten fortwährend im Innern des Denkmals beschäftigt sein, damit der babylonische Thurm nicht etwa Feuer finge oder zusammenbräche. Durch die Spalten und Öffnungen sah man die braunen Gesichter dieser Leute, wie sie neugierig auf die wogende Menschenmenge zu ihren Füßen herabblickten.

Die Feierlichkeiten zu Ehren des verstorbenen Papstes waren vorüber und vergessen. Mit spannender Bewegung folgte man jetzt den Vorkehrungen für die neue Papstwahl. Der Palast auf dem Monte Cavallo wurde zum Conclave eingerichtet, die Straße nach Porta Pia mit Brettern und Pfählen verrammelt, alle dem Palast gegenüber liegenden Fenster verhängt, die Kelleröffnungen vermauert und Maschinen angebracht, um das Essen hinauf zu winden. Im Innern des Quirinals wurden die Zimmer der Schweizergarde für die Kardinäle und ihr Gefolge vorbereitet. Ein jeder von ihnen erhielt drei Gemächer, in denen er ohne Verbindung mit den anderen geistlichen Würdenträgern wohnen sollte, nur von seinem Arzt, Diener und Barbier umgeben, die gleichfalls in Clausura waren.

Am 2. September begann der feierliche Aufzug der Kardinäle und Bischöfe zum Conclave. Überwältigend schön war der Anblick aus den Gemächern des Kardinals Consalvi im Palazzo della Consulta. Man denke sich im Hintergrunde die Cypressen der Colonnagärten, eine zahllose Menschenmenge auf dem Platze vor dem Quirinal und hoch über sie hinwegragend die Kolossalstatuen, noch gewaltiger in ihrer Größe im Vergleich mit den sie umgebenden Verhältnissen der Gegenwart. Sie warfen eine lange Schattenlinie auf das hin und her wogende Volk. Die Sonnenstrahlen brachen sich in den herabfallenden Tropfen des Springbrunnens und verherrlichten das wundervolle Bild, das in solchen Licht- und Farbentönen nur in Rom erlebt und geschaut werden kann.

Während ſich die Geiſtlichkeit dem Quirinal gegenüber in der kleinen Kirche zum Gebet verſammelte, trug man durch die Reihen der Spalier bildenden Truppen das zahlloſe Gepäck der Kardinäle, Kiſten, Betten, Gegenſtände aller Art, als gälte es einer lang andauernden Reiſe. Nachdem nun auch der Camerlengo mit der Schweizergarde eingezogen war, ſah man die Thüren der Kirche ſich weit öffnen und unter dem Geſange des veni creator spiritus ſtieg die Prozeſſion die Stufen hinan. Voran ging der Marſchall des Conclave (ſtets ein Fürſt Chigi), dann zwiſchen zwei Männern der Nobelgarde je ein Kardinal, vor ihm her ſeine Begleiter, dann die Biſchöfe in ſchwarzen Gewändern und zuletzt die große Schaar der Dienerſchaft. Knarrend ſchloß ſich das Thor, nachdem alle hindurchgezogen, und ſtatt des veni creator spiritus, mit dem die Kardinäle zur Treppe hinanſtiegen, ertönte jetzt alltäglich lärmende Militärmuſik, welche die wundervolle Wirkung des eben Erlebten auf ſehr mißtönende Weiſe ſtörte.

Das diplomatiſche Corps und die vornehme Geiſtlichkeit erſchienen noch in den erſten Stunden zum Beſuch im Quirinal. Sie hatten beſondere Wünſche und Abſichten im Hinblick auf die nächſten Vorgänge. Am Abend des nämlichen Tages mußten alle nicht zum Conclave gehörenden Perſonen den Palaſt verlaſſen. Bis auf einen einzigen wurden ſämmtliche Zugänge vermauert. Den anderen Tag hielten die Geſandten von Öſterreich und Frankreich ihre Auffahrt. Der Herzog von Lavalle Montmorency zog zuerſt durch den Corſo. Da es ſchon dunkelte, ging die zahlreiche Dienerſchaft mit Fackeln voran, in zwanzig Wagen folgte ihnen das Perſonal der Geſandtſchaft. In einem der zwei ſechsſpännigen Wagen, von Läufern und Jägern umgeben, ſaß der Herzog. Die mattgelben Livreen und Straußfedern der Pferdebüſche machten eine ſehr harmoniſche Wirkung. Dragoner ritten vor und hinter dem Zuge. Mit gleichem Gepränge kam auch der Graf Apponi, nur hatte er noch überdem einen dritten ſechs-

ſpännigen Wagen, in welchem an Schnüren das rothſammetne Kiſſen herabhing, auf dem das kaiſerliche Schreiben überreicht werden ſollte. Hinter einem verſchloſſenen Gitter im Saale des Conclave erwartete ſie der vornehmſte Kardinal zur Audienz. Mit einer Kniebeugung ſich nahend, übergaben die Geſandten ihre Beglaubigungsſchreiben und hielten lateiniſche Anreden. Von nun an betritt niemand mehr den Quirinal.

Die Schauſpielhäuſer ſind geſchloſſen, und täglich gehen unter dem Geſang „Komm heil'ger Geiſt" zahlreiche Prozeſſionen zum Palaſt, um den Erfolg der Wahl zu erfahren. Iſt ſie zu Stande gekommen, ſo kehren ſie mit einem Te Deum zurück, wenn nicht, ſo wird der Choral wiederholt. Andere Prozeſſionen bringen zu beſtimmten Stunden den Kardinälen das Eſſen. Es wird in eleganten, violett überzogenen, an langen violetten Stangen hängenden Tragkörben ihnen zugeführt. Jedem Korbe folgt ein Wagen, in dem in ſchwarzer Candidatenkleidung ein junger Mann ſitzt, der nach beendigtem Conclave in den Ritterſtand erhoben wird.

Öfter als ſonſt öffneten jetzt die Geſandten von Frankreich und Öſterreich ihre gaſtlichen Räume dem diplomatiſchen Corps und den vielen vornehmen Fremden. Hier hörte man alle die mannichfaltigen Begebenheiten dieſer erwartungsvollen Zeit und die treffend witzigen und meiſt ſehr ſarkaſtiſchen Bemerkungen, welche im Volke von Munde zu Munde gingen und von dem niederen Klerus zu zahlreichen Pasquinaden ausgebeutet wurden. So erzählte man ſich denn auch ein Paar kleine Anekdoten, die zu Witzeleien aller Art lebhaften Stoff gaben. Wie bekannt, kommen die Kardinäle zweimal täglich im Saale des Conclave zuſammen, um die Sammlung der Stimmen vorzunehmen. Iſt die Majorität nicht vollſtändig, ſo werden die Zettel in einem kleinen Ofen verbrannt, der eigens zu dieſem Zwecke aufgeſtellt iſt, und deſſen nach außen angebrachte Eſſenröhre in einem Fenſter der Kapelle mündet. Täglich verſammeln ſich hier nun tauſende von Menſchen, um das Reſultat,

einen dünnen Rauchfaden, zu beobachten. Da begab es ſich denn einmal, daß der damit beauftragte Kardinal vergeſſen hatte, die Ofenklappe zu öffnen. Drinnen im Saal verbreitete ſich dichter Nebel, draußen gerieth das Volk in große Aufregung. In der Meinung, der neue Papſt ſei gewählt, drängte ſich alle Welt mit erwartungsvoller Haſt zum Balkon des Palaſtes. Allein keine Thüre öffnete ſich, alles blieb ſtill wie zuvor, und die Aufklärung des Ereigniſſes trug dem Pasquino neue Nahrung zu. Eine andere heitere Begebenheit war die unvermuthete Erſcheinung einer Eule im Saale der Verſammlungen. Durch ein offen gebliebenes Fenſter hatte ſich dieſer Minervenvogel über Nacht dort eingeſchlichen und am anderen Tage die geiſtlichen Herren in größten Schrecken verſetzt. Statt des Symbols des heiligen Geiſtes, den ſie erwarteten, wurden ſie von einer regungslos daſitzenden Eule empfangen, die ſie mit ihren großen rollenden Augen ſtarr anblickte.

Endlich wurde der Kardinal della Genga mit der nöthigen Majorität erwählt. Er gab ſich den Namen Leo XII. Sogleich legte man ihm den päpſtlichen Ornat an, er ertheilte dem Kardinalkollegium den erſten Segen und empfing aus den Händen des Kardinal-Camerlengo den Fiſcherring, in welchen ſofort ſein Name eingravirt ward. Darauf huldigten ihm alle Anweſenden, und nachdem der neue Papſt den Eid des Gehorſams geleiſtet, eilte der erſte Kardinal auf die Loggia des Palaſtes und verkündete dem Volke den Namen des neuen geiſtlichen Oberhirten.

Noch am nämlichen Abend ward Leo XII. mit herkömmlicher Pracht und Ceremonie in die Peterskirche getragen. In den Straßen, durch die der Zug ſich bewegte, empfing ihn die ungeheuere Volksmenge mit Jubelgeſchrei und lautem Zuruf der Verehrung. Knieend ſtreckten die Römer ihre Arme zu ihm empor und flehten den heiligen Vater um ſeinen Segen an, ſo dringend, ſo kindlich gläubig, als wäre er ein Bote vom Himmel und brächte ihnen in der gehobenen Hand alle Schätze dieſer und der zukünftigen Welt.

Auf dem Hochaltar der Peterskirche niedergeſetzt, empfing der Papſt hier die ſogenannte „Adoration“ der Kardinäle, unter den Jubelklängen des Te Deum laudamus. Darauf wandte ſich der Kardinaldecan zu der Schaar der Gläubigen und rief mit weithin ſchallender Stimme: „Ich verkündige Euch große Freude. Wir haben einen neuen Papſt, höchſte Eminenz und Hochwürden, der ſich den Namen Leo XII. beigelegt hat!“ Begeiſterte Freudenrufe waren die Antwort, und der neuerwählte Nachfolger Petri ertheilte nun dem andächtig knieenden Volke zum erſtenmal ſeinen päpſtlichen Segen. Mehrere Nächte hindurch brannten Freudenfeuer auf allen öffentlichen Plätzen, und das ſchöne Rom ſtrahlte im Lichte unzähliger Lampen.

Am 3. Oktober ſtrömten die Menſchen abermals von nah und fern zum St. Peter. Jetzt galt es der Krönung oder Conſecration des Papſtes beizuwohnen. Das Gedränge war beiſpiellos und der ungeheuere Raum der Kirche durch die Volksmaſſe faſt ausgefüllt. Es war ein überaus maleriſcher Anblick, hier in dem gedämpften Lichte harmoniſcher Farbentöne, unter den rothdamaſtnen Tapeten Alexander VII., auf die ausdrucksvollen, von Leben und Leidenſchaft tief erregten Angeſichter der Römer zu ſchauen.

Unter einem Baldachin von Silberſtoff trug man den Papſt auf rothſammetnem Seſſel. Auch er war in Silberſtoff gehüllt und mit der Biſchofsmütze, dem Pilgerkragen und Untergewand von ſchwerem, rothgoldenem Stoff angethan. Hinter ihm ſah man die beiden großen Fächer von Straußfedern mit den Pfauenaugen, der Kirche Wachſamkeit ſinnbildlich darſtellend. Geharniſchte Schweizer und rothgekleidete Kardinäle eröffneten und ſchloſſen den Zug. Im Atrium oder Vorhaus der Kirche ſtand einer der für dieſe Gelegenheit errichteten fünf Throne. Hier empfing Leo XII. die Geiſtlichkeit vom St. Peter zum Pantoffelkuß. In den verſchiedenen Kapellen, wo die übrigen Throne aufgeſtellt waren, wurden

ihm allmählich die prachtvollen Gewänder angelegt, empfing er nochmals die Huldigung der Kardinäle und Geiſtlichen und las eine Meſſe in der Kapelle St. Gregorio, für die er nach alter Sitte zwei Paoli (ein Rbl. Banko) erhielt; dann ging die Prozeſſion weiter zum prächtig ausgeſtatteten Hauptaltar im Chor der Kirche. Vor dem Papſte her wurde auf einem verſilberten Stabe eine handvoll Werg getragen und drei Mal hintereinander angezündet. Dazu ſprach der Ceremonienmeiſter laut und feierlich die tief ergreifenden Worte: «Padre santo, sic transit gloria mundi», und drei Mal wiederholte der Chorgeſang die ernſte Mahnung, daß die irdiſche Herrlichkeit ebenſo vergänglich ſei, wie die ſchnell verlöſchende Flamme. Man ſah es dem Papſte an, wie tief durchdrungen er von dem Sinn der inhaltsſchweren Worte war, und hörte ihn ganz vernehmlich ſagen: «E pur troppo vero!» Von zwei Kardinälen wurden hierauf mit würdevoller Weihe die Elemente vom Altar genommen und dem Papſte dargebracht, der auf ſeinem Thronſeſſel ſitzend die heilige Communion empfing. In mächtigen Tönen, unnachahmlich ſchön und unvergeßlich, erklang nun das «tu es Petrus» durch die hohen Hallen der Kirche. Der Zug begab ſich jetzt hinaus auf die Loggia in der Mitte der Façade vom St. Peter, wo der fünfte Thron aufgeſtellt war, der die ganze Höhe und Breite der Thüre einnahm. Auf der Treppe, auf dem ungeheueren Platz vor der Kirche ſtanden die Menſchen, Kopf an Kopf gedrängt, und in den geſchloſſenen Reihen der päpſtlichen Truppen blitzten die Gewehre im vollen Sonnenſchein.

Um 7 Uhr Morgens hatten die Feſtlichkeiten begonnen, 2 Uhr Nachmittag war es, als Leo XII. unter dem Vortritt der Kardinäle und Biſchöfe die Stufen des Thrones hinanſtieg. Nachdem er das Glaubensbekenntniß geſprochen, die Aufrechthaltung der heiligen Rechte beſchworen, nahte ſich ihm der Älteſte der Kardinäle unter wiederholten Kniebeugungen. Zu beiden Seiten von vielen Kerzen umgeben, trug er in den

hocherhobenen Händen die dreifache Krone. Knieend überreichte er ſie dem Papſte. Im Angeſichte des ganzen Volkes und mit dem Blicke auf das, in weiter Ausdehnung vor ihm liegende Rom, ſetzte ſich Leo XII. die dreifache Krone auf das Haupt. Dann erhob er ſich von ſeinem Throne, und ein dumpfes Geräuſch ging in dieſem Augenblicke durch die zahlloſe Menge. Wie mit einem Schlage waren alle niedergekniet, und getragen von der reinen, klaren Luft, ſchallten die Worte des päpſtlichen Segens weithin über den Platz in jede gläubige Seele. — Der Zug verſchwand im Inneren der Kirche. Still und geräuſchlos entfernte ſich das Volk.

Nur wer in Rom geweſen, kann den wunderbar ergreifenden Eindruck dieſer Feſte verſtehen.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Reiſe nach Sicilien[1]).

(1824.)

Zur Ausarbeitung ſeines Werks über die Gräber der Hellenen mußte Stackelberg eine Reiſe nach Sicilien unternehmen Sie allein fehlte noch im Cyklus ſeiner Unterſuchungen klaſſiſcher Länder und griechiſch-römiſcher Alterthümer.

„Wie ich Griechenland durchzogen", leſen wir in ſeinem Tagebuche, „ſo werde ich jetzt auch Sicilien ſehen, das ſchöne Land, wohin griechiſche Art und Kunſt verpflanzt ward. Meine Gefährten ſind der treue Keſtner und Dr. Panofka. Da wir uns verſtehen und mit Empfehlungen an die Autoritäten des Landes wohl ausgerüſtet ſind, kann die Reiſe nur angenehm werden. Die Jahreszeit iſt günſtig, heiß, wie es jetzt zu ſein pflegt, aber noch heiter, die Art zu reiſen mir nicht ungewohnt. Auf dem Maulthiere reitend, habe ich ſchon manche Strecke im heißen Himmelsſtriche durchforſcht. Wir gedenken, alle durch Überreſte aus dem Alterthum oder

[1]) Wir geben hier Bruchſtücke dieſer Reiſe als einen der wichtigſten Beſtandtheile von Stackelbergs Forſchungen. Leider können wir ſie nicht genügend ausführen, da uns die Aufzeichnungen gerade an den bedeutſamſten Stellen fehlen.

wegen ihrer Naturſchönheit merkwürdige Gegenden zu beſuchen. Wenn meine Zeichenluſt und die vorgefundenen Antiken keinen längeren Aufenthalt verurſachen, können wir ganz Sicilien in ſechs Wochen durchwandert haben.

Am 23. Auguſt um zwei Uhr Nachts ſtand mein heimathlicher Reiſewagen, mit Poſtpferden beſpannt, vor dem Thore der Caſa di Salvator Roſa. Keſtner hatte ſchon mit ſeinem dicken Vincenzo darin Platz genommen. Ich ſetzte mich zu ihnen, und nun ging es luſtig fort. Die Wege waren vor Räuberüberfällen durch viele Militärpoſten, im Neapolitaniſchen durch Bauernwachen geſichert. Uns ergötzten die verrufenen Pontiniſchen Sümpfe mit ihren Büffelheerden, der räuberiſche Charakter von Sondi, das maleriſche Geſindel, die üppigen Orangenwälder, Waldpartien, Gebirgsausſichten, Weideplätze und ſchattige Alleen. Der erfreulichſte Moment war aber das Wiederſehen des ſtahlblauen Meeres bei Neapel.

Mit Gerhard und Panofka trafen wir an der St. Lucia im Palazzo Girella zuſammen. Mir war es unmöglich, während der kurzen Zeit unſeres Aufenthaltes meine Gedanken ruhig zu ſammeln. Der fortwährende Lärm, die Menge neuer Gegenſtände, Theater, Beſuche und Einladungen betäubten mich förmlich. Von Graf Stackelberg wurden wir mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Durch ſeine hervorragende Stellung und ſplendides Leben hat er unſerem Namen in dieſen Ländern einen beſonderen Glanz verliehen. Bei einem großartigen Diner in der Villa del Marcheſe Gallo präſentirte er mich dem ganzen diplomatiſchen Corps, verſchaffte uns auch durch einen Brief an den Cavalier Arditi Eingang in die Magazine des Muſeums.

Zur Überfahrt nach Palermo entſchieden wir uns auf allgemeines Anrathen für das neuerfundene engliſche Dampfboot. Prinz Butera (Wilding), jetzt Favorit des Königs, hatte es im Verein mit anderen Großen als regelmäßiges Poſtſchiff eingeführt. Dieſes Fahrzeug ſteuert gegen alle widrigen Winde.

Es durchbricht unaufhaltſam die Wogen, um zu beſtimmter Friſt das Ziel zu erreichen. In zahlreicher und gewählter Geſellſchaft konnten wir am 1. September, um elf Uhr Morgens, abdampfen. Kaum hatte man Platz genommen, ſo begann ſchon im Schiffsbauche das Geklopfe und Geklapper der Räder. Ihre Bewegung war mir ebenſo beängſtigend, wie heftiges Herzklopfen. Gleich unheimlich auch die Feuersgluth im Inneren des Schiffes, welche von zwei ſchwarzen Köhlern unermüdlich genährt wurde. Als dicker ſchwarzer Wolkenſtreif zog der Rauch weit über das Meer hin und zeichnete des Schiffes Weg. In dunkler Nacht ſprühten auch viele glühende Funken aus der Eſſe hervor. Dann erſchien mir unſer Dampfboot zwiſchen den anderen Schiffen, wie ein Komet unter den Geſtirnen. Hoch ging die See, doch wir ſteuerten ruhig weiter, denn in vierundzwanzig Stunden ſollten wir für vierundzwanzig Ducati Palermo erreichen. Schon ſah man mit Tagesanbruch die Lipariſchen Inſeln, Uſtica, endlich tauchten aus dem blaugrünen Meere auch Siciliens Berge auf, entfalteten ſich zu immer größeren Formen und nach dreiundzwanzig Stunden ſtiegen wir an das Land.

Viel ſchöner und maleriſcher, als der Golf von Neapel, iſt die Bucht, in welcher Palermo am Meeresufer und in der Conca d'oro ſich amphitheatraliſch ausbreitet. Beflaggte Schiffe, Kuppeln und Thürme blicken zwiſchen üppigen Gärten hervor. Zackige Berge umgeben im Halbkreis „die goldene Muſchel", dieſes Thal voll überquellender Fruchtbarkeit, und ſchroffe Felſen ſchließen zu beiden Seiten die Umgürtung. Abgetrennt von der Gebirgskette, ragen ſie wie verlorene Brocken tief in das Meer hinein. Zur Linken ſieht man den Monte Catalfano mit dem Cap Zafarana, zur Rechten den Monte Pellegrino mit dem Wallfahrtsort der heiligen Roſalie, in der Ferne das goldkalkige Capo di Gallo. Himmel und Lichteffecte laſſen ſich nicht beſchreiben. Mit der goldſchimmernden Landſchaft verweben ſie ſich zu künſtleriſcher Geſammtwirkung.

Es giebt in Palermo nur zwei Gasthäuser. Sie liegen beide auf der Piazza della marina und gehören dem nämlichen Engländer. Wir wohnten im Prince of Wales. Die Bauart der Wohnhäuser ist schlecht. Manches erinnert noch an genuesischen Stil. Auch orientalischer Geschmack schimmert durch in der Buntheit und Überladung der Farben; doch ist das keineswegs ein mit edlerem Sinne angewandter Orientalismus. Sucht nach äußerem Schein und Mangel an Mitteln sind überall vorherrschend. In Folge des vielen Streites um die fruchtbare Insel zeigen die Physionomien des Volkes verschiedene Nationalcharaktere. Man erkennt afrikanische und maurische Typen.

Auf dem geräumigen Domplatz erhebt sich in reichster Pracht die der heiligen Rosalia geweihte Kathedrale, ein phantasiereicher Bau gemischten Geschmacks. Von außen barocksaracenisch-gothisch, voll Überladung der Zierden. In der großen Kapelle des rechten Seitenschiffes stehen die Sicilischen Königsgräber. Hier ruht Roger, der erste König von Sicilien neben seiner Tochter Constantia, der letzten ihres Stammes und Gattin Heinrichs VI. Dann folgen die Gräber der beiden staufischen Kaiser, Heinrichs VI. und Friedrichs II.; lauter wuchtige Monumente unter einem steinernen, von sechs Säulen getragenen Baldachin.

Der hochgelegene Palazzo Reale, jetzt Residenz des Statthalters oder Luogotenente, ist ein echt historischer Bau aus den verschiedensten Epochen. In seinen imposanten Verhältnissen kann er die alte Normannenburg nicht verleugnen. Eines der schönsten Denkmale damaliger Zeit ist hier die in Basilikenform, mit hoch geschwungenen Bögen erbaute Kapella Palatina. Grauer Marmor, von bunten Mosaikstreifen durchzogen, schmückt die Wände, Mosaik die mit griechisch-christlichen Figuren bemalte und vergoldete Decke. In reichster Goldmosaik glänzen auch alle architektonischen Glieder und üben einen magisch poetischen Eindruck auf den Beschauer. Ebenso überwältigend wirkt auch die Sala di Ruggiero mit ihren wunderbaren Mosaikincrustationen aus der Zeit Wilhelms I.

S. Giovanni bei Eremiti iſt ſaraceniſchen Urſprungs und ſehr merkwürdig durch die Kuppeln und Spitzbögen. Der Glockenthurm iſt mit einer Kuppel gedeckt. Überhaupt findet man im Stil ſiciliſcher Bauten ein unglaublich buntes Gemiſch verſchiedenartigſter Architekturen. Saraceniſch in ſeinen Bögen, römiſch in Säulen und Kapitälen, byzantiniſch in den Kuppeln, iſt er normanniſch und griechiſch in ſeinen Ausſchmückungen. Doch das vollendetſte und glanzvollſte Monument normanniſchen Kirchenbaues iſt der weltberühmte Dom von Monreale. Mit ſeiner äußeren und inneren Gliederung, ſeinem Marmor, ſeinen Monolithſäulen, Moſaiken und Vergoldungen ergreift er unſer Gemüth auf das allertiefſte. Am 8. September ward dort das Madonnenfeſt gefeiert, und der ganze Weg war mit Pilgern und Neugierigen dicht beſetzt. Aus allen Häuſern der Stadt blickten ſchöne Frauen von dunkler Geſichtsfarbe, ſchwarzem Haar und Augen, charakteriſtiſchen Geſichtszügen. Mich ergötzte hier ganz beſonders das von der Sonne gebräunte Volk; es iſt immer gleich maleriſch, ſei es bei dem Streit oder bei der Freude. Ich geſellte mich zu dem dichten Menſchenknäuel, der ſich um einen Improviſator geſammelt hatte. In geſchloſſenem Viereck, ſtehend oder ſitzend, umgaben ihn die Zuhörer. Mit offenem Munde und geſpannteſter Aufmerkſamkeit lauſchten ſie ſeinen Erzählungen. Der Dichter ſchaute, wie um Begeiſterung flehend, ſinnend zum Himmel auf, und an dem lebhaften Mienenſpiel, dem wechſelvollen Ausdruck ſeines Antlitzes konnte man der inneren Thätigkeit ſeines Geiſtes deutlich folgen. Dieſe ſehr beliebten Unterhaltungen erſetzen dem Volke die Bücher.

Nachdem die Grottenkirche der heiligen Roſalia beſucht, ein Ausflug nach der ehemaligen ſaraceniſchen Burg Al Mare dolce unternommen, Palazzo Cuba, Villa Giulia u. ſ. w. geſchaut worden, ging es hinauf zu dem alten Normannenſchloß la Ziſa, das beſonders intereſſant iſt durch ſeine hiſtoriſchen Erinnerungen. Die Rundſchau, welche man von der Plattform

des flachgedeckten Schloſſes genießt, übertrifft an ſchönheitsvollem Reiz alle Ausſichtspunkte der ganzen Umgegend. Palermo mit ſeinen Küſten, prächtig geformten Bergen, ſeinen Orangenhainen und Villen, dem glänzend ſchimmernden Meere, der üppigen Vegetation, Luft, Licht und Färbung, erinnerten uns lebhaft an den Zauber des Orients.

Fieberanfälle, die abwechſelnd bald Keſtner, bald mich ſelbſt heimſuchten, hatten einen unfreiwilligen Aufenthalt von 14 Tagen veranlaßt. Am 16. September konnte unſere Karavane endlich Palermo verlaſſen. Ein zuverläſſiger Maulthiertreiber ward für die ganze Reiſe angenommen. An Beſchwerden aller Art wird es in der wegeloſen Gebirgsgegend nicht fehlen. Auch findet man im Inneren des Landes ſelten ein ordentliches Gaſthaus und kommt in große Verlegenheit, wenn man ſich nicht rechtzeitig mit Empfehlungsbriefen verſorgt hat. Wir beſaßen deren in Menge. Als beſonders wirkſam erwies ſich ein Circularſchreiben des Statthalters von Sicilien, der den Behörden gebot, auf das Beſte für unſeren Empfang zu ſorgen. In Folge deſſen wurden wir auch überall vortrefflich aufgenommen und hatten den vortheilhafteſten Eindruck von der Höflichkeit der Sicilianer.

Gleich anfangs führte unſer Weg an der Bageria vorüber, die mit ihren vielen Landhäuſern in der Ebene liegt, welche das Feſtland mit dem iſolirt über dem Meere ſich erhebenden Monte Catalfano verbindet. Dann ritten wir die Montagna di Catalfano hinan und zu den Ruinen von Solunt, einer antiken Niederlaſſung der Phönicier. Jetzt treibt die königliche Thunfiſcherei dort ihr geſchäftiges Weſen. Siciliens fremdartige Pflanzenwelt entzückte mich. Zuckerrohr, Papyrus und Mannabäume wetteiferten an Pracht und Fülle mit den Orangen, Palmen, indiſchen Feigen und Aloehecken. Immer wieder ſah ich neue Blumenformen, ja ſelbſt unter den Thieren manche von afrikaniſcher Art. Nach griechiſchen Vaſen und Münzen ward erfolgreich geforſcht, dann weiter gezogen zu dem auf

Bergeshang gelegenen Termini. Ihren Namen trägt die Stadt von den im Alterthum berühmten heißen Quellen. Die zwiſchen den flachen Dächern der Häuſer ſchlank aufſteigenden Dattelpalmen geben ihr ein faſt orientaliſches Anſehen.

Dem Meeresufer entlang ritten wir auf einförmiger Straße bis zum Felſenberge Cefalu. Am Fuße des Vorgebirges iſt die Stadt auf ſchmalem Landgürtel gelagert und von Burgruinen überragt. Zu der Kathedrale hat König Roger im 12. Jahrhundert den Grundſtein gelegt. In Sicilien iſt ſie das hervorragendſte Bauwerk jener Kunſtperiode und verbindet die alte Säulenbaſilika (modificirt durch Kuppel und breiten Thorraum) mit byzantiniſchen und ſaraceniſchen Elementen. Jetzt erquickten wieder bewaldete Berge unſer Auge. Wir zogen durch romantiſche Gegenden an Pflanzungen von Oliven, Wein- und Mannaeſchen vorüber auf gefährliche, von Myrthengebüſch eingezwängte Klippenwege, übernachteten in dem anmuthig gelegenen St. Stephano und ſtiegen auf vielfach gewundenen Pfaden wieder zum Meeresufer hinab. Ganze Strecken des ſteinigen Weges waren benetzt durch die dumpf heranſchleichenden mit wachſendem Rauſchen ſich überſtürzenden Wellen. Roth blühender Oleander wuchs aus den Steinen des Fiume di Caronia hervor, und die Marina war belebt durch Fiſcherhütten und Boote. Wir ſahen hinauf zu den reichen Waldungen, zu dem hochgelegenen Caronia mit ſeinem Caſtell und einer Reihe netter Häuſer, blickten zurück auf Tuſa, Pollina u. ſ. w., auf dieſe wie Adlerneſter hochragende Orte, und hin auf Cefalu, das ſo ſchroff am Horizonte aufſtieg, als wäre es völlig losgelöſt von dem Zuſammenhang mit den übrigen Bergen. In Acqua dolce ward mit dem Cuſtode delle antiquitá verkehrt, anfangs wieder an Hütten, Fruchtgärten und ſchattenden Bäumen vorüber geritten, dann bog der Pfad in die Bergfalten und ſtieg zu immer ſteileren Höhen hinan. Tief unter uns lag das Meer. Mit einem Blick überſah man die ganze Kette des Gebirges von Cefalu an bis zum Cap Orlando, das um ſo

maleriſcher wurde, je weiter man ſich davon entfernte. Es iſt ein ſpitzer abgeſonderter Berg mit einem Caſtel auf der Höhe. Der Sage nach ward Held Roland in dieſen Fels verwandelt. An idylliſchen Orten kamen wir vorüber und zwiſchen den Bäumen blickte immer wieder die grotesk gebogene Küſte mit dem Haupt des Orlando hervor. Hier konnte ein Theokrit wohl ſingen und dichten.

Nach vielem Hin- und Herwandeln auf gefahrvollen Pfaden erreichten wir in tiefer Finſterniß das Städtchen Brolo, mußten am andern Morgen das Vorgebirge des Cap Calavà erklimmen, den öden Fels zur Marina von Patti hinabſteigen und abermals auf ſteilem Wege das Gebirge hinanreiten, um Tyndaris zu erreichen. Peloponneſiſche Anſiedler aus Meſſene hatten hier in antiker Zeit eine Kolonie gegründet. Schon der Klang des Namens wehte uns an, wie ein Hauch aus altersgrauer Zeit. Sagenhafte Geſtalten tauchten vor unſerem Geiſte auf, und mit Sehnſucht gedachte ich meines geliebten Meſſene, deſſen Trümmer mich in Griechenland ſo ſehr begeiſterten. Seit wir Sicilien durchſtreiften, hat Tyndaris uns zum erſten Mal recht lebhaft daran erinnert, daß man auf klaſſiſchem Boden wandelte. Ein natürlicher Schönheitsſinn leitete die alten Griechen bei der Wahl ihres Wohnortes. Auch ohne andere Hülfsmittel, nur nach der Lage der von ihnen gegründeten Städte könnte man ihre Niederlaſſungen in Sicilien erkennen. Das beweiſen Meſſina, Catania, Agrigent, Segeſta, Cefalu und dieſes wunderbare Tyndaris. Freilich der Sinn für die maleriſche Gegend war es nicht allein, der ihre Wahl leitete. Viel kam auch die Nothwendigkeit in Betracht, um der Sicherheit und Vertheidigung willen ſich auf dem Gipfel der Berge anzubauen. Die ſchönſten Punkte fanden ſie ſtets.

So hat man auch von der Kirche der Madonna del Tyndaro eine herrliche Ausſicht auf die Meeresfläche und ihre Strandlinien, auf die Liparíſchen Inſeln mit ihren Vulkanen, auf den rauchenden Aetna und die fruchtbare Ebene, welche

ſich in großem Bogen um die Bucht, bis an den Fuß des Gebirges hinzieht. Auf dem Berge, der jetzt die Kirche trägt, mag wohl einſt die Akropolis des griechiſchen Tyndaris geſtanden haben. Schon beim Hinaufreiten traf unſer Blick viele Überreſte griechiſcher Stadtmauern, die aus viereckigen, ohne Cement zuſammengefügten Sandſteinblöcken beſtanden. Sie umgaben alle Krümmungen des Felſens, die das Plateau begrenzten. Auf dem Gipfel des Berges lagen bedeutende Trümmer vom alten Theater, auch die Ruinen eines großen rechtwinkligen Baues doriſcher Art, zu dem ein halbverſchütteter thorartiger Eingang führte und ſonſt noch manche andere dürftigere Überreſte der alten Zeit.

Von Tyndaris führt die Straße an mit Eichen bepflanzten Gehängen ſteil und beſchwerlich zur Bucht von Olivieri hinab. Man überſchreitet die Fiumara Olivieri, ſieht auf den Anhöhen, vom Gebirge überragt, in ſchöner Lage nahe bei einander die Orte Zampieri, Monforte, Rocca, Ventico, St. Martino u. a. m., dann ſchlingen ſich die ſchmalen Pfade nach Ipiſo hinauf. Da es Abend geworden, kamen die waſſertragenden Weiber von den Brunnen der Tiefe und zogen mit uns die gewundenen Stege hinan. Wie ſie ſo anmuthig die ſchön geformten Gefäße auf ihrem Kopfe wiegten, glichen ſie den Amphoraphoren der antiken Kunſt.

Schon lagen hohe Berge mit ihren Falten und Schluchten tief unter uns, und immer noch mußten wir höher ſteigen. Doch war ſchon reges Leben auf der Straße. Zahlreiche Züge heimkehrender unbeladener Maulthiere kamen uns entgegen. Man ahnte die Nähe einer großen Handelsſtadt. Auf dem Gipfel angelangt, begrüßten wir mit Jubelruf das ſchöne Bild, welches ſich den Blicken darbot. Vor uns die breite Fläche des mittelländiſchen Meeres, auf der anderen Seite das Tyrrhener-Meer mit den Aeoliſchen Inſelvulkanen, der ſchmale Meeresarm, welcher Kalabriens nahe Küſte von Sicilien trennt, Scylla und Charybdis, Milazzos feingezeichnete Landzunge, die

Linien des Gebirges bis hin nach Calava, zu unseren Füßen Messina, wie hingegossen über die bewaldeten Hügel und den gekrümmten sicheren Port. Durch so viel landschaftliche Schönheit festgebannt, konnten wir uns kaum losreißen, als der Führer wiederholt zum Aufbruch mahnte. Doch der Tag hatte sich geneigt, und man mußte eilen, um das Ziel noch rechtzeitig zu erreichen. Ein gewundener Weg führte zur Meeresküste hinab, und in tiefer Nacht zogen wir durch Messinas hellerleuchtete Straßen. Nach der Poesie der Wildniß jetzt nur prachtvolle Steingebäude und großstädtisches Leben. Die Stadt selbst fesselte uns nicht lange, denn sie bot dem Forscher wenig Bemerkenswerthes aus dem Alterthum. Das Hauptinteresse war und blieb ihre wundervolle Lage.

Mit dem russischen Agenten Arsenio Papanicolo machten wir einen Ausflug nach Kalabrien. Als das Boot nahe an Charybdis und dem Leuchtthurme des Hafens vorüberglitt, deuteten unsere Matrosen auf die stille Meeresfläche und nannten den Namen, welcher einst der Schrecken aller Seefahrer gewesen. Bei conträrem Winde bildet das Meer hier becherähnliche Höhlungen, die schon vom Lande aus zu sehen sind. Kleinere Barken dürfen sich in solcher Zeit nicht mehr diesen Stellen nähern. Rettungslos werden sie vom Strudel erfaßt. In einiger Entfernung vom Lande, wo dem Blick die Rundschau gestattet ist, entfaltete sich vor uns ein Bild sonder Gleichen. Nur getrennt durch die dazwischen liegende Meerenge, zogen sich parallel mit der Neptunischen Gebirgskette, auch die Kalabrischen Höhenzüge am Ufer hin. Im Schutze zackiger Berge, ist Messina auf mäßigen Hügeln zum Meere hinabgelagert. Des Aetna ferne Kolosse waren von Schwefeldämpfen umgeben, doch glänzte von Zeit zu Zeit der Schnee hindurch, ragten die riesigen Gipfel unverhüllt zum Himmel empor. Gleich schön war auch Kalabriens Küste, die jetzt offen vor uns lag, mit ihren Städten, Ortschaften, Vignien, Wäldern und Bergen. In dichten Schwärmen flogen unzählige

Schmetterlinge über uns hin, und lange Zeit konnten wir mit unſeren Blicken ihrem Zuge nach Sicilien folgen. Es iſt dies eine bekannte Erſcheinung.

Damit wir uns bei der allmählich eindringenden Strömung nicht allzu ſehr von der eingeſchlagenen Richtung entfernten, ward immer der Küſte entlang gerudert, und drei Stunden ſpäter in Reggio gelandet. Sogleich von den Beamten der Dogana in Empfang genommen, zur Sanitäts- und Polizeicommiſſion geführt, unſchädlich befunden, und endlich frei gegeben, durften wir nun ungeſtört zum Caſtell hinaufwandern, um einen Überblick auf Stadt und Gegend zu gewinnen. Daß Reggio ſowohl durch öftere Erdbeben, als auch durch den letzten Krieg ſehr gelitten hat, davon zeugten die zerſtörte Burg und viele Trümmer rings umher. Dürren Anblicks waren auch die Höhen über Reggio, und nur in der Nähe der Stadt ein Ölwald zu ſehen. Dann ſegelten wir immer weiter an Kalabriens Küſte hin. Mancherlei Orte ſtreifte der Blick, indeſſen unſer Schifflein bald über ruhige Meeresflächen glitt, dann wieder in die Charybdis hineingerieth, und wir neben uns die becherähnlichen Strudel ſahen, vom Volke Garofali genannt. Zuletzt mit Hülfe von Rindern näher an das Land gezogen, ward San Greole und dann Scilla erreicht.

Auf hohem, tief in das Meer hineinragenden Felſen liegt das Caſtell von Scilla. Eine leichte Zugbrücke vermittelt den Eingang. Nebenan verbreitet ſich die Stadt über eine Felsplatte gegen das Meer hinab. Scilla, das Ungeheuer, hauſte unter der Burg in der Höhlung einer nahen Felſengruppe, die von ſtürmenden Wogen zernagt, durch ſcharfe Zacken und pyramidale Spitzen wunderlich geformt iſt. Zwiſchen dieſen Felsmaſſen gähnt eine von den Wellen durchbrochene ſchauerliche Kluft. Wenn die Fluth andringt, der Wind die Waſſer hebt, dann ertönt in der unheimlichen Tiefe dumpfes, donnerähnliches Getöſe, oder Geheul wie das Jammern einer großen Meute Hunde. Jetzt war das Meer ruhig und auch in dieſem

Abgrunde herrſchte vollkommene Stille. Das Ungeheuer war eingeſchlummert oder verſchwunden.

Scillas romantiſche Lage lockte wohl zu längerem Verweilen; allein bei der hereinbrechenden Nacht mußte man auf den Rückweg bedacht ſein, und ſo waren wir zum Zwang des Vorüberfahrens verdammt. Da man jetzt gegen die Strömung ſchiffte, durfte die ſchützende Küſte gar nicht mehr verlaſſen werden. Als die Bootsleute es doch wagen wollten, gerade auf Meſſina loszuſteuern, da gerieth unſer Kahn mehrmals in den Strudel, wurde auch immer wieder ſo heftig zurückgetrieben, daß wir es aufgaben, überhaupt weiter zu rudern, raſch landen ließen und einen Gaſthof aufſuchten. Eine Stunde ſpäter trat die veränderte Strömung ein, und man konnte die Fahrt fortſetzen. In tiefer Nacht kamen wir an mehr als hundert Barken vorüber, in denen ſingende Männer mit brennenden Fackeln auf den Fiſchfang auszogen. Es gab eine wunderliche Beleuchtung, und wie in den Höhlen der Berge, eben ſo laut ſchallte auch hier der Geſang der Fiſcher über die Meeresfläche hin. Ihre Lieder ſtimmten gleich treffend zum Charakter des Seelebens, wie das Jodeln in den Alpen zu den himmelanſtrebenden Bergen. In Meſſina konnte man der ſtarken Brandung wegen nicht landen, und die Leute mußten uns auf ihren Schultern an das Land tragen.

Unſer Aufenthalt in Meſſina dauerte bis zum 27. September, dann beſtiegen wir wieder die Maulthiere und ritten in früher Morgenſtunde durch Vorſtädte und Gärten weiter auf dem Wege nach Dromos hin. Mühſelige Pfade gab es hinauf und hinab zu ſteigen, bis endlich die Höhen von Taormina vor uns lagen. Schon von weitem ſah man maleriſch gruppirte Häuſer, aufſteigende Thürme, Palmen, Pinien und die Rundmauer des berühmten Theaters. Die Einwohner des kleinen Städtchens nahmen uns ſehr wohlwollend auf, überſandten Geſchenke für unſeren Tiſch, und die Vornehmen veranſtalteten für die folgenden Tage trefflich be-

reitete Gaſtmahle. Bei einem jungen Geiſtlichen fanden wir Wohnung. Von ſeiner Loggia aus, hatte man die ſchönſte Ausſicht. Dicht am Hauſe ſtand eine hohe Palme, in einiger Entfernung drei andere zu beiden Seiten. Zwiſchen den ſchlanken Zweigen blickte das ruhig glänzende Meer hervor und die ſchönen Küſten bis an den Fuß des Aetna hin. Über dem Städtchen ſteigt der mit Gebüſch bewachſene Burgfelſen zu ſchwindelnder Höhe empor. Auf ſeinem Gipfel trägt er Schloßmauern des Mittelalters, ein wenig tiefer Kapelle und Einſiedelei, das Sanctuario genannt. Hinter der Burg ſieht man auf groteskem Felsgrat das wie ein Adlerneſt gelegene Städtchen Mola, weiterhin den Berg Venere und als dritte Höhe den Monte d'Oro. Eingeſenkt zwiſchen zwei Höhen eines abgeſonderten Felſens, liegt, dem Aetna zugekehrt, das antike Theater von Taormina, il palaggio vom Volke genannt. Stadtmauern umgeben den Berg. Nach Mörtel und Steingemenge zu urtheilen, ſind ſie römiſchen Urſprungs. Unterhalb des Theaters ſieht man am Abhange noch einige antike Grabmonumente. Dieſe über alle Beſchreibung ſchöne Ausſicht bildete den Hintergrund zu dem Sonnenaufgang, welchen wir durch die offenen Bogen und Thore des Theaters bewunderten.

Gleich am Morgen nach unſerer Ankunft eilten wir in früheſter Dämmerung auf ſteilem und ſteinigem Wege zum Theater hinan. Noch lag über Land und Meer die graue Eiſenfarbe, welche dem erſten Morgenroth vorangeht. Schwere Wolken ruhten auf Kalabriens Küſte. Ihre ſchwarzen Schatten breiteten ſich über die weite Meeresfläche, aber in einiger Entfernung war ſchon hinter goldgeſäumten Wolken eine Wärme verborgen, die immer mehr und mehr zur Gluth heranwuchs. Wolkenſtreifen flammten auf in rothen, violetten und gelblich weißen Farbentönen. Unverhüllt ſtand der Aetna in ſeiner ganzen Majeſtät vor uns, und über ihm ſchwebte am lichtblauen Himmel ein Schleier von Roſenflor. Allmählich ſtieg rothglühender Schimmer am Horizonte auf. Wie ein Granat-

apfel zersprang jetzt die goldgesäumte Wolke und enthüllte ihren glühenden Kern, den Lichtfunken. Großes Freudengefühl durchdrang die ganze Natur, und stieg mit jedem neuen Moment in wechselvoll erhöhter Farbenpracht. Immer mächtiger schwang sich der Funke aus dem goldgetränkten Meere empor, und löste sich dann als goldenes Schild von dem flüssigen Golde am Horizont. Noch umhüllten goldgesäumte Wolken die aufschwebende Erscheinung, da brach plötzlich ein Strahlenfächer vom reinsten Lichte glänzend aus ihnen hervor, und die Schimmersäule zitterte weit über das Meer hin. Als hätte eine Gottheit sich herabgesenkt auf die Erde, so erwachte jetzt mit einem mal die ganze Natur. Mit dem Lichte drang auch in alles Geschaffene die belebende Seele, und es erklangen die ersten Laute.

Während dieses Farben- und Flammenschauspiels nahm der Aetna die erste Gluth auf. Rosenfarbig färbte sich der blendende Schnee auf seinem höchsten Gipfel, rosenfarbig der Rauch, welcher aus dem Krater wie von ewigem Opferaltare unablässig emporschwebte. Immer tiefer neigte sich der purpurne Hauch auf den Scheitel des erz- und eisenfarbigen Vulkans, und entzündete allmählich die Häuser der von Gärten umgebenen Dörfer. Auf Thürmen und Höhen blinkten Lichter auf. Bald senkten sich die Gluthen auch bis in die Thäler hinab, und nun staunt man über die kolossale Gestalt des Berges. Ein ganzes Reich scheint er zu umfassen. Dichtgedrängt liegen Dörfer, Flecken und Städte am Fuße des Aetna, der sich mit seinen Lavafeldern und fruchtbaren Geländen bis an das Meer erstreckt und mit des Horizontes gerader Linie vereinigt. Einen wesentlichen Beitrag zur vollkommenen Schönheit dieses Anblicks liefert die malerische Zerstörung des Theaters. Auch idyllisch ward das Bild belebt. Hinter der antiken Bühne trieb ein Knabe seine Rinderheerde mit Gesang vorüber, und ließ sie in der Orchestra weidend umherirren.

Das Theater war ein mit Marmor bedeckter Backstein-

bau, den die Griechen begonnen, die Römer verändert hatten. Gegen Süden gekehrt, ſchmückten ihn über einander ſtehende Säulen von grauem Granit, die auf einem Podium ruhten, und hinter denen man in den drei Mittelgängen Wandpfeiler und Niſchen ſah. Zu beiden Seiten ſtanden noch zwei Stockwerke überwölbter Säulen mit Ausgängen auf die Scena, oberhalb eine theils zerſtörte, jetzt mit Blumen bepflanzte Loggia. Unter der Scena waren Kammern, die wohl zum aufbewahren von Theaterrequiſiten gedient haben. Von dem Proſcenium und der Orcheſtra ſind Backſteinfundamente zu ſehen, auch noch einige Spuren von Treppen und Gängen, doch von den Stufenſitzen, dem äußeren Umgang und dem Inneren des Gebäudes iſt nur ein kleiner Theil der Mauern und Durchgänge ſtehen geblieben. Im Gegenſatz zu anderen antiken Theatern hat ſich in Taormina die Scena ganz beſonders gut erhalten, und man kann ſich kaum etwas Schöneres vorſtellen, als dieſes hochragende Bühnengebäude, das mit ſeinen Thoren, Niſchen und Nebenbauten völlig umſponnen iſt von Epheu, Akanthus und anderen Schlingpflanzen. Denke man ſich nun in dieſem Rahmen die großartige Ausſicht, und man wird begreifen, daß Taormina mir in beſonderem Sinne zu einem Höhepunkt der ſiciliſchen Reiſe wurde.

Der bedeutendſte Reſt der ſogenannten Naumachia, neuerlich Arco agonale und Gymnaſio genannt, beſteht in einer Mauer mit gewölbten viereckigen Niſchen. Die Langſeite des oblonguen Platzes iſt jetzt in einen Orangengarten verwandelt und mit Weingeländen umgeben. Der Principe St. Stephano zeigte uns in ſeinem Palaſte eine eingemauerte griechiſche Siegerinſchrift und einen Katalog von Gymnaſiarchen und Wettkämpfern, die uns deutlich bewieſen, daß in Taormina einſt heilige Spiele gefeiert wurden. Vielleicht war dieſes Gebäude die Paläſtra. Dann ſahen wir noch etliche Piscinen und die Kirche St. Pankratio, eine Ruine des kleinen vermeintlichen Apollotempels aus Quaderſteinen ohne Mörtelverband zu-

sammengefügt, hier wohl das einzige Gebäude griechischen Ursprungs. Vor der Porta dei Capucini sind in der Vigne des Kanonikus Ricca mehrere Grabdenkmale und Columbarien, in denen sich Farbe und Stückverzierung zum Theil noch gut erhalten haben.

Drei Tage blieben wir in Taormina, erwarteten täglich auf der Höhe des Theaters den Sonnenaufgang, und fanden ihn jedesmal ebenso bezaubernd schön, wie am ersten Morgen. Den größten Theil unseres Aufenthaltes verbrachte ich dort oben, um zu zeichnen. Selten findet man so viel schroffe und sanfte Motive, mit einer solchen Fülle landschaftlicher Mannichfaltigkeit vereinigt und durch die Übergänge der Farbentöne harmonisch vermittelt, wie hier in Taormina. Wenn ich am Abend auf unserer Loggia stand, der Mond hervortrat und seine Lichtstrahlen über das Meer ergoß, wenn ein leiser Lufthauch die herabgesenkten Zweige der Palmen hin und her wiegte, da war es mir, als hätte ihr leicht bewegliches Wesen den Schleier der Vergangenheit bedeutsam emporgehoben.

Mit schwerem Herzen verließen wir Taormina, gingen aber neuem Genuß entgegen, denn von Catania aus sollte der Aetna bestiegen werden. Zweimal überschritten wir den Fiume freddo, der über dunkelbraune Lava fließt, und kamen an einer Menge kleiner Ortschaften vorüber. Gar trauriges Ansehen hatten die schwarzen Felsen, welche von höllenmäßiger Zerstörung zeugten. Auch der Boden bestand nur aus verwitterter Lava. Man wundert sich unwillkürlich über die üppige Pflanzenwelt, die hier so herrlich gedeiht. Als wir am 1. Oktober im elenden Wirthshause von Giarre in Ermangelung der Glasfenster die Holzläden öffneten, da hatten sich alle Höhen in Wolken gehüllt, und heftiger Regen strömte herab. Trotzdem ward weiter geritten, und zwar auf mythologischem Boden, denn der Fiume Aci ist das Lokal der Fabel von Akis und Galateia. Auch Polyphem liebte Galateia und hat der Sage nach hier seinen Nebenbuhler durch ein Felsstück

niedergeſchmettert. Akis ward darauf in einen Bach verwandelt, der durch Lavaſtröme, in verſchiedene Arme getheilt, unterirdiſch weiterfließt.

Bei Trezza ſenkten ſich die Wolken, und einige Sonnenſtrahlen beleuchteten wunderbar geformte, aus dem Meere hervorragende Felſenpyramiden. Es waren die ſogenannten Scogli dei Ciclopi, welche durch plötzliche Erkaltung glühender Lavaſtröme ſich zu phantaſtiſchen Gebilden hochaufgebäumt hatten. Mit dem Ernſt der Überzeugung berichteten uns die Bewohner von Trezza, daß Polyphem in ſeiner Wuth, dieſe rieſigen Wurfgeſchoſſe dem Odyſſeus und deſſen Gefährten nachgeſchleudert habe.

In Acikcaſtello ließen wir des Vicekönigs Empfehlungsbrief ſogleich dem Syndicus überreichen und fanden in der dörflich gemüthlichen Schulzenfamilie die größte Bereitwilligkeit, uns alles Verlangte einzuräumen. Sie verſchwendeten viel ſchöne Worte über das Glück und die Ehre unſeres Beſuches, ſetzten ſich dann ſämmtlich rund um uns her und verfolgten jede unſerer Bewegungen mit neugierigen Blicken. Die Lage von Acikcaſtello iſt ſehr ſchön. Wie über dem Kapitäl eines Säulenſchaftes, ſo ſteht das mittelalterliche Schloß in maleriſchem Verfall auf der Höhe eines iſolirten und ganz abſchüſſigen Baſaltfelſen. Hinter dem Fels verbreitet ſich der kleine Flecken Aci mit ſeinen niederen Häuſern und vielen Kirchen.

Catania ward erreicht, das auf unſicherem Boden zu Füßen des gewaltig anſteigenden Aetna erbaut iſt. Mehr als ein mal haben vulkaniſche Ausbrüche die Stadt zerſtört; aber mit unermüdlicher Geduld gründeten ihre Einwohner immer wieder neue Wohnſtätten auf die Trümmer der Vernichtung. Zum Bau der Häuſer, zum Pflaſter der Straßen bot die Lava reichliches Material, gab ihnen aber auch ein überaus düſteres Ausſehen. Zwiſchen den Gärten, Baumgruppen, großblätterigen Myrthen und indiſchen Feigen ſah man überall unförmlich ſtarrende Lavaſtröme, die hier einſt mit verheerender Gewalt dem Meere

zufloßen. Man kann ſich der ſchönen Pflanzenwelt kaum in Ruhe erfreuen, denn der Gedanke an die Zerſtörung tritt zu mächtig in den Vordergrund. In Catania waren wir an den Signor Ceſare Borgia, Commendatore des Malteſerordens, empfohlen. Er wohnte im Kloſter Navalucci, und ſeine am Eingange des langen Kloſterganges gelegene, ganz weltlich meublirte und verzierte Zelle machte durch die Verſchmelzung religiöſer Beſtimmung und weltlicher Bequemlichkeit einen ſehr eigenthümlichen Eindruck. Das Hauptſtudium dieſes Borgia war die Naturwiſſenſchaft. Überall an den Wänden, über ſeinem Lehnſtuhl, auf dem Schreibtiſch, bei den Tabacks-pfeifen ſah man braſilianiſche Schmetterlinge, Korallenſtauden, Vögel und Mineralien in beſter Ordnung aufgebaut. Der gelehrte Herr bemühte ſich redlich, uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, die allerdings zum größten Theil nur unter der Stadt aufgeſucht wurden.

Aus der Kathedrale ſtiegen wir mit Fackeln einen Gang hinab und kamen zu dem durch viereckige Pfeiler geſtützten Raum, welchen Biscari für antike Thermen ausgiebt. An der Decke findet man noch Verzierungen von Stucco, Laubranken und Figuren, darunter einen Amor.

Auch in die Hallen des antiken Amphitheaters wurden wir mit Fackeln hinabgeführt. Einſt an Größe nur vom Coloſſeum überragt, läßt ſich der koloſſale Bau nach dem allein ſtehen gebliebenen unteren gewölbten Umgange jetzt kaum richtig beurtheilen. Die vielfach verwendeten Lavablöcke geben dieſen Ruinen ein ungemein düſteres Anſehen. Wunderbar ſchön verbinden ſich hier die Streiflichter des Tages mit dem Schein der Fackeln. Genremaler fänden viel Motive zu effectvollen Bildern. Von der Loggia eines Privathauſes hat man ſehr günſtigen Überblick auf den noch unter freiem Himmel ſichtbaren Halbkreis des griechiſchen Theaters. Es iſt zwar beſſer erhalten, als das Amphitheater, aber doch zum größten Theil verbaut. Prinz Biscari hat dort Reſtaurationen vor-

nehmen laſſen. Die äußere Form des nebenan gelegenen antiken Odeum ſcheint auch nur theilweiſe aus den hineingebauten Häuſern hervor. Wer den Anblick des Schmutzes und der größten Armuth nicht ſcheut, kann im Inneren die Trümmer einzelner gewölbter Gänge ſehen. Es iſt aber beklemmend, dieſen Wohnort des Elends zu betreten, und die Luft dort fürchterlich. Von dem Antiken begreift man auch nicht viel mehr, als daß die Gänge in concentriſchen Kreiſen gebaut waren und anſteigende Stufenreihen hatten.

Über antike Vaſen konnte ich im Benedictinerkloſter ſehr ergiebige Unterſuchungen anſtellen. Dieſer im modernen Stil errichtete Koloſſalbau hatte einen großen, mit Arkaden, Pflanzen und Fontainen reich verzierten Hof, eine Aufgangstreppe in Marmor von außerordentlichem Reichthum, einen immenſen mit allem erdenklichen Luxus angelegten Garten, und glich mehr einem fürſtlichen Schloß, als der Behauſung weltentſagender Mönche. Mit dem Ankauf antiker Münzen hatten wir viel Glück, denn kaum verlautete es in Catania, daß die Fremden nach griechiſchen Münzen ſuchten, ſo ſtrömten auch ſchon von allen Seiten Verkäufer herbei. In kurzer Friſt vermehrte ſich unſere Sammlung um 150 wohlerhaltene Exemplare, darunter treffliche Stücke des Medaillone von Agrigent und viele aus Syrakus mit wunderſchönen Typen. Wir gingen ziemlich ſicher in der Wahl derſelben, da Tages vorher im Münzkabinet des Don Carlo Gagliani die auserleſenſten Münzen in faſt vollſtändiger Reihenfolge von uns kennen gelernt und ſtudiert worden.

Nur mit Keſtner allein ſtieg ich zum Krater des Aetna hinan. Panoſka war auf halbem Wege zurückgeblieben. Ganz Sicilien ſah ich zu meinen Füßen. Taormina ausgenommen, iſt die Ausſicht von der Höhe des Aetna wohl die eigenthümlichſte und ergreifendſte. In einſamer Majeſtät hebt ſich dieſer Berg der Berge aus dem Meere empor. Unbeſchränkt ſchweift der Blick weithin über Malta, Kalabrien, die liparischen Inſeln

und Sicilien; über schroffe Küsten, felsige Berge, fruchtbare Thäler und reiche Ortschaften. Dazwischen sieht man erstarrte Lavaströme, schwarzbraune Felder, aufgeschüttete Asche, Schlacken und viele kleine Nebenkegel, die in den verschiedensten Formen und Größen, mitunter aus schöner Bewaldung, hervorblicken. Ihre Feuerschlünde gaben uns eine kolossale Idee von der Thätigkeit und Naturgewalt im Inneren des Vulkans. Hier inmitten der wunderbarsten Zerstörung und des üppigsten Reichthums fühlte man sich in eine ganz fremde Welt versetzt. Pindars Worte umklangen uns (1 Phyth. Ode.):

Aetna, der auf schneeigem Haupt
Scharfen Frost im ganzen Jahre hegt.
Aus den Schlünden speit er Bäche
Lautern Feuers empor,
Das unnahbar alles verschlingt;
Tags ergießt sein glühender Strom des gerötheten Rauchs
Wogen, und in dunklen Nächten wälzt
Wildprasselnd die purpurne Gluth Felssteine weit
Auf der See tiefgrundigen Spiegel hinaus!

Nachdem wir eben in Catania 22 Grad Hitze überstanden hatten, mußten wir jetzt auf dem Gipfel des Aetna 5 Grad Kälte ertragen. Die Bergspitzen waren beeist, der Schnee in Feldern verbreitet. Trotz der vielfachen Umhüllungen von Mänteln und Tüchern fürchteten wir Hände und Füße erfroren zu haben. Der eisige Wind gestattete dort oben keinen langen Aufenthalt und wir eilten in wärmere Regionen hinab.

Auch der Aetna, weiß beschneit, Catania, auf dunklem Grunde hell und fröhlich, mußten verlassen werden. Wir ritten weiter durch die zwar baumlose, aber mit Crokus, Atropin und zahllosen weißen Narcissen geschmückte Ebene. Die poetische Mythe der Proserpina wurde hier lebendig, wie sie, durch die Spätblühende berückt, die Blume pflückt, vom Pluto geraubt und in die Unterwelt versetzt wird. Dann ging es hinauf nach Carlentino, wo wir im Kapuzinerkloster schöne Portraits von Tintoretto fanden, und immer wieder. hinauf und hinab, über öde felsige Gegend und durch schön bebaute

Thäler. Wenn der Blick ungehindert in die Ferne dringen konnte, traf er des Aetna Rieſengeſtalt und die Ebene zu ſeinen Füßen. Wir kamen nach Syrakus. Einſt nannte man ſie in Sicilien die größte und ſchönſte der Städte. Sie prangte im Glanz von Tempeln und Paläſten, war die Wiege ausgezeichneter Männer des Alterthums und Schauplatz der gewaltigſten Begebenheiten. Jetzt iſt es ein unanſehnlicher Ort. Von der Macht der Vergangenheit zeugen aber noch die Bogen der Aquädukte, ein Amphitheater, das große griechiſche Theater, die Trümmer einer Burgfeſte, Mauerzüge, zum Theil noch mit Thürmen und Thoröffnungen erhalten, und die Latomien, dieſe gewaltigen Steinbrüche, aus denen die Monumentalwerke der antiken Stadt erbaut wurden. Zwei doriſche Säulenſchäfte ſtützen auch den erſten Bogen der Kirche St. Giovanni. Bei der Ruine der ſogenannten antica Cathedrale ſind Reſte eines alten Tempels; mit antiken Steinen war auch der Boden des Hofes belegt, in deſſen Nähe man die Venus von Syrakus gefunden hat, die jetzt im Muſeum des Seminars aufgeſtellt iſt. Auch aus der erſten Chriſtenheit haben ſich manche Erinnerungen erhalten, wie z. B. die geräumigen Katakomben in der Kirche St. Giovanni. Es ſind lange niedrige Corridore, die gleich Irrgängen ſich unregelmäßig hin und her verzweigten und zu beiden Seiten in den Fels gehauene größere und kleinere Niſchen zeigten, in denen noch hier und da Gebeine lagen. An manchen Stellen bemerkten wir in bogenförmigen Niſchen mehrere ſolche, in verſchiedene Stockwerke übereinander ausgehauene Grabſtellen, die oben mit runden Luft- und Lichtöffnungen verſehen waren. Über einem Sarkophage ſah man noch an der Wand griechiſche Inſchriften in rother Farbe, auch Spuren von Fresken, Pfau, Taube, Palmen u. ſ. w. Der Eremit führte uns zu einem verſchütteten Gange und erzählte, daß ein Pädagog ſich hier mit ſeinem Knaben in der Gräberſtadt verirrt habe und ſchließlich bei Catania wieder herausgekommen ſei.

Von der Höhe des griechischen Theaters genossen wir einen weiten Blick auf Syrakus und seine Umgebung, auf die von den klassischen Flüssen Anapus und Cyane durchflossene Ebene, gingen zu den von der schönsten Vegetation umwucherten Latomien, staunten über das Ohr des Dionysios und zogen vorüber an den wenigen Trümmern vom Tempel des Zeus Olympios, weiter nach dem hoch und schön gelegenen Noto. Hier besaß der Baron Astuto das reichste und vollständigste Kabinet griechisch-sicilischer Münzen, kannte selbst aber nicht im Geringsten den Kunstwerth der Sammlung, die seinen verstorbenen Vater berühmt gemacht hatte. Dann ward durch den sehr versandeten Hafen zur Vereinigung des Anapus mit der Cyane gerudert. Auf die schilfumkränzten Ufer senkten Pappelbäume ihre Zweige tief herab. Libellen flogen in unendlicher Menge über uns hin. Zwischen den kleinen Inseln zogen Schiffer mit ihren Sangkörben auf den Fischfang aus, und im Schilf ruhten Jäger auf der Lauer nach Wasserenten. Die Cyane strömt hastig herab und bildet schöne Windungen in ihrem Lauf. Aus dem Schlammufer tauchten die uns fremdartigen, 15 Palmas hohen Papyrusstauden hervor, aus deren dunkelgrünen, dreikantigen Stengeln unzählige feinhaarig gekrauste Büschelfäden hingen. In ihrer Mitte bargen sie die ganz unscheinbare Blüthe und mahnten lebhaft an heißere Zonen. Wo sich der Sumpf umher verbreitet, soll Pluto mit seiner Beute hinabgefahren sein. Das Gewässer der Cyane ist dunkelblau, zumal in der Nähe ihrer Quellen.

Dort standen unsere Maulthiere, bereit zum Ritt auf die Höhe von Epipolae und das Gebirge weiter hinauf nach Akrae hin, welches seinen Namen mit vollem Rechte trägt. Hier spürte man die Kälte der vorgerückten Jahreszeit, und die Bäume waren schon entlaubt. Während wir in Akrae die Trümmer der antiken Stadt untersuchten, wurde unser Giovanni mit dem Empfehlungsbrief des Statthalters nach Palazzoli vorangeschickt. In Folge dessen geriethen die guten Klein-

ſtädter in große Aufregung und beſchloſſen uns mit allerlei fürſtlichen Auszeichnungen zu empfangen. Bei unſerer Ankunft wurden wir ſogleich in das Haus des Baron Judica geführt, Ehrenwachen zogen auf und es dauerte nicht lange, ſo erſchien auch in feierlicher ſchwarzer Seidentracht der Syndikus mit allen Magiſtratsperſonen, um uns im Namen der Stadt zu becomplimentiren. Erſt nachdem dieſe formelle Cour der Behörden entgegengenommen worden, konnten wir das Muſeum des Palazzo Judica beſuchen, das für mich von ganz beſonderem Intereſſe war. Alle darin enthaltenen Alterthümer ſtammten aus dem antiken Akrae. Ich fand eine Menge verſchiedener Arten von Vaſen und Terracotten, geſchnittene Steine, Figuren, Ringe und Inſchriften. Da gab es denn viel Arbeitsmaterial, bevor wir nach Terranova weiterziehen konnten. Der junge Wilding, ein Vetter von Keſtner, verwaltete in der Nähe dieſes Städtchens die Güter ſeines Bruders, des Prinzen Butera, und hatte uns gaſtfrei zu ſich eingeladen.

Auf einſamer wellenbenetzter Straße, durch ſandige Dünen, kamen wir in Wildings Begleitung nach Alicante, dem alten Gela, und ritten über Felſenhöhen, durch Ölwälder und Orangenhaine nach Palma, das ſich ſehr maleriſch auf einem Bergkamme erhebt. Vier Meilen weiter erblickt man auf einer durch Felsberge begrenzten Ebene das alte Agrigent, hochgelegen mit den majeſtätiſchen Trümmern ſeiner doriſchen Tempel. Tiefer unten, auf ſteiler Felswand der Tempel der Juno Lucina aus der edelſten griechiſchen Kunſtepoche, eine der ſchönſten Ruinen, die ich je geſehen. Sechszehn kannelirte Säulen ſtanden noch aufrecht, und zwiſchen den herabgeſtürzten Werkſtücken, den abgebrochenen Säulen, den Trümmern der Cellawände wucherte üppiges Grün. Am Südrande der Hochebene ſteht der wundervoll erhaltene doriſche Tempel der Concordia, liegt der gewaltige Trümmerhaufe des Heraklestempels, von dem nur noch eine Säule hervorragt. Dann die Koloſſalruine des Zeustempels, bei deſſen Anblick man nicht begreifen

kann, wie Menschenhände diese Felsblöcke übereinander gethürmt haben, weiter der Dioskurentempel und die Reste eines dorischen Tempels des Aesculap. Wir trafen es sehr schön mit der Beleuchtung. Grau und düster waren die Häuser von Girgenti, aber auf den Tempeln, dem wüsten Trümmerfelde, den tief grünen Bäumen und Pflanzen ruhte wechselvoll, bald Licht, bald Wolkenschatten. In Harmonie mit der übrigen Landschaft wirkte dieser Anblick ganz zauberhaft. Wie schön mag das alte Agrigent gewesen sein, als von der Burg überragt, die Reihe der edlen Tempel noch in ihrer vollen Pracht dastanden und eine regsame Menschenschaar sich hier des Lebens freute.

Durch einsame Gegenden am Meeresufer entlang ging es nach Selinunt. Pilieri dei Giganti nennt das Volk den mächtigen Trümmerhaufen dieser sieben Tempelruinen, die in trauriger Einöde sich auf zwei getrennten Hügelrücken erheben. Das ungeheuere Chaos von Steinblöcken, Säulenstümpfen und dorischen Bruchstücken ist mit Eichen durchwachsen, von Epheu und allen erdenklichen Schlingpflanzen überwuchert. Aus der wildzusammengeworfenen Steinmasse ragen nur noch wenige Säulen hervor. Der Jupitertempel[1]) ist von wahrhaft kolossalen Dimensionen, und man klettert mühevoll an ihm hinan. Stille des Todes lagert über der Zerstörung, die kein Werk muthwilliger Menschenhand ist. Nur die Allgewalt furchtbarer Erdbeben konnte solche Tempel in ihren Grundfesten erschüttern, die Säulen herabstürzen und durcheinander werfen.

Unter Olivenschatten führte der Weg an dem palmenreichen Marsala vorüber, das man ein kleines Palermo nennen könnte, dann nach Trapani und auf den wegen seines Venusdienstes berühmten Berg Eryx. Immer wilder drängten sich die Berggipfel zusammen. Ein gepflasterter Pfad leitete uns auf die Höhe, und beim schönsten Vollmondschein ritten

[1]) Jetzt als Tempel des Apollon erkannt.

wir durch tiefe Schluchten nach Calatafimi, dieſem den Ruinen von Segeſta nächſt gelegenen Orte. Gekrönt durch ein kleines Caſtell mauriſchen Urſprungs, erheben ſich die weitverbreiteten Häuſer pyramidaliſch einen Bergrücken hinan. Mit Tagesanbruch gingen wir zu Fuß auf der Scaletta della Barbara nach Segeſta hin. Anfangs zog ſich der Pfad ländlich reizend durch bewachſene Tiefe und über ſchmale Gewäſſer, dann ſteil und beſchwerlich die kahle Felsſchlucht hinan. Vom abſchüſſigen Berghang ſchauten wir auf die Fiume de' Molini, auf zerſtreute Landhäuſer, Hütten, Wälder und Gärten. An den Felſen brach ſich der Widerhall fröhlicher Jagdrufe. Rüſtige Waidmänner kletterten mit ihren Hunden nach Füchſen und Kaninchen umher. Biegt man um einen der Bergvorſprünge, ſo öffnet ſich dem Wanderer plötzlich die ſchönſte Ausſicht auf die Ruinen von Segeſta. In der Einſattelung zweier Berge wand ſich des Waldſtroms leeres Bette in enger Schlucht um eine abgeſonderte ſenkrecht abfallende Felſengruppe. Hier ſtand der großartige und merkwürdig wohl erhaltene Tempel. Säulen, Kapitäle, Architrave, der Fries und die beiden Giebelfelder des doriſchen Baues leuchteten in der warmen Färbung des dunkelgelben Geſteins. Einſam und öde war es rings umher, und nur die Hütte eines Ziegenhirts, der ſeine Hürde voll munterer Zicklein hatte, belebte die Landſchaft. Obgleich der überragende Felſenberg maleriſch genug war, wollte ſich das Ganze doch zu keinem harmoniſchen Bilde geſtalten. Wir ſtiegen zum Theater hinauf, das am ſteilſten Abhange des Monte Barbaro, mit dem Rücken an die Bergwand gelehnt, zum größten Theil aus dem Fels herausgehauen iſt. Mauerreihen, einige Stufen und Fundamente laſſen den Grundriß des Baues erkennen. Von der Stätte dieſer Trümmer hat man einen weiten Blick auf die wunderſchöne Gegend mit ihren grünen Gefilden, dunklen Bergen, dem glänzenden Meere und nahgelegenen Tempel. Unter ſeinen Säulen ließen wir uns nieder, und ſprachen von der großen Zeit eines vergangenen Geſchlechts.

Da kam der wilde Jägerhaufe herangeſtürmt und ſtörte die heilige Ruhe des weiten Säulenraumes durch wildes Schießen, Schreien, Zechen und Schmauſen.

Beim Weiterritt ſahen wir mit Bedauern den letzten Tempel von Sicilien unſeren Augen entſchwinden, kletterten dann mühſam und beſchwerlich zum Hügelrücken hinan, der das Städtchen Alcamo trägt und vom Monte Bonifato überragt wird. Die Anſtrengung ward belohnt durch den Blick auf das Meer und die Bergreihe, welche von grauen Felſen durchwirkt, ſich buchtig und gipfelig in grandioſen Formen bis zum Cap St. Vito hinſchichtet.

Glücklicherweiſe begegnete uns in Alcamo ein nach Palermo rückkehrender Wagen. Er ward ſogleich gemiethet, und wir fanden es ſehr behaglich, nach langer Zeit wieder ein Mal ſo recht bequem auf guter Chauſſee hinzurollen. Raſch ging es abwärts. Belaubte Bäume, Felder mit keimenden Spätſaaten, röthlich braune Weingelände erfreuten unſer Auge. Parthenico war wieder ein ordentliches Landſtädtchen mit cultivirtem Ausſehen, die Ebene mit Olivenwäldern bedeckt, die Felsabſtürze maleriſch gebrochen. Die Berge nach St. Vito hin waren durch Wolkenſchatten wohl ernſt und ſchwarz, aber einzelne Sonnenblicke ſchufen die Landſchaft zu wechſelvollem Effectgemälde. Zwiſchen zackigen Felsgruppen und hochragenden Bergabſchüſſen fährt man durch eine kahle Felsſchlucht, an deren Ausgang das königliche Jagdſchloß liegt, dann neigt ſich der Weg nach Monreale hinab, und immer mehr und mehr enthüllt ſich dem Blick das weitverbreitete Palermo mit dem Meer, den bewachſenen Bergen und der weiten Ebene.

In Monreale ward angehalten, um der Frau unſeres braven Maulthiertreibers die baldige Wiederkehr ihres Mannes zu verheißen. Mit Windeseile verbreitete ſich im Örtchen die Nachricht unſerer Ankunft, und von allen Seiten kamen die Leute herbeigelaufen, um zu hören, daß wir in Wahrheit die gefahrvolle Rundreiſe ohne Unfall glücklich zurückgelegt hatten.

Palermo mußte nach kurzem Aufenthalt verlaſſen werden. Es war ſchon Mitte November und die vorgerückte Jahreszeit gebot eilige Rückkehr nach Rom. In 27 Stunden hatten wir dieſes Mal mit dem Dampfſchiff Neapel erreicht.

Am Aetna, bei Meſſina, Melazzo und Cefalu, in den Thälern von Palermo, Alcamo und Calatafimi, überall hatte ſich das fruchtſchwere Sicilien meiner Phantaſie ſo lebhaft eingeprägt, daß die üppige Umgegend von Neapel mir jetzt nur dürftig und farblos erſchien. Gleichen Eindruck machten die Denkmale der Kunſt. In Sicilien war ein ſolcher Reichthum edelſter Bauwerke an mich herangetreten, daß ich meinte, ihnen nichts vergleichen zu können, was ich vorher geſehen oder ſpäter noch ſehen würde. Von der Gothik rede ich nicht, denn ſie iſt aus einem ganz entgegengeſetzten Princip erwachſen und kann mit dieſen Bauten nicht verglichen werden.

Ganz ungefährdet war die ſchöne Reiſe doch nicht vorübergegangen. Stackelberg ſelbſt erwähnt zwar nichts von ſeinem Unfalle in Girgenti, aber Henriette v. Redens Brief an Charlotte Keſtner erzählt uns, wie er dort mit dem Maulthiere geſtürzt ſei und ſich ſo heftig an Arm und Hüfte verwundet habe, daß man die Abreiſe um drei Tage verſchieben mußte. Dieſer Umſtand erklärt einigermaßen die beſonders lückenhaften Aufzeichnungen in Stackelbergs Tagebuch, gerade aus den Gegenden und zu einer Zeit, wo er die tiefſten Eindrücke empfing. Auf der ſehr ſtürmiſchen Überfahrt hatte er ſich ſtark erkältet, in Neapel aber jegliches Ungemach bald vergeſſen und nur der lichtvollen Seiten ihres ſchönen Ausfluges gedacht. Die Rückkehr nach Rom war auf den 16. November feſtgeſetzt, die Sachen gepackt, die Päſſe in Ordnung, da erkrankte Stackelberg ganz plötzlich in der Nacht vorher. Wie ehemals in Smyrna, ſo ward er auch hier mit ſolcher Gewalt vom Aſthma ergriffen, daß eine Rettung unmöglich ſchien. Aderlaſſe halfen wohl aus augenblicklicher Gefahr, allein die Lungenkrämpfe wiederholten ſich, und in Folge der Erkältung entwickelte ſich

noch eine Bruſtentzündung. Mehr als vierzehn Tage hatte Stackelberg ohne Schlaf und ohne Nahrung, im Lehnſtuhle ſitzend, zugebracht, einmal ſogar während zwölf banger Stunden unter den furchtbarſten Lungenconvulſionen nach Luft gerungen. Durch das vollkommen klare Bewußtſein des Kranken ward der Zuſtand noch peinvoller. So oft Stackelberg einige Worte hervorbringen konnte, ſtammelte er ſeinen Dank und ſeine letzten Wünſche dem treuen Keſtner, der, von Panofka und zwei Ärzten unterſtützt, ihn mit unermüdlicher Sorgfalt und Selbſtvergeſſenheit umgab. Zur Zeit der Kriſis hat Auguſt Keſtner fünf Tage ganz allein am Krankenlager gewacht, weil Panofka nicht ſo geſchickt im pflegen war. Er verſicherte aber, ſich nie wohler gefühlt zu haben, als eben jetzt, wo die Freude der Rettung ihm zur köſtlichſten Stärkung geworden.

Nach ſechs Wochen ſah Stackelberg ſich ſo weit geneſen, daß er mit Keſtner und Panofka die Weiterreiſe ohne Gefahr unternehmen konnte. Am 23. December waren ſie zu rechter Zeit in Rom eingetroffen, um Mademoiſelle Garnerin, die berühmte Luftſchifferin, vom Monte Pincio aufſteigen zu ſehen. Wie große Herren, feierten ſie ihren Einzug mit einer Feſtlichkeit im Volksgewühl. Obgleich Stackelberg ſich in der römiſchen Luft bald zuſehends erholte, ſo litt er doch noch lange Zeit an einer großen Schwäche der Nerven. Nach Keſtners Verſicherung iſt ihm die einſtige Friſche und Geſundheit nie mehr wiedergekehrt. Im Wohlgefühle der Geneſung ſchrieb er damals an ſeine Schweſter Charlotte: „Ich verdanke alles dem treuen Beiſtande und der aufopfernden Pflege meines Freundes Keſtner. Gott ſei Dank, daß mit der Geſundheit auch die Kraft zum Arbeiten ſich wieder eingefunden hat. Jetzt kann ich hoffen, die Werke zu vollenden, welche mein Leben überdauern ſollen."

Am Tage nach der Freunde Rückkehr tönte feierliches Glockengeläute über Rom hin. Dieſes Mal galt es nicht allein

der herannahenden Chriſtnacht, auch der Beginn des anno santo ward der katholiſchen Chriſtenheit verkündet. In feierlicher Proceſſion zog der Papſt auf den Petersplatz, wo vor dem vermauerten Thore ein Thron für ihn errichtet war. Unter Geſang und Gebet ſtieg er die Stufen hinab, trat vor die goldene Pforte, ſchlug mit einem goldenen Hammer drei Mal an die Mauer der Thüre und ſprach dazu die Worte des 118. Pſalms 18. v.: „Thut mir auf die Thore der Gerechtigkeit, daß ich da hineingehe und dem Herrn danke.“ Die Steine wichen, die Jubelpforte war geöffnet, Pönitentiarier beſprengten ſie mit Weihwaſſer, und gefolgt von dem verſammelten Klerus, hielt Leo XII. ſeinen Einzug in die weiten Hallen der Kirche Petri. Bonifacius IX. hatte auch den Lateran, Maria Maggiore und St. Paolo fuori le mura zu Jubelkirchen erhoben. Gleichzeitig, wie im St. Peter, wurden in den beiden erſtgenannten Baſiliken durch zwei Kardinäle die goldenen Pforten geöffnet. St. Paolo aber lag noch in Schutt und Trümmern. Für den Erfolg des Feſtes hatte der römiſche Witz auf ſeine Weiſe das Prognoſtikon geſtellt. In der Frühe des nächſten Morgens nach der großen Jubiläumsproceſſion fand man neben dem offenen Thore eine ſehr geſchickt auf die Mauer gezeichnete Flaſche: Fiasko.

Alle großen Theater wurden nun geſchloſſen, die öffentlichen Schauſtellungen auf das Marionettentheater beſchränkt und ſowohl in den Kirchen, als auf den öffentlichen Plätzen Bußpredigten gehalten. Zahlreiche Proceſſionen und Pilgerzüge wandernder Brüderſchaften belebten jetzt die Stadt, vor allem aber die großen Züge der Landleute, die vom Gebirge herabſtiegen, um in Roms Baſiliken ſich den Frieden der Seele zu erbeten. Sie kamen in den verſchiedenſten Trachten und führten ihre ganze Habe mit ſich. Die Frauen trugen den Säugling in der Wiege anmuthig auf dem Kopfe und erinnerten in ihrer Kleidung an Raphaeliſche Gemälde. Nach der weiten Wanderung gönnten ſie ſich keinen Augenblick Ruhe, zogen gleich

mit lautem Beten und Singen von einer Basilika zur anderen, ihre Andacht zu verrichten, die Indulgenza zu empfangen. Vor Ermüdung fielen manche von ihnen mitten im Gebet in tiefen Schlaf und bildeten schöne Gruppen, die allerdings mehr zur Erbauung der Maler, als der Gläubigen dienten. Hier sah man den Ausdruck gewaltigster Erschlaffung, dort fanatischen Eifer, Bewunderung, Zufriedenheit, in sich versunkene Andacht, die wechselvollsten Bilder und im höchsten Grade interessant für den Künstler. Zur Osterzeit strömten die Bewohner des Kirchenstaates in noch größeren Massen nach Rom. Dann genossen sie auf Kosten der Regierung in für sie bereiteten Räumlichkeiten, dreitägige Gastfreundschaft, und vermehrten sowohl das künstlerische Interesse, als auch das Volksgedränge. Die Segenertheilung auf dem Petersplatze ward durch die ländlichen Pilger zu einem wahrhaft imposanten Schauspiele. Für religiöse Eindrücke sonst ganz unempfängliche Personen ließen diesem Momente volle Gerechtigkeit widerfahren. Rom war in Andacht versunken, und alle weltlichen Freuden officiell in den Hintergrund gedrängt.

Zur Sommerzeit des Jubeljahres kam Champollion, der berühmte Hieroglyphen-Entzifferer, nach Rom. Unter den Gelehrten, wie auch unter dem gebildeten Publikum, hatte seine Ankunft das höchste Interesse hervorgerufen. Schaaren von Lernenden und Neugierigen folgten dem gelehrten Manne überall hin, wo die verschiedenen Alterthümer, sei es im Sonnenlichte oder in der Abgeschlossenheit von Sammlungen, sein Forscherauge auf sich zogen. Die erhabenen Monumente sollten nach jahrtausendlangem Schweigen ihre Sprache wiedererhalten, und von alle dem deutlich reden, was unzähligen Geschlechtern bisher ein tiefes Geheimniß geblieben. Auf dem großen Obelisk der Piazza del Popolo ward der Name Tutmosis herausbuchstabirt, auf dem Obelisk vor der Kirche Trinita dei Monti entdeckte man den Namen des Antinous. Auch manche Stücke aus Stackelbergs Sammlung wurden entziffert. Im Hause

des ruſſiſchen Geſandten, Chevalier d'Italinsky, im Salon des portugieſiſchen Geſandten Mella, verſammelte ſich ein auserleſener Kreis zu mehreren Sitzungen, um den berühmten Gelehrten die ſcharfſinnige und praktiſche Methode entwickeln zu hören, welche ihn zum Verſtändniß der Hieroglyphenſchrift geführt hatte. „Es iſt der Uranfang alles menſchlichen Schreibens, ſagt Stackelberg, und zeigt uns die Entſtehung unſerer eigenen Schreibart, in der ſich mir immer eine eigenthümliche Phyſiognomie aufdrängte.“

Das Jubeljahr war zu Ende. Unter großen Feierlichkeiten wurde am 24. December 1825 die Gnadenpforte bis auf weitere 25 Jahre wieder geſchloſſen.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Stackelbergs Werke als Ergebniß ſeiner griechiſchen Reiſe.

Bedeutungsvolle Ereigniſſe bewegten die Gemüther von ganz Europa. Über Griechenlands Schickſal verhandelten die Diplomaten, für Griechenlands Befreiung opferten vaterländiſche Kämpfer und herbeigeeilte Philhellenen ihr Gut und ihr Leben. Überall, wo Jünger der Kunſt für die Antike und das Griechenthum ſchwärmten, wurden die Erfolge der Freiheitshelden mit Enthuſiasmus begrüßt. Wenn Stackelberg es auch ſelbſt eingeſtand, daß politiſche Verwickelungen ſein Intereſſe nicht zu feſſeln vermochten, Griechenlands Schickſal konnte ihm nicht gleichgültig ſein. Aus eigener Anſchauung kannte er alle Orte der blutigen Thaten, kannte viele der Männer, deren Namen jetzt weltberühmt wurden, und liebte das ſchöne Land wie ſeine zweite Heimath. Bei Siegen und Niederlagen theilten die römiſchen Künſtler mit ihm Begeiſterung, Furcht und Hoffnung.

Aus Stackelbergs Tagebuch wiſſen wir, daß ſchon während ſeiner Reiſen durch Griechenland ſich dort die Sehnſucht nach Freiheit, namentlich unter den handeltreibenden Griechen,

zu regen begann Schulen wurden gegründet, die altgriechiſchen Klaſſiker geleſen und die jungen Leute nach Paris auf die Univerſität geſchickt. Mit der Bildung wuchs auch der Drang nach Wiederherſtellung nationaler Größe. Man ſtiftete die Hetärie, einen Geheimbund, der überall ſeine Anhänger fand, wo Griechen lebten. Als 1821 unter Alexander Ypſilanti in der Moldau der Aufſtand ausbrach, da verbreitete ſich die Empörung wie ein Lauffeuer über das ganze griechiſche Volk. Unter der Anführung von Pietro Bey, dem Häuptling der Familie Mauromichalis, brachen die Mainoten aus ihren Bergen hervor und ſtürmten in die Thäler der Morea. Kolokotronis ſammelte die Männer im arkadiſchen Gebirge und vertrieb die Türken, wo er ſie fand. Mainoten, Sulioten, Armatolen, alle griffen zu den Waffen. Auch in Athen revoltirten die Griechen und nöthigten ihre Unterdrücker, ſich in die Feſte Akropolis zurückzuziehen. Der ganze Orient ſtand in Flammen und das mittelländiſche Meer ward zum Schlachtfelde. Mit dem Jahre 1825 begann für Griechenland die blutigſte Zeit. Eine Niederlage folgte der anderen, ein feſter Ort nach dem anderen ward bezwungen, und mit wenig Ausnahme gewann der Feind wieder Macht über die ganze Halbinſel Morea. Für das ſchöne Land waren es finſtere Tage, die erſt 1829 durch den Frieden von Adrianopel gelichtet wurden.

Zu dieſer Zeit, wo alle Welt in fieberhafter Aufregung der Entwickelung des griechiſchen Aufſtandes folgte, wo Griechenland faſt allein das Tagesgeſpräch bildete, da erſchien im Frühling 1825 Stackelbergs erſtes Werk: Trachten und Gebräuche der Neugriechen (Rom im Selbſtverlag). Die erſte Abtheilung enthält auf 30 Tafeln einzelne Figuren in den mannichfaltigen Trachten griechiſcher Völkerſchaften. Jedes der Blätter iſt nach der Natur gezeichnet, von Teſta, Marchetti und Ferretti ſorgfältig in Kupfer (Linienmanier) geſtochen, kolorirt und von erläuterndem Texte begleitet. Die

Anmuth und charakteriſtiſche Schönheit, mit der Stackelberg alle dieſe Geſtalten aufgefaßt und dargeſtellt hat, geben ihnen wahrhaft künſtleriſchen Werth. Er ſagt in ſeiner Vorrede: „In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo an dem feſten Beſtande des Orients gerüttelt wird, der Verkehr mit dem kultivirten Europa reger iſt, da ſchwinden allmählich die nationalen Eigenthümlichkeiten. Mit dem Joche der Türken wird auch das ſtarre Geſetz der Kleiderordnung fallen, die lebendige Quelle ſchöner Kunſtmotive verſiegen. Neugriechiſche Trachten und Gebräuche verdienen aber feſtgehalten zu werden, und mögen hier die getreuen Abbildungen vielleicht einem höheren Intereſſe begegnen, als nur der Schauluſt und dem Hange zu wechſelnder Verkleidung. Vielleicht geben ſie der Malerkunſt neue Anregung, vielleicht kann der Forſcher in dieſen Blättern gewünſchten Aufſchluß finden. In veränderter Zukunft werden ſie ein wichtiges Denkmal vergangener Zeiten ſein."

Die zweite Abtheilung ſollte auf 20 Tafeln in mannichfaltigen Gruppen die geſellſchaftlichen Sitten und den Charakter des Volkslebens darſtellen. Arkadiſche Hirten und Küſten befahrende Seeräuber, genügſame Landleute in Attika, geſchäftige Reiſende in Korinth, Tanz und Lebensfreude, Liſt, Arbeit und Leidenſchaft geben uns ſchon in den wenigen Blättern eine lebendige Anſchauung des neuen, oft auch des alten unverwüſtlichen Griechenlands. Nach dem urſprünglichen Plane ſollten die übrigen Tafeln noch enthalten: Das Winzerfeſt in Athen, Waffentanz (Pyrrhiche), Sirto oder Ziehreigen, Waſſerträgerinnen am Brunnen, öffentliches Bad, Gaſtgelag, Jagdzug, Verlobungsfeier, Brautzug und Beerdigung. Stackelberg hat aber nur die zehn erſten Blätter vollenden können. Sie wurden 1835 von Reimer in Berlin lithographirt herausgegeben. Nur die fünf erſten Blätter ſind von einem erläuternden Texte begleitet. Die erſte Abtheilung (Trachten) hat von Stackelbergs Werken die weiteſte Verbreitung gefunden. Künſtler benutzten ſie zu Gemälden und anderen Kunſterzeug-

nissen, Mosaikarbeiter zu Schmuckgegenständen, leider auch eine Menge Speculanten zu geistlosem lithographischem Nachdruck. Ungeachtet des päpstlichen Edictes, welches diese Sammlung auf die Dauer von zehn Jahren durch ein Privilegium vor Nachstechern sicherte, waren die Trachten bis zum Jahre 1828 bereits fünf Mal nachgedruckt. Da noch kein Gesetz das geistige Eigenthum schützte, konnte man sich solchen Unfuges kaum erwehren.

Trotz gesteigerten Umfanges und unaufhörlicher Seilung des Textes war auch das Werk über den Apollotempel zu Phigalia endlich druckreif geworden. Von den Kupfern hatte man überall hin Probeabzüge versendet, allein nur Zeitverlust war das Resultat davon gewesen. Die Buchhändler lobten die Ausführung, versicherten Unentbehrlichkeit des Werkes für Bibliotheken, fanden den Ankauf aber nicht vereinbar mit ihren Speculationen. „Jeder Druck drückt den Unternehmer mehr, als er ihn freut", schrieb Stackelberg in seine Heimath. Im Rathe der Freunde ward nun beschlossen, daß er das Geschäft der Herausgabe selbst betreiben sollte. Das Manuscript wanderte allmählich in der Reinschrift nach Frankfurt am Main. Ein langer Weg, der jedes Mal einen vollen Monat in Anspruch nahm. Dort hatte Theodor Kestner, ein jüngerer Bruder von August Kestner, mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit die Besorgung des Druckes übernommen und der Andreae'schen Officin übergeben. Bei den mühsamen und weitläufigen Geschäften dieser Art fehlte es nicht an vielfachen Störungen, zumal bei der großen Entfernung. Stackelberg ward oft dadurch entmuthigt und mußte seufzend ausrufen: „Selbst Buchdrucker und Verleger sein, alle Sorgen als Künstler und Bücherwurm zugleich auf den Schultern tragen, übersteigt fast meine Kraft und liegt außerhalb meines Gesichtskreises. Und wer sagt mir, daß trotz aller Sorgfalt, die ich angewendet, meine Arbeit kein Stückwerk ist, daß nicht Andere kommen werden, die mehr Gedanken und mehr Klarheit in diese Forschung bringen?"

Im Juni 1826 war der Druck des Phigaliſchen Werkes vollendet, Stackelberg erhielt das erſte Exemplar nach Rom zugeſandt. Unter dem Titel: Der Apollotempel zu Baſſae in Arkadien (Royal Folio, 31 Kupfertafeln, 147 Seiten Text) konnte es jetzt dem bücherpflegenden Norden überantwortet werden. Ein wahres Prachtwerk! Schön im Druck Andreae'ſcher Lettern, ſorgfältig im Stich der Kupfer. Soweit überhaupt die Chalkographie durch den wohlberechneten Gebrauch des Grabſtichels runde Bildwerke mit Schatten und Licht darzuſtellen vermag, iſt es hier von Gmelin, Reinhardt und Marchetti geſchehen. Die kunſtvoll und gewiſſenhaft an Ort und Stelle gemachten Zeichnungen liegen dem Kupferwerke zu Grunde. Es enthält den architektoniſchen Grundriß und Aufriß des Tempels, den ganzen Fries der Cella in ausgeführten Abbildungen und einem Viertel der Originalgröße, eine ſkizzirte Zuſammenſtellung der einzelnen Marmorplatten, Abbildungen von einigen bedeutenden Fragmenten des Tempelhauſes und mehrere maleriſche Anſichten, ſowohl des Gebäudes, wie der Umgegend. Ein reich ausgeſtatteter Text vervollſtändigt das Werk und giebt uns eine Beſchreibung von der Gegend des Tempels, ſeines gegenwärtigen und ehemaligen Zuſtandes, hiſtoriſche Nachrichten über das Heiligthum und die Stadt Phigalia, Erzählung der Findung und Ausgrabung des Frieſes, Erklärung und Beurtheilung der Bildwerke und einen Anhang mit Bemerkungen. „Alle Einflüſſe, die eine ſinnige Beobachtung von einem allernährenden Boden, einem wonnigen Klima u. ſ. w. auf ein ſchön geartetes Volk wahrnehmen kann, ſucht Stackelberg auf dieſen Ort unſerer Betrachtung concentrirt darzulegen. Nachdem er mit künſtleriſchem Sinne und mit ſo viel Sicherheit die Reize der lebensvollen Marmorgeſtalten in ſeine Mappe zu übertragen wußte, iſt er mit gleichem Künſtlerſinne an die Schilderung des großartigen Eindruckes gegangen, den er von dem geweihten Orte und aus den Hallen des heiligen Raumes mit hinweggenommen

hat. Er entwirft uns ein vollſtändig künſtleriſches Bild des Gebäudes und ſeiner Einrichtung mit allem ſeinem äußeren und inneren Schmucke und reproducirt gleichſam das untergegangene Kunſtwerk vor unſeren Augen aus den wenigen noch erhalte nen Trümmern." (Artiſtiſches Kunſtblatt 1826. Nr. 22. Böttiger.)

„Archäologiſch genommen, konnte das Werk bei der Entfernung von Deutſchland und den nothwendigen Hülfsmitteln ſchwerlich frei von Mängeln gelehrter Ausrüſtung bleiben. Auch erregte Stackelbergs Befangenheit in wunderlich ſymboliſchen Combinationen mythologiſcher Sacherklärung nicht unerheblichen Widerſpruch." (Gerhard.) Für die Alterthumskunde iſt aber die Monographie des Tempels von Phigalia ein wichtiges und bis jetzt noch einzig daſtehendes Werk. Gleich nach dem Erſcheinen deſſelben faßte Stackelberg den Entſchluß, es dem Kaiſer Nikolai zu dediciren, als ein Zeichen der Dankbarkeit für das wiedererſtattete Löſegeld. Nachdem der Kaiſer die Widmung huldvoll angenommen, wurden zwei prachtvoll ausgeſtattete Exemplare an Se. Majeſtät und deſſen Bruder Michael nach Petersburg geſandt. Letzterer hatte Stackelberg in Rom perſönlich dazu aufgefordert. Die beiden hohen Herren ließen ihm durch den ruſſiſchen Geſandten ihre beſondere Anerkennung ſeiner gelehrten Beſtrebungen vermelden. Von einer Belohnung oder ſonſtigen Auszeichnung war weiter nicht die Rede. Dagegen ernannte ihn die Berliner Akademie (1826) zu ihrem ordentlichen Mitgliede. Es iſt bezeichnend für die damaligen Zuſtände, daß Stackelberg erſt zwei Jahre ſpäter von der Ausfertigung des Dokumentes Kunde erhielt. Durch dieſe Verſäumniß erſchien auch ſein Lebensabriß erſt im Januarheft des Kunſtblattes von 1828.

Anfangs beabſichtigte Stackelberg auch eine franzöſiſche Überſetzung des Phigaliſchen Werkes herauszugeben und der hülfbereite Dr. Theodor Keſtner hatte bereits den Profeſſor Mather in Straßburg dafür gewonnen. Die Arbeit erwies ſich aber als unausführbar, weil, wie Stackelberg ſagte, die

Gedanken eines deutschen Gelehrten sich im französischen Gewande fast so sonderbar ausnehmen, wie ein Grieche oder Römer im Pariser Modekleide.

Neben diesen beiden, schon im Drucke erschienenen Werken hatte Stackelberg in der Zeit seines römischen Aufenthalts noch zwei Arbeiten von eben so bedeutendem Umfange begonnen und fast der Vollendung entgegen geführt. Wir nennen zuerst La Grèce. Vues pittoresques et topographiques (Paris bei Osterwald 1834), welches die mit so viel Mühe und Gefahr entworfenen Ansichten von Griechenland enthält. Sie tragen den Stempel großer Treue, haben künstlerischen Werth und geben uns ein Bild der hellenischen Welt, wie sie sich gegenwärtig unseren Blicken darstellt. Das Werk war mit 140 Ansichten auf 13 Abtheilungen angelegt und nach den antiken Staaten und Provinzen geordnet. Stackelberg wollte jedem Blatt eine Erklärung hinzufügen, die in gedrängter Kürze ethnographische, historische und archäologische Notizen brachte und durch Hinweisung auf die alte Naturpoesie den verschiedenen Örtlichkeiten besonderes Interesse verlieh. Zur Vervollständigung der landschaftlichen Bilder sollte eine Karte entworfen werden, die nach Stackelbergs Tagebuch alle von ihm betretenen Wege und neu erkannten Orte namhaft machte. Dieses Werk war hauptsächlich auf den Schulgebrauch berechnet.

Zugleich mit den Trachten der Neugriechen, dem Apollotempel zu Bassae und den Vues pittoresques entstand auch das Werk über die Gräber der Hellenen. (Reimer. Berlin 1837.) „Wer die vorher besprochenen Werke kennt, weiß auch, daß in der Zeichnung ähnlicher Denkmäler kein anderer damals Stackelberg in wahrhaft griechischem Kunstgefühl übertroffen hat." (Gerhard.) Die Materialien waren fast ohne Ausnahme in Griechenland gesammelt, die Zeichnungen mit denen des Phigalischen Frieses in Rom auf Stackelbergs eigene Kosten gestochen worden. Testa, Cipriani,

Ruſchweg, Riepenhauſen und Marchetti hatten die Ausführung übernommen (1817–1820). In 80 Kupferblättern und mehreren Vignetten enthält das Werk Grabalterthümer aus Griechenland und zur Vergleichung mit den bemalten Vaſen auch einen Anhang von charakteriſtiſchen Vaſenbildern aus Italien. Es zerfällt in drei Hauptabſchnitte. Der erſte Theil umfaßt Grabmäler und Todtenbehältniſſe, der zweite Theil Vaſen und Lampen, der dritte Theil die plaſtiſchen Bildwerke und den Todtenſchmuck. Durch eine möglichſt vollſtändige Reihe von Beiſpielen erhalten wir einen Überblick aller in griechiſchen Gräbern vorkommenden Gegenſtände. „Sein Inhalt und ſeine Ausführung ſind unübertroffen, und ſelbſt der oft ſkizzenhafte Text ſehr beachtenswerth.“ (Gerhard.) In der Einleitung ſucht Stackelberg die allmähliche Entwickelung griechiſcher Gräberbildnerei darzulegen. Er ſpricht von den Göttern des Todtendienſtes, von den Erd- und Unterweltsgottheiten, dem alten Doppelſinn, der auch die Lichtgötter für Todesgötter erkannte, den Lehren der Alten vom Schickſal der Abgeſchiedenen, endlich von der im Verfolge des Werkes mannichfach belegten Sitte der Gräberſchmückung. „Allerdings wird man wie im Texte des Apollotempels, ſo auch hier, die philologiſche Schärfe oft vermiſſen, denn die mythologiſche Einleitung zum Gräberwerk enthält mehr Notizen als Citate, mehr ein von Kunſt und Alterthum durchdrungenes Gefühl, als hiſtoriſche Form. Wir müſſen ſie jedoch in der That hoch anſchlagen, weil eine ähnliche Zuſammenſtellung der Gottheiten und Glaubensſätze griechiſchen Gräberdienſtes bis dahin gefehlt hatte. Die ſcheinbaren Mängel der Arbeit ſind durch die eigenthümliche Natur eines Forſchers bedingt, deſſen gleichmäßig ausgebildeter Sinn für Griechenlands Kunſt und Alterthum ſeines Gleichen noch lange vergebens ſuchen wird.“ (Gerhard.)

Auch manches Andere feſſelte zeitweilig Stackelbergs archäologiſches Intereſſe und raubte ihm die Zeit zur Vollendung der ſchon begonnenen Arbeiten, wie z. B. die in Zeich-

nung und Erklärung ſpäter durch Rochette bekannt gewordene bronzene Ciſta mit der Darſtellung von Achilles blutigem Todtenopfer für Patroklos; und die bei Leſung des Pauſanias veranlaßten Herſtellungsverſuche der Throne des Amyklāiſchen Apoll und des Olympiſchen Jupiter mit allen dieſelben verzierenden Bildwerken. Von dieſen intereſſanten Nebenarbeiten iſt nichts in die Öffentlichkeit gekommen. Der Grund dazu mag wohl an der Verzögerung des Textes gelegen haben.

Unter den in Rom geförderten Arbeiten müſſen wir noch der „Albunea" erwähnen. Dieſes, in hexametriſcher Form durchweg allegoriſch gehaltene Lehrgedicht der Mythologie war ſeinen hyperboräiſchen Freunden gewidmet. In poetiſchem Gewande ſuchte Stackelberg darin ſein mythologiſches Syſtem darzuſtellen und legte der weißen Göttin von Tibur alle die Worte in den Mund, welche die Räthſel der Vorwelt divinatoriſch beleuchteten und die Entſtehung der Mythen aus dem Bericht der Alten entwickelten. Das Gedicht war auf drei Bücher berechnet, deren erſtes die Götter, das zweite die Menſchenbildung, das dritte die Heroenſage enthielten. Die mannichfaltigen Erſcheinungen des im Himmel abgeſpiegelten Erdenlebens ſollten hier als kosmiſche und göttliche Thätigkeit in Jagd, Hirtenleben, Landbau und Schiffahrt zum bildlichen Ausdruck kommen und in der Gründung von Städten, ſowie in Trojas und Roms Sagenkreis ihren Abſchluß finden. Die Mythe verlegt die Heimath der römiſchen Sibylle nach Tibur und eine glänzende Beſchreibung der Waldſchlucht von Tibur führt uns ein in den Sagenkreis der Sibyllen. Albunea iſt die Nymphe des Waſſerfalls. Alle 1000 Jahre verſchwindet die ſprudelnde Quelle und kehrt erſt nach einem Jahre in die verlaſſene Grotte zurück. Drei Mal ruft der Dichter mit dem Verſchwinden der Gewäſſer die Sibylle in das Leben, drei Mal läßt er ſie beim Wiedererſcheinen auch wieder verſchwinden. Das erſte Mal erſcheint die Albunea als Seherin und Prophetin

von Roms Geſchick, den Sturz der päpſtlichen Macht weiſſagend. Das zweite Mal tritt ſie als Erklärerin und Löſerin der Geſchicke auf, mit dem Inbegriff der Ahnung, der Erinnerung und Dichtung. Zuletzt belehren uns die Sibylle und Latiums Berggeiſt über die Ergebniſſe mythologiſcher Forſchung. Die Anlage des Gedichtes iſt ſehr geiſtreich. Es enthält ſinnige Gedanken und maleriſche Schilderungen. Der Werth des Gedichtes kann aber ſchon um ſeines allegoriſch didaktiſchen Zweckes willen kein wahrhaft poetiſcher ſein. Es war ein Verſuch, begünſtigt durch die Richtung der Zeit und nach des Verfaſſers Eigenart.

Dieſes mit ganz beſonderer Liebe entworfene Werk iſt nicht zum Abſchluß gekommen. Nach Stackelbergs Tode ſuchte Gerhard das Manuſkript zu entziffern, welches in der Anlage und Mehrzahl einzelner Abſchnitte ſchon ausgearbeitet war. Allein die meiſt mit Bleiſtift geſchriebenen, viel hinein corrigirten Blätter erwieſen ſich den Freunden ſo unleſerlich und unverſtändlich, daß ſie den Plan einer Herausgabe aufgeben mußten. Einiges daraus hat Gerhard in den römiſch-hyperboräiſchen Studien, II. Theil, veröffentlicht, „um eine mit Sorgfalt gepflegte letzte Arbeit Stackelbergs einigermaßen der Vergeſſenheit zu entziehen.“ (Gerhard.)

Im Druck erſchienen ſind die vier bedeutenden Werke über Griechenlands Kunſt, Sitte und Boden: „Trachten und Gebräuche der Neugriechen“, „der Apollotempel zu Baſſae in Arkadien“, «La Grèce. Vues pittoresques et topographiques» und „die Gräber der Hellenen“.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Die Hypogäen von Tarquinii.

(1827.)

In Stackelbergs Freundſchaftsleben hatte das Jahr 1826 tief eingreifende Veränderungen gebracht. Graf Baudiſſin war in ſeine nordiſche Heimath zurückgekehrt, Herr von Reden folgte in dieſem Jahre einem Ruf als Geſandter nach Berlin und hatte Rom in den Frühlingstagen verlaſſen, Linkh war in Deutſchland, Panofka ſollte auf Wunſch des Herzogs von Blacas nach Paris überſiedeln, Gerhard mußte um ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten willen in die Heimath reiſen. Keſtner ward an Redens Stelle zum hannöverſchen Geſchäftsträger ernannt und durch den erweiterten Berufskreis vielfach in Anſpruch genommen. Er konnte nicht mehr, wie ſonſt, täglich mit dem Freunde verkehren und in thätig reger Theilnahme den Reſultaten ſeiner Studien folgen. Das Geſpenſt der Vereinſamung trat drohend vor die Phantaſie des durch wiederholtes Unwohlſein krankhaft erregten Stackelberg. Keine der vielen glänzenden Bekanntſchaften konnten ſeine Seele dauernd befriedigen. Weder der gaſtfreie Fürſt Poniatowsky, noch der reiche Demidoff mit ſeinem franzöſiſchen Theater, die Fürſtin

Wolkonsky mit ihrer Privatbühne noch die Empfangsabende des Lord Hastings, ehemaligen Vicekönigs von Indien, in dessen Salon alle bedeutenden Männer Roms sich vereinigten, noch die Lady Westmoreland, die ihn mit nach Ägypten entführen wollte, noch die prachtvollen Feste des österreichischen Gesandten im Venetianischen Palast, wo Madame Recamier aus ihrer Verborgenheit hervortrat und trotz ihres Alters immer noch große Anziehungskraft ausübte. Sogar Paganinis Zaubergeige, der Catalani allbeherrschende Stimme und das tägliche Musiciren mit Reißiger vermochten Stackelbergs trüben Sinn nur auf kurze Zeit zu erheitern. „Auch hier in Rom", schreibt er der Schwester, „wo alles zusammenströmt, was die Welt an Rang und Kenntnissen Ausgezeichnetes besitzt: Monarchen und Große, Gelehrte und Künstler, Seltsames und Anmuthiges, auch hier lebt man doch nur halb, wenn man nicht mit Freunden lebt und nicht, wie ich, das seltene Glück gehabt hat, Jahre hindurch ein festes Glied geschlossener Familienkreise zu sein."

Seit dem Tode der Mutter hatte Stackelberg nicht mehr ernstlich an eine Heimreise gedacht. Jetzt ward sie fest beschlossen. Im Herbst wollte er Rom verlassen, in Deutschland den Verlag seiner Werke fördern und dann in das Vaterland zurückkehren. Da kam ganz unerwartet aus Corneto die Anzeige neuentdeckter Wandmalereien in den sogenannten „Hypogäen von Tarquinii", diesen unterirdisch etruskischen Grabkammern. Herr Vittorio Massi, Haushalter des Erzbischofs von Corneto, hatte Stackelberg und Kestner zur Besichtigung derselben aufgefordert. Obgleich des Berichterstatters völlige Unkenntniß in Kunst und Alterthum die Wichtigkeit seiner Sindung höchst zweifelhaft machte, so schien doch aus der Aufzählung einer bedeutenden Menge von gemalten Pferden und Menschen etwas Erhebliches hervorzuleuchten. Unsere schon angeregte Forschungslust, sagt Stackelberg, bedurfte nichts mehr, um Kestner und mich zu einer Fahrt nach Corneto zu bewegen.

Bei dem künstlerischen Vorhaben brauchten wir den Beistand eines Architekten, und Herr Professor Thürmer entschloß sich uns zu begleiten. Indeß unsere Reise durch mancherlei Hindernisse sich ein Paar Wochen verzögerte, geschah nichts von Seiten der römischen Gelehrten zur Untersuchung der neuentdeckten Wandgemälde. Bindende Verhältnisse, Roms Unerschöpflichkeit und der Ruf dieser durch schädliche Luft und Raubgesindel gefährdeten Gegend waren die Gründe, welche den Blick der behaglichen Gelehrten von der Ferne abzogen. Wenige Gegenden des klassischen Alterthums haben aber seit kurzer Zeit der gewinnsüchtigen Neugier, wie der wissenschaftlichen Forschung einen so reichen und anziehenden Stoff dargeboten, als die etruskische Stadt Corneto, welche ein und eine halbe Tagereise von Rom am Meeresufer gelegen ist.

Im weiten Umkreise mehrerer Miglien Weges, gleich nahe der alten Stadt Tarquinii wie dem neueren Corneto, erstrecken sich unzählige Grabhügel und Grabeskammern, welche, meist nur durch Schutt und verwachsenes Gesträuch verwahrt, Hirten und Schatzgräbern zu häufigen Untersuchungen dienten. Die Wandgemälde aus Tarquinius Gräbern sind seit Winckelmanns Zeit berühmt. Zahlreiche Vasen und Vasenmalereien, namentlich in der Vatikanischen Bibliothek, stammen von dort her. Manche andere Gegenstände des römischen Kunsthandels, manches vorzügliche etruskische Erzgeräth wurde gemeinhin der Gegend von Corneto zugerechnet, jedoch die Erforschung dieses anerkannt wichtigen Bodens weder planmäßig noch mit Aufwand und Ausdauer verfolgt. So geschah es, daß von cornetonischen Wandgemälden eigentlich nur das der sogenannten Grotta del Cardinale aus den häufigen Abbildungen seiner Todtenzüge in weiteren Kreisen bekannt wurde.

Ausgrabungen des oben genannten Vittorio Massi und gleichzeitig des englischen Kunstfreundes Lord Kinnard, lenkten schon im Jahre 1825 die Aufmerksamkeit römischer Alterthumsfreunde von neuem auf jene für Kunst und Alterthum

ſo wichtigen Gegenden. Obwohl die meiſten cornetoniſchen Grabkammern bereits in alter und neuer Zeit ausgeplündert waren, ſo fand man doch bei den damaligen Unterſuchungen manches merkwürdige Erzgeräth und ausgezeichnete Vaſenmalereien. Der größte Theil dieſer Gegenſtände verſchwand nach England, das Übrige blieb im Beſitz der Kommune von Corneto. Auch in den folgenden Jahren 1826 und 1827 ließ Vittorio Maſſi es nicht an Nachſuchungen fehlen. Er war ſchon durch mancherlei glückliche Ausbeute belohnt worden, als er in den bereits früher aufgedeckten Gräbern zwei große, ſehr merkwürdige Wandmalereien entdeckte und uns zur Reiſe nach Corneto veranlaßte.

Mit der den Italienern eigenen Zuvorkommenheit wurden wir gleich bei unſerer Ankunft von der Familie Mariani aufgefordert, für die ganze Dauer des kunſtgewidmeten Aufenthalts bei ihnen zu wohnen: eine Einladung, der wir mit Freuden gefolgt ſind. In der Gräberſtadt Tarquinii fanden wir unſere Erwartungen weit übertroffen. Neben jenen früher erwähnten Grabkammern lagen die beiden neuentdeckten Hypogäen. Das eine Grabgemach war in altgriechiſchem Stil ausgemalt und ſtand offen, das andere, mit etruskiſchen Inſchriften verzierte hatte Vittorio Maſſi wieder verſchütten laſſen. Dieſes Umſtandes wegen mußte abermals förmlich um Erlaubniß angehalten werden, Grabungen vorzunehmen. Der Kardinal-Erzbiſchof, ein 85jähriger Greis, kam unſeren Wünſchen auf das Freundlichſte entgegen. Nach Wiedereröffnung des zweiten Gemaches benutzten wir die erlangte Erlaubniß zu weiteren Nachgrabungen. Durch glücklichen Zufall entdeckten wir ſchon beim erſten Grabmal das dritte bemalte Gemach, welches an Lebhaftigkeit der Farben alles übertraf, was wir bisher geſehen. Man hätte denken können, es wäre erſt den Tag zuvor vollendet worden. Alle ſpäter von uns geöffneten Gräber enthielten nur ganz ſchmuckloſe Gemächer, obgleich mehrere von ihnen in der Bauordnung mit den bemalten

völlig übereinſtimmten. Man ſteigt in ſolchem Grabmal gewöhnlich ſechs Stufen hinab bis zu einer Thüre, die, oben enger als unten, ſchräg vortritt. Drei weitere Stufen führen in ein Vorzimmer mit dachförmig zugehendem bemalten Plafond. Zu beiden Seiten des Ganges ſind Erhöhungen, in denen die vier länglichen Öffnungen wahrſcheinlich für Sarkophage beſtimmt waren. Durch eine zweite Thüre ſtieg man noch einige Stufen tiefer in ein zweites verziertes Gemach. Das Ganze war durch einen Tumulus gedeckt. Die vielen Grabhügel, welche in den verſchiedenſten Gegenden von uns aufgedeckt wurden, trugen alle Spuren gewaltſamer Eröffnung aus längſt vergangener Zeit. Wir forſchten vergeblich nach einem unberührten Grabe, obwohl die Übung und Geſchicklichkeit unſerer Arbeiter im Auffinden der Eingänge uns in den Stand ſetzten, täglich mehrere Hypogäen zu unterſuchen. Auch fanden wir dort weder Thon- noch Erzarbeiten.

Der Enthuſiasmus bei ſolchen Entdeckungen läßt ſich erſt recht begreifen, wenn man ſich den Eindruck vergegenwärtigt, welchen die Eröffnung eines antiken Denkmals hervorruft. Mit einer eigenthümlichen Empfindung thut man den erſten Schritt, der uns in einem Moment über die Kluft von mehr als zwei Jahrtauſenden zurückſteigen läßt. Wunderbar feierlich iſt uns zu Muthe, wenn wir den Raum beſchauen, welchen das Leben und Treiben eines untergegangenen Menſchengeſchlechts beſeelte, wo alles noch die Berührung bildender Hand trägt, man den Athem ihres Lebens empfindet, der in dem Gedächtniß der Abgeſchiedenen uns auch die älteſten Denkmale ihrer Kunſt erhalten hat. In das ſo lange innewohnende Dunkel dringen jetzt wieder die erſten Lichtſtrahlen, und kaum vermag die ſpärliche Flamme in der geſchloſſenen Luft den Ort zu beleuchten, von deſſen Wänden fremdartige Geſtalten überraſchend hervortreten. Durch den natürlichen Fels haben ſich Wurzeln gedrängt. An den von ihnen umſponnenen Wänden ſtarren ſie uns verdorrt entgegen. Unzählige leere

Schneckenhäuſer bezeugen den Untergang ſpäterer animaliſcher Anſiedler. Sie folgten und vergingen vermuthlich nach einer früheren Öffnung und Plünderung des Grabmals. Gewöhnlich pflegt in ſolchen Fällen die eine Ecke des ſchräg vorgelegten verſchließenden Steines für den Leibesumfang eines Menſchen durchbrochen zu ſein. Am Eingange findet man immer viel Erde angehäuft, die dem Eindringenden nachrollte. Mit der geſpannteſten Erwartung richtete ſich unſere Aufmerkſamkeit auf jeden einzelnen Gegenſtand. Unter einem weißen Salpeter-Überzug fanden wir noch ein Häufchen Aſche der Verſtorbenen, untermiſcht mit den Kohlen des Scheiterhaufens und den Gebeinen geopferter Lieblingsthiere. Auch lagen Scherben bemalter und ſchwarzer Gefäße umher, die den altgriechiſchen auf ihrem einheimiſchen Boden gefundenen vollkommen ähnlich ſahen. Sie werden jetzt von den Nachgeborenen zuſammengeleſen, als Zeugniſſe verlorenen Wiſſens und verblühten Kunſtſinnes einer bildſamen Vorzeit.

Unter dem Beiſtande von Keſtner und Thürmer machte ich mich ſogleich an das Werk, um alle vorhandenen Malereien genau zu copiren. Zwei der mit Gemälden ganz ausgezierten Grabkammern waren etruskiſch, die eine von ihnen zeigte über jeder Figur eine etruskiſche Inſchrift. Überhaupt war die Mehrzahl der Wandgemälde in den Hypogäen von Tarquinii vorzugsweiſe im alten etruskiſchen Stile, und nur eine der Grabkammern im altgriechiſchen Stile gemalt. Halblebensgroße Figuren auf purpurnem Grunde ſtellten hier ein Triklinium vor. Die drei Hauptwände füllten drei auf Ruhebetten gelagerte Männer, neben denen zwei Flötenſpieler ſtanden. An einem Tiſch voll bemalter Vaſen bemerkte man einen Weinſchenk. Zwiſchen Myrthen- und Lorbeerſtäben ſah man Tänzer und Tänzerinnen. Über dieſen Malereien zog ſich auf weißem Grunde, in einer Länge von 42 Fuß, ein farbenprächtiger Fries um das Gemach her. Hier ſah man 94 Figuren in den mannichfaltigſten Lebensäußerungen alter Sitte. Da

waren Wettrenner und Diskuswerfer, Springer, Fauſtkämpfer, Zuſchauer auf Gerüſten, Gottheiten die Kampfpreiſe vertheilten, alles in gutem archaiſchem Stil. Auf dem inneren Giebel ſah man die Abbildung einer Vaſe mit daneben ſtehenden Auguren und großen liegenden Figuren u. ſ. w. Zu weitläufig wäre die Beſchreibung alles deſſen, was dieſe Räume an Schätzen der Kunſt enthielten. Es ſind die älteſten bekannten Verſuche der Malerei al fresco und ſehr merkwürdig durch die bewunderungswürdige Vortrefflichkeit altgriechiſcher Zeichnung. Während im allgemeinen ſcharfe Contouren, eintönige conventionelle Farbenausfüllung, Eckigkeit und Steifheit dieſe Grabmalereien charakteriſirte, finden wir hier lebendigeren feineren Formenſinn, voll eigenthümlichen Reizes in den Darſtellungen des täglichen Lebens. Sie laſſen die Entwickelungsgeſchichte der Malerei unter griechiſchem Einfluß deutlich erkennen. In dem griechiſch-etruskiſchen Felſengemach habe ich den Grundriß der gemalten Deckenzierath, und die größte Anzahl der Figuren ganz durchgezeichnet; beſitze ſomit das treueſte Facſimile tarquiniſcher Malerei. Dann habe ich noch das Grabmal mit den Tritonen, das Grabmal mit den Löwen und ein etruskiſches Felſengemach mit allen Wand- und Deckengemälden gezeichnet. Unſere gemeinſchaftliche Arbeit ergab die Abbildung von 225 Figuren, vielen Thieren, wie Delphine, Panther, Seepferde, architektoniſche Zierden, die Steinthüren mit ihrem Bildwerk, Meſſungen der Gebäude u. ſ. w. Seit unſeren griechiſchen Ausgrabungen waren dieſe Gemälde die wichtigſte Entdeckung auf dem Gebiete der Kunſt. Sie gaben der Wiſſenſchaft manchen lang erſehnten Aufſchluß und übertrafen die Wandmalereien von Herculanum und Pompeji an Alter und Werth.

Siebzehn Tage dauerte die mühevolle und ermüdende Arbeit in den dumpfen unterirdiſchen Gemächern. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mußte ich entweder ſtehend oder in tiefgebeugter Stellung ſitzend, in den feuchten Räumen bei

Fackellicht zeichnen. Nur von Zeit zu Zeit ſtieg ich hinauf an die Sonnenwärme, um mich zu trocknen. Umgeben von Tumuliüberreſten und rauhem Geſtrüpp der Myrthen, Ginſter und Piſtazien, genoſſen wir Mittags unter freiem Himmel ein leichtes Mahl auf dem Gipfel des Grabhügels. Wir freuten und erholten uns an dem weiten Blick über das Meer mit den Inſeln und Vorgebirgen der Ferne, über die Gefilde voll Korn- und Weinpflanzungen. Wohlmeinend von allen Seiten vor der Gefahr feuchter Grabesluft und der Näſſe unterirdiſcher Gemächer gewarnt, achteten wir dennoch weder die große Ermüdung der Arbeit noch die ſchmerzhafte Unbequemlichkeit der Stellung, fürchteten auch nicht die vielen Vipern, Aſpiken und Tarantelſpinnen, die uns umgaben, trotzdem man uns von ihrem Stich und deren Folgen ganz ſchreckhafte, an das Wunderbare grenzende Schilderungen gemacht. Am Orte ſelbſt gab es Beiſpiele von Blödſinnigen und Kranken, die für ihr ganzes Leben taumelnd und geiſtesſchwach geworden. Wen der Stich getroffen, der leidet bis Sonnenuntergang an Convulſionen und qualvollſter Angſt, fühlt eine unwiderſtehliche Neigung zum Schlaf und darf nicht ſchlafen, denn der Schlaf bringt den Tod. Daher der Taranteltanz und die Muſik. Man kann nur Ruhe finden, wenn die Spinne ruht. Während der ganzen Dauer unſerer Arbeit widerſtand ich allen ſchädlichen Einflüſſen und blieb bei völligem Wohlſein. Kehrten wir am Abend zurück, in die Familie der wohlgebildeten und höflichen Italiener, ſo fanden wir behagliche Geſelligkeit, zierliche Stuben und erquickenden Schlaf, der die Müdigkeit bald verſcheuchte.

Sowohl der Kardinal des Ortes als auch alle Bürger der Stadt überboten ſich an Liebenswürdigkeit. Täglich ſtanden uns ihre Equipagen zu Gebote, um geſchützt vor Regen und Sonnenſchein, die mehr als zwei Miglien entfernten Hypogäen zu erreichen. Diners und Feſtlichkeiten wechſelten ab mit angeſtrengter artiſtiſcher Thätigkeit. Einheimiſche Dichtertalente wurden zu Sonetten begeiſtert und ließen den Geiſt der alten

Helden aus dem Grabe erſtehen, um uns ihren Dank zu ſagen für wieder vergönntes Licht und neu erweckten Ruhm. Eine uns gewidmete lateiniſche Elegie erſchien ſogar im Druck. Dieſe günſtige Stimmung verdankten wir hauptſächlich der Aufdeckung des dritten Grabmals. Nach Anſicht der Cornetoner hatte es den Vorzug vor all' den anderen, um der friſchen grellen Farben willen, denen ſie den größten Beifall zollten. Wir bemühten uns vergebens, durch kenntnißvolleres Urtheil ihr Intereſſe auf die weniger ſcheinbaren Bilder des altgriechiſchen Gemaches zurück zu lenken.

Mit jedem Tage unſeres Aufenthaltes wuchs und verbreitete ſich auch die Theilnahme an den neueſten Grabungen. Immer mehr Menſchen ſtrömten aus Stadt und Umgegend herbei. Hätte die Vollendung unſerer Arbeit nicht die Rückkehr nach Rom beſchleunigt, wir wären durch den zahlreichen Beſuch aus den engen Räumen verdrängt worden. Unſere Bekanntſchaft mit den angeſehenſten Bewohnern Cornetos weckte ihr Intereſſe für die Erhaltung der Denkmäler. Sie wurden gleich mit dauerhaften Thüren verſehen und auf dieſe Weiſe vor muthwilligen Eindringlingen geſchützt. Bei dem in altgriechiſchem Stil verzierten Gemach konnten leider auch die beſten Schutzmittel nicht mehr hinreichen, um die Malereien vor ſchädlichen Einflüſſen zu bewahren. Durch Salpeterbildung an den von der Näſſe durchweichten Wänden wird die Zeit ſelbſt nur zu raſch die Zerſtörung vollenden, da ſchon jetzt bei jeder Berührung die Farbe abbröckelt. Der Hauptgrund meiner zähen Ausdauer in dem geſundheitsſchädlichen Grabesaufenthalt war der Gedanke, dieſes Werk, deſſen Untergang vorauszuſehen iſt, durch ein genaues Ebenbild der Vergeſſenheit zu entreißen. Genügender als mit der Durchzeichnung ließ es ſich kaum erreichen. Wie bald unſere Beſorgniß ſich beſtätigen ſollte, bewieſen die wenige Wochen ſpäter mir zugegangenen Nachrichten. Man beklagt ſchon jetzt in dem griechiſchen Gemach den Verluſt mancher Theile des gemalten Frieſes.

Die Aussicht auf Veröffentlichung unserer Arbeit hatte auch das patriotische Gefühl der Bürger von Corneto wach gerufen. Sie gedachten mit Stolz ihrer antiken Herkunft und versprachen sich jetzt erneuten Ruhm für das alte Tarquinii. Von der römischen Regierung erhielten wir für die beabsichtigte Herausgabe der Zeichnungen ein Privilegium auf Jahresdauer. Nach Corneto erging das Gebot, bis zum Erscheinen unseres Werkes niemandem das Zeichnen in den Grabgemächern zu gestatten. Auch ward eine besondere Commission mit dem Schutz der Alterthümer beauftragt. „Wandgemälde aus den Hypogäen von Tarquinii", so sollte der Titel des neuen Werkes heißen, und 45 sorgfältig colorirte Bildtafeln mit zwei Vignetten und begleitendem Text enthalten. Cotta in München hatte die lithographische Ausführung übernommen.

Die Cornetonischen Entdeckungen erregten in Deutschland das größte Aufsehen. Sie bildeten das Hauptgespräch der Archäologen und Künstler. Mit Ungeduld erwartete man das verheißene Werk. In Folge des Gräberfundes sahen sich die beiden Freunde noch in allerlei Intriguen verwickelt. Der französische Archäolog Raoul Rochette wollte dem von Stackelberg begonnenen Werk den Vorrang abgewinnen und eilte nach Corneto. Da die römische Regierung ihm das Zeichnen in den Grabkammern verweigerte, suchte Rochette sich auf literarischem Wege durch Verläumdungen aller Art an Stackelberg zu rächen. Dieser vertheidigte sich durch eine launige Broschüre, die er quelques mots sur une diatribe anonyme nannte, und in der er die Anmaßung des französischen Archäologen mit eben so viel feinem Witz wie sachlicher Gelehrsamkeit geißelte. Goethe, der in diesem kleinen Federkriege ganz orientirt war, nannte Stackelbergs Broschüre „ein wahres Meisterstück" und die vorstehende parodische Vignette (Eos-Pheme und Kephalos-Rochette) „ein täuschend im Stil antiker Vasengemälde erfundenes Motiv".

Leider ist das so groß angelegte Werk „über die Hypogäen

von Tarquinii" nie zu Stande gekommen. Länger als billig blieben die Zeichnungen bei Cotta liegen. Einestheils trug Verzögerung des Textes die Schuld daran, anderntheils der zu große Koſtenaufwand, wodurch ſich eine Einigung des Verlegers mit den Herausgebern zerſchlug. Auch als einige Jahre ſpäter (1830) die Zeichnungen aus Cottas Verlag an Reimer in Berlin übergingen, verſtrich abermals viel Zeit. Indeſſen wurden jene Gemälde durch franzöſiſche Künſtler und beſonders durch Micalis etruskiſchen Atlas allgemein bekannt. Eine Herausgabe der Stackelbergſchen Arbeit konnte die Koſten des Druckes und der Lithographie nicht mehr decken. Für Keſtner war das um ſo peinlicher, da er ſeinen Antheil am Reingewinn ſchon zum voraus der Stadt Corneto für ihre Armen zugeſagt hatte. — Wo alle bereits im December 1828 lithographirten Blätter geblieben ſind, habe ich nicht erfahren können. In Corneto aber lebt das Andenken der beiden kunſtbegeiſterten Freunde noch fort, in den von ihnen geöffneten und jetzt nach ihnen benannten Gräbern. Grotta delle tre bighe oder Grotta del Barone Stackelberg hat man das griechiſche Grabgemach benannt. Grotta del Barone e Miniſtro di Keſtner das Gemach mit dem ſchönen farbenprächtigen Friese und den faſt einen Meter hohen Figuren.

Wohl als Folge jener ungeſunden und angreifenden Beſchäftigung in den feuchten Grabgewölben überfiel Stackelberg nach Vollendung ſeiner Zeichnungen ein ſchweres typhöſes Fieber. Abermals vergingen viele Monate in quälender Unthätigkeit, die ihn mehr plagte, als alle körperlichen Leiden. „Und doch darf ich nicht klagen", ſchreibt er, „denn ich war immer glücklich im Finden guter Menſchen, die mir ſtets aufrichtige Liebe und Treue bewieſen." Außer dem Diener Giuſeppe pflegte ihn dieſes Mal auch Demetrio Popandriopolo. Die Sehnſucht nach dem ehemaligen Herrn hatte ihm das Leben in Zante verleidet. Er verkaufte Haus und Weinberg, kam

nach Rom und etablirte ſich dort als Antiquitätenhändler. Rührend war ſeine Freude beim Wiederſehen mit Stackelberg. Er überhäufte ihn mit Liebkoſungen, nannte ihn bei den zärtlichſten Namen und brachte ihm wahrhaft fürſtliche Geſchenke in goldgeſtickten Tüchern, ſchönen Teppichen u. ſ. w. Mit hingebender Treue umgab er jetzt ſeinen kranken Herrn und wurde nicht müde in Beweiſen dankbarer Erkenntlichkeit für die in der Jugend ihm erwieſenen Wohlthaten.

Als Stackelberg ſich wieder erholte, war es bereits tiefer Winter. Die Reiſe in den Norden mußte bis auf das nächſte Jahr verſchoben werden. Im April 1828 unternahm er mit Keſtner und dem in Rom wieder eingetroffenen Gerhard einen letzten Ausflug durch Etrurien, Umbrien und das Sabinerland. Dann vergingen noch ein paar Monate mit Verpackung ſeiner Kunſtſchätze, wobei Thorwaldſen treulich Beiſtand leiſtete. Die vielen Kiſten ſollten einſtweilen bei Keſtner in Rom zurückbleiben. „Es iſt nicht leicht ſich von einem Orte loszureißen, wo man ſeit 12 Jahren mit allen ſeinen geiſtigen Intereſſen Wurzel gefaßt hat, wo ſelbſt die Sprache des Landes mit ihren wohllautenden Klängen uns geläufiger geworden iſt, als die früh erlernte der Kindheit. Hart iſt Beides, auf immer gehen und nimmer kommen. Wird der trübe Himmel des Nordens mir jemals erträglich werden? Es erfordert viel, um den ſchweren Riß zu verſöhnen, den die Trennung von Kunſt und Natur meinem Herzen bereiten wird. Wer weiß, wie meine Kunſtwerke noch in das Vaterland gelangen, und ob mir der Genuß wird, mein kleines Muſeum dort aufgeſtellt zu ſehen. Und doch mag ich es nirgends anders wiſſen, als in der Nähe der Meinen, zu ihrer und meiner Landsleute Freud und Nutzen. Ein Andenken an mich, wenn dieſes Daſeins Ende erreicht iſt. Soll denn aber mein Leben immer nur ein Reiſen ſein? Nirgend ſich ein Hafen, ein ganz befriedigender Ruheort finden, bis zu jenem von mir oft im Sinn erwogenen, der keinem fehlen kann. Und ſelbſt

für jenen Ort iſt es mir nicht gleichgültig, in welchem Lande er mir wird. Am liebſten dort, wo ich geboren bin!"

Der Tag vor Stackelbergs Abreiſe war ſein Geburtstag (d. 25. Juli/6. Auguſt). Gerhard und Keſtner hatten ihm in der Villa Albani ein ſinniges Abſchiedsfeſt bereitet und den Freund am frühen Morgen unter den luftigen Hallen des Dianentempels empfangen. Umgeben von Säulen und Statuen klaſſiſcher Zeit, in der milden erfriſchenden Luft, mit dem weiten Blick auf das Gebirge, las Gerhard ihm hier die Vorrede zu ihren römiſch-hyperboräiſchen Annalen und noch eine für das Werk verfaßte antiquariſche Abhandlung. Unter das erſte Heft dieſer, der ganzen gebildeten Welt jetzt zugänglichen archäologiſchen Vermittelung, ſetzte man das Datum des gegenwärtigen Tages. — In der Verbrüderung römiſch-hyperboräiſcher Freunde war allmählich das Bedürfniß entſtanden, im Hinblick auf die täglich ſich mehrenden Funde und Forſchungen eine Publikation auserleſener Denkmäler in geregelter periodiſcher Form zu unternehmen und auch außerhalb Roms geeignete Gelehrte zur Mitarbeit heranzuziehen. Zunächſt gelang es, ein Heft von 12 Platten, als «Monumenti della società Iperborea Romana» herzuſtellen. Es erſchien im Cottaſchen Verlag, kam aber nur in den erſten 12 Abdrücken zur Verbreitung. Um dieſes Unternehmen kunſtgerecht und umfaſſend in das Leben zu rufen, bedurfte es anderer Kräfte und Mittel, als auch der wohlwollendſte Verleger zu verbürgen im Stande war. Hauptſächlich durch den Herzog von Luynes angeregt, ward beſchloſſen in Rom ein Inſtitut zu gründen, das den Mittelpunkt archäologiſcher Studien von ganz Europa bilden ſollte, wohin alle neuen Entdeckungen und wiſſenſchaftlichen Reſultate berichtet würden. Stackelberg erlebte den denkwürdigen Tag nicht mehr in Rom, als an Winckelmanns Geburtstag, den 9. December 1828, die deutſche Wiſſenſchaft ſich einen eigenen Heerd auf dem hiſtoriſchen Boden einer fremden Nation gründete. In Bunſens

Wohnung auf dem Capitol verſammelten ſich an dieſem Tage die Männer: Bunſen, Gerhard, Sea, Thorwaldſen, Keſtner und Nibby, um den feierlichen Akt zu vollziehen. Durch Gerhards Vermittelung übernahm Friedrich Wilhelm IV., damaliger Kronprinz von Preußen, das Protektorat des archäologiſchen Inſtituts. „Von den 4 Stammhelden, die dem Unternehmen am eifrigſten vorgearbeitet hatten, wird Stackelbergs ſpätere Mitwirkung nur 1829 durch zwei Abhandlungen bezeugt: über eine Aeginetiſche Vaſe in Aſtragalform und über die urſprüngliche Beſtimmung des Talthybios-Reliefs." (Gerhard.) Obwohl Gerhard ihm wiederholt ſchrieb, daß ſein Name und ſeine Beiſteuer ſelbſtverſtändlich dem Instituto di correspondenza archeologica nicht fehlen dürfte, „denn Sie ſind ja nicht blos Mitdirigent des Inſtituts, ſondern dem Weſen nach ein Gründer deſſelben", ſo ſchickte er doch keine ferneren Beiträge nach Berlin an den im Intereſſe der Geſellſchaft raſtlos thätigen Freund.

Am 7. Auguſt 1828 hatte Stackelberg Rom verlaſſen und von Verona aus den letzten Blick „auf das zurückgewichene Land ſeiner Lebensfreude" geſandt. Mit dieſem Blick war für ihn eine große und bedeutungsvolle Vergangenheit abgeſchloſſen.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Aufenthalt in Paris, London und Deutſchland.

(1828—1833.)

Stackelberg reiſte zunächſt nach München, um die begonnenen Arbeiten ſeines Werkes der Hypogäen von Tarquinii zu überſehen und ſich mit Cotta perſönlich auseinander zu ſetzen. Dann ging er nach Paris, wo für die Anſichten von Griechenland in Herrn Oſterwald ein paſſender Verleger gefunden wurde, und man die Lithographie der Zeichnungen den talentvollſten Künſtlern anvertraute. Für die Herausgabe des Werkes war der König von Frankreich mit einer Summe von 20,000 Frs. eingetreten. Der Staatsſecretär hatte dem Verleger jegliche Unterſtützung zugeſagt und für die Lehranſtalten auf eine große Anzahl Exemplare abonnirt. Dieſe geſchäftlichen Angelegenheiten verlangten Stackelbergs Gegenwart auf die ganze Dauer des Winters. Da Beruf und literariſche Arbeit bereits ſeit einiger Zeit auch Bröndſted und Panofka an Paris feſſelten, trat er durch ihre Vermittelung in nähere Beziehung mit vielen gelehrten und intereſſanten Perſönlichkeiten. Aus der Fülle ſehenswürdiger Gegenſtände intereſſirte den gräberkundigen Mann vorzugsweiſe der Kirch-

hof du Père Lachaiſe, welcher ſich mit ſeinen denkmalreichen Straßen wie die Erneuerung antiker Gräberſtädte in das Unendliche hinzog. Nach dem inhaltreichen Leben in Rom vermochte Paris, dieſer Ort des Luxus und der Mode, ihn nicht zu befriedigen, und er ſehnte ſich fort aus dem verkünſtelten Treiben.

Nachdem der Text des Werkes im Entwurfe beendet und Stackelberg die erſten Blätter ſeiner Vues pittoresques lithographirt geſehen, begab er ſich im Mai 1829 in Oſterwalds Begleitung nach London. Dort lebte Cockerell in den behaglichſten Verhältniſſen, war verheirathet und bekleidete ein Ehrenamt als Architekt der Londoner Kathedrale. Nach ſeinen Zeichnungen hatte man ſchon mehrere Paläſte erbaut und in der Regentſtreet eine Kirche vollendet, die, im antiken Stil gehalten, einen überaus edlen Eindruck machte. Seine dringenden Einladungen riefen den Freund nach England hinüber. Durch dieſen Beſuch erfüllte Stackelberg ein vor elf Jahren Cockerell in Rom gegebenes Verſprechen. „Mit welcher Liebe er es anerkannte, wie er mir ſeinen Erſtgeborenen, zu deſſen Taufe ich eintraf, in die Arme legte, wie ich allabendlich aus dem Gewühl der Häuſermenge in ſein ſtilles Landhaus zurückkehrte, der Freund im Verkehr mit mir das trockene Geſchäftsleben vergaß und ſich wieder verjüngte wie ehemals, daran denke ich am liebſten."

Es hatten ſich die zwei bis drei Wochen, welche Stackelberg anfangs in London zu verweilen gedachte, bald zu längerem Aufenthalte ausgedehnt. Die Kunſtſchätze des Brittiſchen Muſeums verlangten Muße und Sammlung. Die Entfernungen in der ungeheueren Welthandelsſtadt raubten viel koſtbare Zeit. Alle in Italien gewonnenen engliſchen Freunde wohnten weit zerſtreut in Stadt und Umgegend und wollten aufgeſucht ſein. Auch mußte eine Reiſe gemacht werden in das tüchtige, durch Fleiß und großen Sinn ſchön gewordene England und Schottland. Darüber vergingen nicht Wochen, ſondern Monate.

Sie waren im höchſten Grade genußreich für Herz und Geiſt, doch ohne praktiſche Reſultate für ſein Geſchäft. Stackelberg fand in London keinen Verleger für die noch unedirten Werke, und die Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches ward nicht erreicht.

Aus England ging er über Belgien nach Deutſchland zurück und blieb drei Tage in Frankfurt am Main, mit der Redaction ſeiner Karte von Griechenland beſchäftigt. Darauf brachte ihn ein Eilwagen nach Caſſel und weiter zum dörflichen Göttingen, dieſem Engpaß ſeines Univerſitätslebens. Die Profeſſoren empfingen ihn mit beſonderer Auszeichnung. „Mitſcherlich war wieder in ſeinem Bienengarten, wie ehemals, und ganz unverändert, Heeren und Blumenbach voll Leben und Thätigkeit, Dießen trotz ſeiner Kränklichkeit doch noch regſam und feurig, ſo daß er gleich bereit geweſen wäre, wie damals vor zwanzig Jahren mit mir nach Dresden fortzuſpringen. Alle Männer, die ſich für Kunſt und klaſſiſche Literatur intereſſirten, wurden zuſammen geladen. Es gab viel Fragen und hin und her Discutiren. In den gelehrten Lebensadern ſchlug wieder einmal ein friſcher Puls. Es ſind lauter Geiſter in der Verpuppung, die zwar nach ihrer Weiſe kräftig fortwirken, aber weder ſehen noch hören, was außer ihnen liegt. Abgetrennt von der Natur und Menſchenbeobachtung, wird man im Bücherſtaube der Bibliotheken und dem einförmig beſchränkten Lebenskreiſe der Lehrſtunden nur zu leicht einſeitig. Obgleich das Werk vom Apollotempel hier nicht viel Abnehmer gefunden, ſo ward doch in der Georgia Auguſta des Autors mit rühmendem Lobe erwähnt.“ Auch wurde ihm in Göttingen eine Profeſſur angetragen. Er ſollte dort im Laufe des Winters Vorleſungen über Griechenland halten und mit Benutzung der Bibliothek zu gleicher Zeit die Bearbeitung der Vues pittoresques fördern. Für ſeine Stellung als Gelehrter war dieſer Vorſchlag eben ſo günſtig, wie ehrenvoll, denn der Gewohnheit gemäß pflegt deren Ruf erſt durch ſolche Mittel

geſetzlich feſtgeſtellt zu werden. Stackelbergs ungebundene Künſtlernatur wollte ſich aber nicht in akademiſche Seſſeln ſchlagen laſſen. Alle Anerbietungen dieſer Art hat er ſowohl jetzt als ſpäter ſtets von ſich gewieſen. Bei ſeinen alten Hauswirthen, dem Profeſſor Reuß und beſonders bei deſſen Frau, die ihm in den Univerſitätsjahren eine ſchweſterliche Neigung entgegenbrachte, fand er ſo rührende Aufnahme, als wäre er in das elterliche Haus zurückgekehrt. In Göttingen gelangte er auch wieder in Beſitz ſeiner Sachen, die er dort vor zweiundzwanzig Jahren zurückgelaſſen hatte. Obgleich ein ganzes Haus darüber abgebrannt, der Beſitzer deſſelben, dem die Kiſten anvertraut geweſen, geſtorben war und nur ſeine alte Frau noch lebte, fand Stackelberg doch alle Effecten wohl erhalten und in größter Ordnung. Die brave Frau, welche auf das Beſte für das fremde Eigenthum geſorgt hatte, wollte nicht einmal eine Vergütung annehmen und erbat ſich nur eine ſchriftliche Beſcheinigung ihrer Treue und Redlichkeit.

Es ſcheint, daß Stackelberg in jener Zeit ſich ernſtlich mit Heirathsgedanken beſchäftigte und hauptſächlich um dieſes Zweckes willen nach Hannover ging. Dort wollte er die Bekanntſchaft einer jungen Dame erneuern, welche er in Rom kennen gelernt hatte, die reich, liebenswürdig und talentvoll war und mit ihrer Mutter jetzt in Hannover lebte. Allein wenige Tage vor ſeiner Ankunft waren die Damen nach Holſtein abgereiſt. Stackelberg ſah in der verfehlten Abſicht eine Beſtimmung ſeines Schickſals und verfolgte den Plan nicht weiter. In Hannover beſuchte er noch die beiden Brüder von Auguſt Keſtner und ließ ſich des Freundes Elternhaus und Garten zeigen. Dann eilte er mit jugendlicher Ungeduld nach Weimar, um Goethe kennen zu lernen, deſſen Dichtungen ihn durch Griechenland und Italien auf allen Lebenswegen begleitet hatten, deſſen Schriften von ihm und ſeinen Freunden gleich nach ihrem Erſcheinen mit Begeiſterung geleſen wurden.

Als er die mit Statuen geſchmückte Treppe in Goethes

Hause emporstieg, mag dem reifen Manne vielleicht eben so beklommen zu Muthe gewesen sein, wie vor Zeiten dem Jüngling, als er in Bayreuth vor Jean Paul hintrat. Stackelberg war auf das freudigste überrascht durch die achtungsvolle Freundlichkeit, mit der Goethe ihm entgegenkam. Fünf Tage verweilte er in Weimar als täglicher Gast und Tischgenosse des großen Dichters. Jeden Morgen trat er schon um 10 Uhr in Goethes Studierstube, blieb bei ihm zum Frühstück, Mittag- und Abendessen, und jeden Abend, wenn er Abschied nahm, hörte er immer wieder das ermunternde Wort: „Nicht wahr, Sie bleiben noch?" Goethe ließ sich viel von Stackelberg erzählen, auch einige antike Fragmente erklären, besprach mit ihm Entstehung und Ausführung des Phigalischen Frieses, den er „ein Wunder von Herrlichkeit" nannte. Zeichnungen, Kupferstiche und Antikensammlung wurden angeschaut, über Creuzers neueste Ansichten der Mythologie discutirt. Zu Stackelbergs großem Leidwesen ward dieses Gespräch über sein Lieblingsthema durch den Kanzler Müller unterbrochen und später nicht wieder aufgenommen. Goethe lehrte ihn auch das Herz seiner Schwiegertochter gewinnen, die mit gleicher Begeisterung für die Britten, wie für die Griechen schwärmte, und der er viel und genau von Griechenland und seiner Bekanntschaft mit Lord Byron berichten mußte. Stackelberg zu Ehren wurde jeden Tag ein Fräulein v. Gersdorff zu Tische geladen, „die hübscheste junge Dame aus Weimar, sanft und jungfräulich, von hoher, schlanker Gestalt und einem Paar der schönsten Augen." Mit Goethe allein oder in Gesellschaft der liebenswürdigen Schwiegertochter wurde nach Belvedere hinausgefahren, wurden Schlösser und Gärten besucht, belebte Stunden am Hofe der vortrefflichen alten Großherzogin verbracht[1]) und im Gartenhause an der Ilm unter den Bäumen gewandelt, die Goethe selbst gepflanzt hatte. In dieser Zeit verbrachte

[1]) Die regierende Großherzogin Marie war nicht anwesend.

der Dichter ſeine Tage zum größten Theile in dem kleinen Landhauſe am Parke. Dort erſchien er Stackelberg, wie Rouſſeau, abgeſchieden von der Welt, nur ſich ſelbſt lebend, durch Journale und Zeitungen aus allen Gegenden, dem Laufe der Begebenheiten, der Entwickelung des Geiſtes zuſehend. Im Frühjahre pflanzte Goethe mit eigener Hand die Malven in ſeinem kleinen Garten, die, wie er ſagte, in ihren bunten Röcken, an hohen Stöcken hinaufgezogen, Schildwacht hielten bei ſeinen Spaziergängen. „So ſchlicht und einfach iſt Goethe in ſeinen Reden", ſchreibt Stackelberg an Keſtner, „ſo ungekünſtelt und ungewählt ſind ſeine Worte und immer treffend. Er hat die Naturſprache in ſeinem Beſitze. Es war eine Luſt, ihn mit Kindern, die immer ab und zu bei ihm vorkamen, ſprechen zu hören, denn er hat eine rührende Art, ſich mit ihnen zu unterhalten, ſpricht dann in ihrem Sinne; darum ſie auch an ihm hängen und ganz mit ihm vertraut ſind. Ich möchte nicht aufhören, von ihm zu reden, ſo hat er mich bezaubert. Ich war froh, wenn ich allein ſein und über ihn nachdenken konnte. Den feſten, ernſten Charakterausdruck abgerechnet, iſt Goethes Geſicht nicht mehr ſchön zu nennen. Die Naſe iſt ſehr ſtark, die äußeren Augenwinkel haben ſich geſenkt, die Augenſterne ſind kleiner geworden, weil ſich durch eine ſtaarartige Verbildung ein weißer Rand umher ergoſſen hat. Noch ging er, ungeſtützt und ohne den Arm eines Begleiters anzunehmen, die Treppe hinab. Rauch hat eine kleine Figur von ihm modellirt, im Überrock, die beiden Hände auf dem Rücken zuſammengefaßt, wie er oft zu thun pflegt. Ich habe Gypsabgüſſe davon geſehen, die ſehr ähnlich ſind."

Stackelberg zeichnete auch das allen wohlbekannte Landhaus an der Ilm, der ſchwierigſte Gegenſtand für den Künſtler, wenn er ſich die Aufgabe ſtellt, daß es nicht blos um des Beſitzers willen, ſondern auch als Bild Eindruck machen ſoll. Beim Abſchiede wechſelten ſie Gaſtgeſchenke. Goethe gab ihm vier Medaillen mit ſeinem Bildniß und die Zeichnung einiger

antiken Fragmente. Stackelberg verehrte ihm seine schöne Zeichnung von Taormina und ein Blatt aus den Trachten (Nr. 24). „Sie haben erreicht, wonach ich strebte", sagte Goethe bei ihrem Anblick. Schmerzlich empfand Stackelberg den Abschied von dem großen Manne, dessen Geist und Liebenswürdigkeit ihn tief ergriffen hatten. Auch Goethe bedauerte sein Fortziehen. „Als er bald darauf Frau v. Savigny, seine langjährige Freundin bei sich zu Tische sah", schreibt Bardeleben, „und der herrliche Greis ungewöhnlich mittheilend war, erwähnte er zum öfteren des Baron Otto Magnus v. Stackelberg und war ganz komisch böse, daß er nicht länger bei ihm verweilt hatte." In einem Briefe an Professor Göttling vom 22. August 1829 sagt Goethe[1]): „Ich habe Ihnen die Unterhaltung mit Herrn Baron v. Stackelberg herzlich gegönnt, da sie mir so viel Vergnügen und Belehrung gewährt. Sie konnten gleich mit ihm die bedeutendsten Erinnerungen anknüpfen, da ich wirklich einige Zeit brauchte, mich zu überzeugen, daß es der bedeutende Mann wirklich sei. Ich gestehe gern, daß, wenn manche Reisende mich ermüden, mir ein solcher Besuch zur glücklichsten Erholung dient." Unter dem Eindruck dieser unvergeßlichen Tage, reiste Stackelberg nach Jena, um seine römischen Freunde Göttling und Huschke aufzusuchen; ward dann in Leipzig mit großer Auszeichnung von den versammelten Gelehrten empfangen, und traf in Dresden die ihm eng befreundeten Familien des Gesandten v. Reden und des Grafen Baudissin.

Sowohl in der Kunst, als in der Literatur war in Dresden seit Anfang des Jahrhunderts wieder ein reicheres geistiges Leben entstanden. Wir erinnern nur an Tieck, Tiedge, Clausen Dahl, Quandt, Rumohr, Carus, Vogel v. Vogelstein, Karl Forster, Böttiger, Theodor Hell, Friedrich Kind, Carl Maria v. Weber, Morlacchi und viele Andere hier ungenannte,

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Göttling, herausgegeben von Kuno Fischer. Seite 79.

von denen Kuno Fiſchers Wort gelten kann, wenn er ſagt: „Mancherlei Größen rühmet der Tag, die flüchtig ſind, wie die Geſchlechter und Intereſſen des Tages.“ In alle dieſe Künſtler- und Gelehrtenkreiſe, deren jeder einen eigenen Mittelpunkt geiſtiger Anregung bildete, ward Stackelberg eingeführt. Beſonders anziehend und genußreich geſtaltete ſich ihm der Verkehr in Ludwig Tiecks Hauſe, wo er bald als täglich willkommener Gaſt verkehrte. Voll Begeiſterung ſpricht er von der künſtleriſchen Vollendung, mit der Tieck den Shakeſpeare, die Tragödien des Eurypides und Sophokles geleſen, und daß dort im engeren Kreiſe viel darüber verhandelt wurde, die Chöre nach griechiſchem Vorbilde auftreten zu laſſen. „Wir haben ihn vermocht, die alten Tragödien auf die Bühne zu bringen“, heißt es in ſeinem Briefe an Keſtner, „obgleich ein ſolcher Verſuch ſchon zu Wielands und Herders Zeit in Weimar verworfen worden. Der Chor ſoll im Orcheſter an einem Altare ſtehen und bei deklamatoriſcher Muſikbegleitung in gemeſſenem Tanzſchritt geſungen werden. Im Gegenſatz zu den geſprochenen Verſen wird er auf der Scene einen wunderbaren Contraſt bilden. Das gäbe eine herrliche Aufführung, wo durch Stellung, Tanz, Geſang und Deklamation etwas einfach Großes entſteht, das zwiſchen unſere Schauſpiele tritt. Niemand anders, als Tieck, kann ſo etwas durchführen, weil er die Schauſpieler zu erziehen und einzuüben weiß. Reiſſiger wird die Melodien zum Chor componiren und hat darin ſchon einige Einſicht, da er horaziſche Oden in Muſik zu ſetzen verſucht hat. Das findet gewiß Nachahmung, beſonders in Berlin und München.“ [1])

Unter den geiſtig bewegten Kreiſen der ſächſiſchen Haupt-

[1]) Dieſer Plan kam 1840 unter Friedrich Wilhelm IV. in Berlin zur Ausführung. Am 28. October ward im neuen Palais in Potsdam die Antigone zum erſten Mal aufgeführt, von Tieck nach Donners Überſetzung einſtudirt, die Chöre von Mendelsſohn komponirt, die Bühne nach Böckhs Angaben hergeſtellt.

ſtadt bildete die königliche Familie nicht blos den vornehmſten, ſondern auch den hervorragendſten. Die Bekanntſchaft mit den beiden königlichen Prinzen Friedrich und Johann entlockte Stackelberg den Ausruf: „In der Nähe ſo unterrichteter und liebenswürdiger Männer wünſchte ich zu bleiben.“ Manche vertrauliche Stunde brachte er im Schloſſe zu, wo ſtets nur die höchſten Intereſſen den Mittelpunkt der Unterhaltung bildeten. Prinz Johann, deſſen heller Geiſtesblick und lebendig poetiſche Geſinnung den ſchönſten Eindruck machte, war wohlbewandert in der römiſchen und griechiſchen Literatur und ſuchte eifrig den Umgang mit gelehrten Männern. Er war damals gerade tief verſenkt in die große Arbeit ſeiner Überſetzung des Dante und hatte eine Società Dantesca gebildet, in welcher jede einzelne Stelle der eingehendſten Prüfung unterworfen wurde. Stehende Mitglieder derſelben waren Tieck, Baudiſſin, Carl Forſter und Carus. Auch Stackelberg ward oft mit hinzugezogen und erhielt ſpäter vom Prinzen Johann, als huldvolle Gabe, ein Exemplar des Dante-Werkes zum Geſchenk.

Vielleicht in Folge ſeiner näheren Beziehungen zu den königlichen Prinzen ward Stackelberg der Antrag gemacht, in Dresden die Oberverwaltung aller ſächſiſchen Kunſtſchätze und insbeſondere des Antikenkabinets zu übernehmen. Da er aber hoffte, nach Beendigung ſeiner Arbeiten in die Heimath zurückzukehren, wollte er ſich durch keine feſte Anſtellung binden und hat ſie dankend abgelehnt. Am ſächſiſchen Hofe ward er auch dem Kronprinzen von Preußen, nachmaligem König Friedrich Wilhelm IV., vorgeſtellt. Bei einer Audienz, wo er dem hohen Herrn ſeine Zeichnungen bringen durfte, fand er vielfach Gelegenheit, deſſen umfaſſende Kenntniſſe auf dem Gebiete der Kunſt zu bewundern, und freute ſich über den Beifall, den er ſeinen Arbeiten zollte. Friedrich Wilhelm lud ihn ein, nach Berlin zu kommen, wo er ihm das neueröffnete Muſeum zeigen wollte. Bald nach dieſer Begegnung beauf-

tragte der Kronprinz von Preußen den an der Kunſtakademie angeſtellten Profeſſor Zahn: „Stackelberg in ſeinem Namen die Stelle des Directors vom Berliner Muſeum anzubieten.“ Auch dieſe ehrenvolle Aufforderung ſchlug er aus.

Durch ſeine anmuthreiche Begabung, den Reichthum ſeines Wiſſens, rückhaltloſes Wohlwollen und die große Milde ſeines Urtheils, hat Stackelberg überall auf ſeinen Lebenswegen opferfreudige und hingebende Freunde gefunden. Wie ihm Haller in Griechenland zum Lebensretter wurde, Keſtner in Rom ihm treulich zur Seite ſtand, ſo widmete ſich ihm in Dresden mit ſelbſtvergeſſener Treue und Hingebung der badiſche Geheimerath Ungern Sternberg. — Vogel v. Vogelſtein malte damals ein ſehr wohlgelungenes Ölbild von Stackelberg (ganze Figur in kleinem Maaßſtabe), welches er ſpäter wiederholte. Das erſte Bildniß iſt in Leipzig, im Beſitze der Frau Platzmann, geb. Preuſſer, die es durch Teſtamentsverfügung der Verfaſſerin dieſer Biographie vermacht hat. Das zweite Bild, welches Vogel „als einen Beweis nie erkaltender Freundſchaft“ Stackelberg verehrte, gehört gegenwärtig dem Freiherrn Otto v. Stackelberg auf Worms, einem Neffen des Otto Magnus. In einem rühmlichſt bekannten Bilde des Maler Vogel, welches Tieck darſtellt, umgeben vom gewählteſten Perſonal ſeiner Geſellſchaft, iſt auch Stackelbergs Bildniß mit einbegriffen.

Das Jahr 1830 begann mit den beſten Ausſichten auf buchhändleriſche Erfolge. Es ſchien Erſatz zu bringen für die vielfachen Auslagen der bereits edirten Werke. Oſterwald hatte für die «Vues pittoresques» ein Honorar von 25,000 Frs. zugeſichert. Reimer übernahm die „Hypogäen von Tarquinii“, die „Gräber der Hellenen“ und die zweite Abtheilung der „Trachten und Gebräuche.“ Für die beiden letztgenannten Werke war die Summe von 30,000 Rbl. Banco contractlich abgemacht. Hauptbedingung aber rechtzeitige Textlieferung. Laut Übereinkunft mußten ſämmtliche Werke im Laufe des Jahres vollendet ſein, damit ſie zu Oſtern 1831 bereits im Leipziger Meß-

katalog könnten angekündigt werden. Zur mündlichen Besprechung mit seinem Verleger reiste Stackelberg in den ersten Tagen des Juli 1830 nach Berlin. Reimer empfing ihn mit der größten Zuvorkommenheit, gab Diners in Tivoli und in Elysium, wo er Schleiermachers Bekanntschaft machte. Rauch versammelte ihm zu Ehren sämmtliche Künstler. Bei Redens wurde im täglichen Verkehr die römische Vergangenheit wieder wachgerufen. Schinkels Architektur des neueröffneten Museums hatte Stackelbergs Erwartungen nicht entsprochen und die Antikensammlung den Beschauer kalt gelassen. Theils schien ihm das Alte überschabt und verfälscht, theils nicht bedeutend genug. Einige vorzügliche Bruchstücke fand er in Tegel bei Wilhelm Humboldt. Den betenden Knaben ausgenommen, überwogen sie seiner Ansicht nach alles, was er in Berlin gesehen. So vergingen zwölf Tage.

Zum Wiedersehen römischer Freunde und Bekannte unternahm Stackelberg eine Reise nach Holstein. „Sogar bis Schleswig hinauf ward ich verschlagen", schreibt er an Bröndsted, „wo Städte und Orte immer länger wurden, wie Schatten am Abend, wie Gesichter im nördlichen Nebel. In Salkenberg gönnte ich mir die Besichtigung der Hünengräber, Druidenaltäre und Privatsammlungen, und lernte den Boden liebgewinnen, der geheiliget war durch den Zauber der Sagen. Dann besuchte ich noch Rendsburg, Plön, Alschberg, Ranzau und Cronstern's Güter und versäumte nicht, im Vorüberfahren Eutin zu sehen und das Schloß von Kiel. Mit besonderer Ehrfurcht ging ich durch die hohen Räume des alten Fürstensitzes. Hier hatte mein Vater mit Peter III. gelebt, hier seine erste Gattin gefunden. Jedes Gemach, jedes alte Bild interessirte mich. Genau die nämlichen Portraits des Gottorpschen Herzogshauses hatte ich von Kindheit auf in Saehna an den Wänden der Schlafzimmer und Rumpelkammern gesehen. Mir ward sogar die Freude, in dem alten Schloßcastellan einen Mann zu finden, der sich aus seiner Jugendzeit noch meines

Vaters erinnerte. Über den Seebergſchen Salz- und Kalkfelſen gelangte ich nach Hamburg und fand dort alles in voller Gährung. Man ſprach nur von Revolution. In Paris war der König entthront, in Braunſchweig und Dresden Aufruhr."

Sein Aufenthalt im Lande der Seen und Sümpfe hatten Stackelberg eine Halsentzündung zugezogen. Schon fieberhaft krank, eilte er Tag und Nacht unaufhaltſam nach Dresden zurück. Mit zunehmender Harthörigkeit und Augenſchwäche entwickelte ſich hier das Übel zu langwieriger Krankheit, abermals ward er Monate lang an das Zimmer gebannt. Auf ärztliche Verordnung auch zu geiſtiger Indolenz verurtheilt. Der Schmerz fehlgeſchlagener Hoffnung erhöhte das körperliche Leiden. Die Pariſer Julirevolution hatte eine allgemeine Stockung der Geſchäfte zur Folge gehabt. Auch der Buchhandel war gelähmt. Die Herausgabe des Werkes der «Vues pittoresques» mußte eingeſtellt werden, denn bei ſo bewandten Umſtänden fehlte die von der Regierung bewilligte Unterſtützung. Die politiſchen Wirren hatten Oſterwalds Verlagshandlung vollſtändig ruinirt. Stackelberg mußte auf jeglichen Gewinn verzichten. Er dankte es nur der großen Ehrenhaftigkeit ſeines Verlegers, daß jenes Werk drei Jahre ſpäter überhaupt noch vollendet wurde. Eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Exemplaren war durch den Buchhandel verbreitet, und was man aus dem Schiffbruch retten konnte, ging unter bei einem Brande in Neuchâtel, wohin Oſterwald ſich zurückgezogen hatte. Die Kriſis in der damaligen Bücherwelt war ſehr groß, für das Erſcheinen von Prachtwerken der Zeitpunkt ungünſtig, das Intereſſe an Archäologie nur gering. So fand auch Stackelbergs Werk über den Apollotempel keine rechte Empfänglichkeit im großen Publikum. „Das Kreuz der römiſch-hyperboräiſchen Archäologen iſt ſehr groß", war der Klageruf der Freunde. „Denn vielmal empfindlicher als die *phyſiſche* Kälte des Nordens, iſt dort die *moraliſche* Kälte. Das fühlt man recht, wenn das

lebendige Interesse der Italiener uns noch im frischen Andenken ist."

Kaum waren die allerorts auftauchenden revolutionären Bewegungen beseitigt, und man begann wieder in gewohnter Thätigkeit sich heimisch zu fühlen, da nahte von Osten her das Schreckensgespenst der Cholera. Zum ersten Mal war sie über Asiens Steppen bis nach Rußland vorgedrungen und hatte trotz aller Vorsichtsmaßregeln, Deutschlands Grenze schon überschritten. Wer es irgend vermochte, flüchtete vor der geheimnißvollen Macht der Ansteckung in den noch verschont gebliebenen Süden. Nach einer erfolgreichen Kur in Teplitz verließ auch Stackelberg im September 1831 das gefährdete Dresden. In Gesellschaft des Dichters Alexander von Ungern Sternberg reiste er über Hof, Bayreuth und Bamberg nach Nürnberg, um dort den Bruder seines unvergeßlichen Freundes aufzusuchen. Er konnte ihm mittheilen, daß die seltene Trefflichkeit von Hallers Charakter in den weitesten Kreisen anerkannt worden, und daß die Erzählung ihrer Freundschaft und seiner hochherzigen That sowohl in englische Anekdotensammlungen als in deutsche Kinderbücher aufgenommen sei.

Über Heilbronn, Hall und Weinsberg kam Stackelberg an den Neckar und Rhein, wo unsere Trauben blühen. „Unsere kann auch ich sagen", schreibt er, „denn wer verläugnet wohl seine deutsche Abstammung und sein deutsches Blut!" In Heidelberg ward er mit Enthusiasmus aufgenommen. Man sprach vom Doctorhut, wollte ihn als Professor an die Universität fesseln, suchte ihn zu überreden, wenigstens während des Wintersemesters Vorträge über Griechenland zu halten. Wir wissen es bereits, daß er sich einer so fremdartigen, bisher ungewohnten Thätigkeit nicht gewachsen fühlte. Hier machte er auch die Bekanntschaft von Creuzer, mit dessen Ansichten über die Symbolik griechischer Mythologie er zum größten Theil einverstanden war, und der damals in einer

eingehenden Recenſion das Werk über den Apollotempel ein Meiſterſtück genannt und zum Gebrauche in den Schulen empfohlen hatte.

Da Stackelberg in der kühlen Gebirgsgegend die Gefahr neuer Erkältung befürchtete, wählte er das nahe Mannheim zu ſeinem Winteraufenthalt. Dort lebte die verwittwete Großherzogin Stephanie von Baden und verſammelte vorzugsweiſe Künſtler und Gelehrte an ihrem kleinen Hofe. Der lebhafte Verkehr mit dieſer geiſtreichen und talentvollen Fürſtin, die ihn mit beſonderer Auszeichnung empfing, ſowie der Umgang mit einer Menge anderer vornehmer Perſönlichkeiten, verwickelten Stackelberg bald in ein Leben ununterbrochener Zerſtreuung. Dadurch ward er an der Vollendung ſeiner Werke gehindert, von den Verlegern gedrängt und in mancherlei unliebſame Erörterungen hineingezogen. Um ſich in gänzlicher Abgeſchiedenheit ungeſtört ſeinen Arbeiten widmen zu können, kehrte er im Sommer 1832 nach Heidelberg zurück. In einem einſamen Häuschen am Fuße des alten Schloſſes entſtanden die 10 erſten und einzigen Zeichnungen zu den neugriechiſchen Gebräuchen. Als er ſie an Reimer nach Berlin abgeſchickt hatte, ſchrieb er dem Geheimrath Ungern Sternberg: „Jeder Vater wird am beſten das Gefühl begreifen, welches mich beunruhigte, als ich dieſe Muſenkinder zur Vermählung mit einem mir unbekannten Kunſtroturier abreiſen und durch ſeine Hand bekannt werden ſah. Möchten ſie nur gut lithographirt werden, möchte mit dem Fleiß der Ausführung auch Geiſt in die Behandlung kommen. Die Trauer, ſeine Bemühungen nicht gedeihen zu ſehen, iſt für den Künſtler noch fühlbarer, als für den Autor. Er wird durch den Druck oft platt und matt gedrückt und zuletzt ganz unkenntlich. Da ich aus Erfahrung weiß, daß nur der Autor die Arbeit ganz getreu wiedergeben kann, darum möchte ich die Handzeichnungen für mein Portefeuille zurücknehmen. Es iſt immer beſſer, wenn die Originale aufbewahrt werden, als ein Beweis von des Künſtlers Leiſtungs-

fähigkeit. Mir bleibt dann doch der Troſt, daß ich es beſſer gemacht habe, als das Publikum denkt."

Von der königlich däniſchen Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde wurde er in dieſer Zeit zum ordentlichen Mitgliede ernannt und mit dem betreffenden Diplome beehrt. Indeſſen das Ausland ihn auf alle Weiſe auszeichnete, kannte man in Rußland ſeine Werke kaum dem Namen nach. „Die dortigen Gelehrten haben ſich weder um ſeine griechiſchen Anſchauungen viel gekümmert, noch durch akademiſche Ehren ſich ihm höflich erwieſen" (Gerhard), nur die kurländiſche Geſellſchaft für Literatur und Kunſt ihn 1830 als ordentliches Mitglied aufgenommen.

Die vielen anſtrengenden Arbeiten hatten ſeine Geſundheit vollends untergraben. Während des zweiten Winteraufenthalts in Mannheim 1833 ward er todtkrank und in Folge falſcher ärztlicher Behandlung von einem Nervenſchlage getroffen. Auf die Nachricht von des Freundes gefährlichem Zuſtande eilte Geheimrath Ungern Sternberg ſogleich herbei und geleitete ihn nach Dresden zurück. Unter der Behandlung des ihm perſönlich befreundeten Hofrath Carus wurde Stackelberg von dieſem erſten Anfall bald und glücklich wieder hergeſtellt. Sein Gedächtniß, ſein Talent, ſeine Arbeitskraft waren mit alter Friſche wiedergekehrt, und nur ſelten erinnerte eine leichte Trübung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten an die zurückgebliebene Schwäche der überſtandenen Krankheit. „Er war zufrieden und ergeben, wie ein Philoſoph", ſchreibt Bardeleben; „ich wollte er wäre es mehr als Chriſt geweſen, das hätte tiefere Wurzeln gehabt; allein der Grieche in ihm läßt ihn dieſen Anker noch nicht ergreifen. Stackelberg iſt ſehr losgelöſt vom Leben und ſpricht oft mit großer Gleichgültigkeit von dem Tode. Sein ganzes Daſein iſt ihm farblos geworden. Seine Arbeiten fördert er ſo eifrig, wie die Kräfte es ihm erlauben. Man hat ihn hier allgemein ſehr lieb. Er iſt immer gleich begeiſtert für die Kunſt und voll Sehnſucht nach Italien."

Unweit der Brücke bewohnte Stackelberg jetzt in der Meißner Gaſſe ein weinumranktes, von Frucht- und Blumengärten umgebenes Häuschen an der Elbe. Aus den Fenſtern der mit künſtleriſchem Geſchmack geordneten Wohn- und Studierzimmer erfreute man ſich ſchöner Rundſchau auf die Stadt und bergige Umgebung. Zahlreiche Freunde und Bekannte beſuchten dort „den Einſiedler von der Meißner Gaſſe", wie er ſich gern zu nennen pflegte, bewunderten die Statue der Amazone, Gemälde und Vaſen, welche einſt in Rom, jetzt in Dresden ſeine Räume ſchmückten. Ein Tyroler Fuhrmann hatte ſie ihm eines Tages ganz unerwartet vor die Thüre gefahren. Er kam aus Rom und war mit einem päpſtlichen Freibrief verſehen, der es geſtattete, Stackelbergs Kunſtſachen uneröffnet über die Grenzen italieniſcher Staaten zu führen. Auch durch Öſterreich und die anderen Lande ließ man ihn unangefochten weiter ziehen. Nicht ſo in Sachſen. Mit rohen Händen hatten die Zollbeamten dort alles bis auf den Grund ausgepackt, durchwühlt, wieder hineingeworfen und den Tyroler drei Tage an der Grenze aufgehalten. Vergebens flehte dieſer, man möge die Kiſten plombiren, damit ihre Beſichtigung auf dem Dresdener Zollamte in Stackelbergs Gegenwart geſchehe. Der brave Mann mußte es geduldig mit anſehen, wie die ihm anvertrauten Sachen ſo ſchmählich behandelt wurden. Vieles war ſehr beſchädigt, einige Vaſen und das Beil der Amazone zerbrochen, zwei große Cartons eigener Arbeit unter heftigen Regenſchauer gekommen und ſo naß geworden, daß förmlich Pfützen darauf geſtanden und die Gemälde vollſtändig ruinirt hatten. Die Art, wie Stackelberg den Verluſt aufnahm, zeugte von wahrhaft edler Selbſtbeherrſchung. Kein Wort des Zornes oder des Tadels kam über ſeine Lippen. Ruhig und freundlich ſprach er mit dem Tyroler und freute ſich nur, daß bei der anmuthigen Lage ſeiner Wohnung und den ſonnenhellen Tagen, die Gegenwart der Kunſtwerke ihn wieder nach Italien zurückverſetzen werde.

Dreißigſtes Kapitel.

Die letzten Lebensjahre, Krankheit und Tod.

(1834 – 1837.)

Wiederholte Anwandlungen von Nervenlähmung waren ſchon im Laufe des Winters vorgekommen, von Stackelberg aber nicht beachtet worden. Da traf ihn am 18. April 1834 ein zweiter Schlaganfall. Hofrath Carus verordnete gleich die zweckdienlichen Mittel, und was menſchliche Hülfe zu leiſten vermochte, das geſchah treulich in der aufopfernden Pflege ſeines Freundes Sternberg. Dieſes Mal erholte ſich Stackelberg nur ſehr langſam, und welche traurige Veränderung war in der ſchweren Zeit mit ihm vorgegangen! Sein Nervenſyſtem hatte merklich gelitten. Die geiſtige Blüthe war gebrochen, das Gedächtniß geſchwächt, die Sprache ſchwer und unverſtändlich. Ein Leiden hatte begonnen, das nur mit dem Tode enden ſollte. Es iſt eine erſchütternde Erfahrung, wenn wir ſehen müſſen, wie das thatkräftige, geiſtbelebte Daſein geliebter Menſchen ſich allmählich auflöſt und kein friſcher Lebenshauch es neu erwecken kann.

Im Jahre 1835 gebot Kaiſer Nikolai allen ſeinen Unterthanen nach Rußland zurückzukehren. Stackelberg war ſo

weit geneſen, daß er in Begleitung eines zuverläſſigen Dieners die beſchwerliche Heimreiſe am 10. Juli antreten konnte. Sein kleines Muſeum mit den in Italien geſammelten Kunſtſchätzen hatte er vorläufig noch unter der Obhut des Geheimraths Ungern Sternberg in Dresden zurückgelaſſen. Über Hamburg ging Stackelberg mit dem Dampfſchiff nach Riga, dann zu Lande weiter nach Lilienbach bei Narva, wo ſein Bruder Carl ein glückliches Familienleben führte. „Unter Donner und Blitz kam ich an“ (den 27. Juli, 8. Auguſt), ſchreibt er dem Freunde Sternberg. „Das maleriſch gelegene Lilienbach prangte im vollen Schmucke der ſchönſten Blumenanlagen. Alles war feſtlich belebt. Man feierte den Geburtstag meiner älteſten Nichte. Schweſter Charlotte mit ihren beiden Töchtern, alle acht Kinder meines Bruders und eine ganze Schaar fröhlicher Jugend fand ich dort verſammelt. Welch' ein Wiederſehen! Welche Veränderungen in den faſt zwanzig Jahren meiner Abweſenheit. Wie viel herbe Schickſale, wie viel Widerwärtigkeiten des Lebens hatten wir alle erduldet! Unſere Mutter, die vielgeliebte, lag längſt im ſtillen Grabe. Ich ſelbſt kehrte mit gebrochener Lebenskraft zurück. Aber noch ſtrebe ich darnach, meine Arbeiten zu vollenden, die ich in beſſeren Zeiten begonnen habe! Vierzehn Tage blieben wir Geſchwiſter glücklich beiſammen. Dann reiſte ich durch Ehſtland von einem Verwandtenhauſe zum anderen. Als ich nach Reval kam, das Haus meiner Mutter wiederſah, da hat es mich einen Kampf gekoſtet, die Schwelle zu überſchreiten, wo ſie einſt der Mittelpunkt aller Freude und alles Lebens geweſen. Und mit welchen Gefühlen betrat ich das Haus meiner Väter, das unvergeßliche Saehna! Wie ich 1816 voll kühner Pläne von hier ſchied, da lebte mir die Mutter noch und ihr Segen geleitete mich auf die große Reiſe zu baldigem Wiederſehen. Jetzt fuhren wir nach Kegel zu der Kapelle, wo ſie in unſerer Familiengruft ruht.“

Den Winter über lebte Otto Magnus in St. Petersburg

bei seinem Neffen, dem General von Meyendorff, den Sommer 1836 verbrachte er in Lilienbach. Immer wiederkehrende Krankheitserscheinungen gestatteten keine geregelte Fortsetzung seiner Arbeiten. Auch fehlten ihm dazu eine Menge unumgänglich nothwendiger Papiere und Notizen, die in Dresden zurückgeblieben waren. Dort hatte indessen Geheimrath Ungern Sternberg nicht allein Stackelbergs finanzielle Geschäfte übernommen, sondern auch dessen Kunstschätze geordnet, das Koloriren der Platten zum Kostümwerk, sowie die Herausgabe der übrigen Werke besorgt und keine Mühe gespart, um den Schriftstellerruhm seines Freundes zu fördern. Vor seiner Abreise aus Dresden hatte Stackelberg noch den dringenden Bitten seiner Freunde nachgegeben und auf eine sorgfältigere Ausführung des Textes zum Gräberwerk verzichtet, damit der Druck beginnen konnte. Nachdem Professor Gerhard in Gemeinschaft mit Ungern Sternberg die Correctur besorgt, wurde dieses lang vorbereitete Werk endlich der Öffentlichkeit übergeben. „Die Gräber der Hellenen" erschienen im Anfange des Jahres 1837, nur wenige Wochen vor Stackelbergs Tode. Es war seine letzte That, sein Vermächtniß an Freunde und Lebensgenossen, und das bedeutungsvolle Wort „χαῖρε" (lebewohl) am Schlusse des Textes, zugleich sein Abschiedsgruß „bei der Trennung vom irdischen Leben und dem Übergang der Seele in die Welt der Ewigkeit".

Als Stackelberg sich auch den zweiten Winter dem rauhen Klima von St. Petersburg aussetzte, konnte der kranke Körper den schädlichen Einflüssen nicht mehr widerstehen. Nach zunehmenden Leiden traf ihn ein letzter Schlaganfall, der leicht und schmerzlos das vielbewegte Leben schloß. Otto Magnus von Stackelberg starb am 27. März 1837. Sein sehnlichster Wunsch war ihm gewährt. Auf heimathlichem Boden hat er seine Pilgerreise vollendet. In heimathlicher Erde ist er neben der heißgeliebten Mutter zur Ruhe bestattet.

Auf beſonderen Wunſch der Familie übernahm Geheimrath Ungern Sternberg die Ordnung des Nachlaſſes. Man beſchloß, die Kunſtſachen in öffentlicher Auction an den Meiſtbietenden zu verkaufen. Stackelbergs Verwandte thaten geeignete Schritte, um die ruſſiſche Regierung ganz beſonders dafür zu intereſſiren. Da es für den Verkauf von Kunſtwerken in Dresden nur zwei geſchworene Auctionatoren gab, mußten ſolche Auctionen viele Monate vorher beſtimmt werden. Die Verſteigerung von Hofrath Böttigers Sammlung war für Ende September angeſagt und ſollte den ganzen Oktober füllen. Den öffentlichen Verkauf von Stackelbergs kleinem Muſeum wollte man nicht unmittelbar darauf folgen laſſen und deßhalb ward von den Freunden in Dresden der 4. September dafür angeſetzt. Mit raſtloſer Thätigkeit widmete ſich Geheimrath Sternberg den Angelegenheiten ſeines verſtorbenen Freundes, beſchäftigte ſich mit der Katalogiſirung und Aufſtellung der Kunſtſachen, veranlaßte Panofka die Vaſen zu benennen, Jablonsky die ägyptiſchen Alterthümer zu bezeichnen, Hofrath Haſe die Münzen in Ordnung zu bringen, bat Direktor Waagen Gemälde und Handzeichnungen zu revidiren, Profeſſor Gerhard die Alterthümer zu taxiren und die Manuſkripte zu ordnen. Bei der großen Menge verſchiedenartigſter Gegenſtände konnte der Katalog nicht vor dem 14. Juni gedruckt und verſandt werden. Jedenfalls ein zu kurzer Termin, um in damaliger Zeit auch nur in Deutſchland allerorts bekannt zu werden[1]).

[1]) Der Hauptmann von Gemmingen, Kommandant der Feſtung Rothenburg bei Nürnberg ſchreibt an Geheimrath Sternberg den 3. September 1837. „Gar nicht ahnend, daß eine Veräußerung der Stackelbergſchen Sammlung auf Auctionswege ſtattfinden werde, hätte ich alles verſucht, was in meinen Mitteln ſteht, um durch Thierſch und Schelling, ſowie auf einem vielleicht noch näheren Wege, dieſe ausgezeichnete Sammlung für Bayern zu ſichern. Wie ſehr muß ich es beklagen, daß der Katalog nicht gleich nach ſeiner Vollendung der Poſt übergeben wurde und ſomit zeitig genug in meine Hände kam. Ich erhielt denſelben nebſt Ihrem geehrten Schreiben vom 17. Juli erſt am 2. September, mit dem Poſtzeichen vorhergegangenen Tages aus Nürnberg, wohin Hochdieſelben ihn vermuthlich durch irgend

Die fünf nach Petersburg bestimmten Exemplare erhielt Baron Stackelberg von Lilienbach durch ganz besonderes Mißgeschick nicht mit der Post, sondern auf privatem Wege zugesandt, und zwar erst am 31. August, also vier Tage vor der Versteigerung. Die Sammlung dem Vaterlande zu erhalten, war der ausdrückliche Wunsch des Verstorbenen. Eine Erfüllung desselben gehörte zur unabänderlichen Pflicht der Erben. Um so mehr mußte es sie betrüben, daß die verspätete Bekanntmachung ganz Rußland von der Concurrenz ausschloß, zumal Se. Majestät der Kaiser damals gerade für längere Zeit abwesend war. Die Familie sah sich genöthigt, gerichtliche Verwahrung einzureichen und durch Herrn von Schröder, den russischen Gesandten in Dresden, die Auction sofort sistiren zu lassen. Da ein Theil der Sammlung schon vor der Versteigerung verkauft, ein anderer unter dem Taxationspreise abgegeben war, entstanden eine Menge beklagenswerther Complicationen und Mißverständnisse.

Was die Freunde im Bewußtsein des Rechten und Nützlichen beschlossen, ergab als Resultat nur eine Zerstückelung und Zerbröckelung der werthvollen Kunstsachen. Vasen und Terracotten, später auch die Statue der Amazone, wurden von der sächsischen Regierung angekauft. Ein Theil der Nachlassenschaft konnte den Verwandten gerettet werden. Außer der „heiligen Familie von Allori", welche Graf Stackelberg von Ellistfer erstanden, bewahrt man in Saehna sowohl alle übrigen Gemälde aus Otto Magnus kleiner Gallerie, als auch seine Handzeichnungen der Vues pittoresques, die Handzeichnungen der Trachten, die zehn Handzeichnungen zu dem unvollendet

---

eine Botengelegenheit oder auf dem Wege des Buchhandels gesendet haben. Ich fürchte sehr, die schlechten und langsamen Anstalten der Buchhändler werden dem Verkaufe geschadet haben, denn es ist auffallend, daß mir bei ziemlich ausgebreitetem Verkehr auch nicht ein Exemplar des Katalogs zugesandt und annoncirt worden ist! Auch Wellmer und Haller haben mir nichts mitgetheilt." u. s. w.

gebliebenen zweiten Theile der Trachten und Gebräuche, eine Handzeichnung von Raphael, eine von Titian, mehrere von weniger bedeutenden Meistern, werthvolle Kupferstiche, interessante Stücke ägyptischer Alterthümer und eine große Anzahl von Exemplaren des Werkes über den Apollotempel. Alle hier angeführten Gegenstände gehören jetzt zu dem Kunst-Fideicommiß der Familie Stackelberg in Saehna.

Der Hauptinhalt von dem Leben des Freiherrn Otto Magnus von Stackelberg läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. „Seine zweite Heimath war Hellas und Rom, sein Beruf die Kunst im Dienste des Alterthums, sein Ruhm die Werke über Griechenland."

Inhaltsverzeichniß.

		Einleitung	1
1.	Kapitel.	Familie und Jugendjahre	3
2.	„	Unterbrochene Studienjahre. 1801–1806	13
3.	„	Studienjahre in Göttingen. 1806–1808	24
4.	„	Fußreise nach Rom. 1808	33
5.	„	Rom. 1808–1810	44
6.	„	Die Reise nach Griechenland. 1810—1814	61
7.	„	Athen. 1810–1811	83
8.	„	Böotien. 1811	92
9.	„	Konstantinopel. 1811	102
10.	„	Troja und Pergamos, Smyrna und Ephesos. 1811	120
11.	„	Rückkehr nach Griechenland. 1811	144
12.	„	Athen, Salamis, Aegina. Reisen im Peloponnes. 1811 bis 1812	158
13.	„	Die Reise zum Styx. 1812	178
14.	„	Der Apollotempel. 1812	189
15.	„	Zante, Kephalonia, Ithaka. Rückkehr nach Athen. 1812—1813	218
16.	„	Neue Reise in den Peloponnes. 1813	234
17.	„	Im Lande der Mainoten. 1813	248
18.	„	Sparta. Die Landschaft Argolis. Rückkehr nach Athen. 1813	262
19.	„	In Gefangenschaft der Piraten	274
20.	„	Ende des griechischen Aufenthaltes. Rückkehr in die Heimath. 1814–1816	293
21.	„	Zweite Reise nach Italien. 1816	306
22.	„	Rom. 1816–1818	316
23.	„	Reise nach Neapel. 1818	332
24.	„	Hallers Tod und der Tod der Mutter	343
25.	„	Tod und Begräbniß des Papstes Pius VII. und die Ceremonien der neuen Papstwahl. 1823	355
26.	„	Reise nach Sicilien. 1824	367
27.	„	Stackelbergs Werke als Ergebniß seiner griechischen Reise	398
28.	„	Die Hypogäen von Tarquinii. 1827	408
29.	„	Aufenthalt in Paris, London und Deutschland. 1828 bis 1833	422
30.	„	Die letzten Lebensjahre, Krankheit und Tod. 1834–1837	438